Galiani's Dialoge über den getreidehandel

Ferdinando Galiani, Franz Blei

Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie Nr. 6,
herausgegeben von August Oncken.

Ferdinando Galiani's

Dialoge über den Getreidehandel.

(1770.)

Mit einer Biographie Galiani's

herausgegeben von

Dr. Franz Blei.



Bern.
Druck und Verlag von K. J. Wyß.
1895

Abbé Galiani.

Ferdinand Galiani wurde am 2. Dezember 1728 in Chieti im Königreich Neapel geboren. Seine Eltern waren der Marquis Matteo Galiani aus Foggia und Anna Maria Ciaburra aus Lucera. Das Geschlecht der Galiani hat seinen Stammsitz in Frankreich, wie auch aus dem Namen, — Galleani, Galien[1]) — hervorgeht. Der französische Graf Galien de la Serre, der des Abbé Galiani Werke herausgeben wollte, nennt sich in einem hierauf bezüglichen Briefe einen Verwandten des Neapolitaners.[2]) — Von Matteo Galiani, dem Vater, ist nicht mehr bekannt, als daß er die Stelle eines königlichen Auditors bekleidete, er scheint sich wenig um seine beiden Söhne gekümmert zu haben, deren einer Ferdinand, der andere, ältere, Bernard war. Dieser scheint dem Vater nachgeartet zu sein: er war ein fleißiger, bescheidener Gelehrter, der nur die Welt seiner Bücher kannte, durch eine Ausgabe des Vetruvius, die ihn sein Leben lang beschäftigte, erwarb er sich einen bescheidenen Ruhm.[3]) Er starb arm, so daß Ferdinand, der seinem Bruder sehr zugethan war, Mühe hatte, seine drei mitgiftlosen und auch wenig durch Schönheit ausgezeichneten Nichten zu verheiraten. — Eine Schwester Settima

[1]) Oft auch unrichtig Galliani, Gagliani geschrieben.

[2]) Mutter, B. d. A. E., p. 31, Note 3.

[3]) L'arcitectura di Vetruvius, mit Übersetzung, Kommentar und Abbildungen. Neapel 1758.

Galiani überlebte als Witwe Alfani beide Brüder. — Acht Jahre alt wurden Ferdinand und Bernard zu dem Onkel Celestin Galiani geschickt, einem freisinnigen und ungewöhnlich gebildeten Mann, der Erzbischof von Tarent und Thessalonien, königlicher Prediger und Präsident der königlichen Studienanstalten war. In ihm fanden die beiden einen ausgezeichneten Lehrer, welcher sie in der Geschichte und der lateinischen Sprache unterrichtete. Als der Erzbischof im Jahre 1740 von Karl III., dem regierenden König beider Sizilien, in einer diplomatischen Mission nach Rom geschickt wurde, gab er seine Neffen in das Celestiner Kloster St. Peter in Maietta. Nach Aussage seines Biographen erregte Ferdinand schon in dieser Zeit das Erstaunen seiner Lehrer durch einen lebhaften Geist und schlagfertiges Antworten. Unter den Celestinern, welche hier Galianis Lehrer waren, gelangten später einige zu Berühmtheit, so der Mathematiker Orlandi, der Theologe Appiano Buonafede, der später auch Ordensgeneral wurde, und ganz besonders der Abbé Genovesi, der Philosoph und Reformator des öffentlichen Unterrichtes. Auf seine Veranlassung wurde die erste italienische Lehrkanzel für politische Ökonomie errichtet [1]. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Celestin Galiani erfolggekrönt nach Neapel zurück, Ferdinand und Bernard verließen das Kloster, und im Hause des Onkels vollendeten Privatlehrer das von den Klostermönchen begonnene Erziehungswerk. Doch mehr als von diesen Lehrern lernten die beiden durch den weiten Bekanntenkreis des Onkels, der als Rektor der hohen Schule bedeutende Gelehrte bei sich sah und als Hof-

[1]) Genovesi (1712 bis 1769), Antonio, war zuerst Lehrer der Metaphysik an der Universität Neapel. Sein rationalistischer Eklektizismus zog ihm viele Verfolgungen zu, so daß er der philosophischen Lehrthätigkeit zu gunsten der wirtschaftlichen entsagte. Er lehrte 15 Jahre lang, bis zu seinem Tode, einen gemäßigten Merkantilismus, der auch in seiner Hauptschrift Lezioni di commercio o sia d' economia civile, Bassano 1765 (eine deutsche Übersetzung erschien 1776) Ausdruck fand. Vgl.: Galanti, Elogio storico di Sign. abbate Ant. Genovesi. Vened. 1774.

prediger den Adel und hohen Klerus in seinem Hause empfing. Und keine fremde Berühmtheit passierte Neapel, ohne sich in der «Casa Galiani» eingefunden zu haben. Die Biographen erzählen, daß es ein leichtes Mittel gab, sich in die Gunst des einflußreichen Prälaten zu setzen: man brauchte sich nur mit den von ihm über alles geliebten Neffen zu beschäftigen. Cusano lehrte sie Rechtswissenschaft, Mazzocchi[1]), das Orakel der Latinisten jener Zeit, führte sie in das klassische Altertum ein, Bartolomeo Intieri und der Marquis Rinuccini waren ihre Lehrer in der politischen Ökonomie Caphasi, Serao, Vico und andere bildeten ihren Geist und Geschmack in Gespräch und Unterhaltung.

Mit 16 Jahren wurde Galiani Mitglied der Akademie der «Emuli», einer Vereinigung junger Leute zum Zwecke künstlerischer und wissenschaftlicher Übungen. In diese Zeit fallen die Vorträge, von denen nur die merkwürdigen Titel überliefert sind, so jener über das für die Akademie charakteristische Thema, „ob es windig einer edlen, wohlgebildeten Seele sei, von Liebesleidenschaft ergriffen zu werden“. Diese Rede, sowie die Titel der übrigen Aufsätze — „über den Stand der Künste zur Zeit des trojanischen Krieges“ rc — sprechen dafür, daß sie weniger aus freier Wahl ihres Verfassers, als im Auftrage seiner Lehrer entstanden sind. Sie mögen immerhin für den Fleiß und die vielseitige Gelehrsamkeit Galianis ein Zeugnis sein, ein uns erhaltenes Vorkommnis charakterisiert ihn weit besser. Da es etwas von dem wenigen ist, was wir aus Galianis Jugendleben wissen, so möge der Vorfall

[1]) Mazzocchi war korrespondierendes Mitglied der Académie des inscriptions et belles lettres. Seine Meinung galt in Sachen des klassischen Altertums als Gesetz. Daß Galiani bei diesem Lehrer etwas gelernt, beweist eine Stelle in Grimm (Correspond littér. VIII. 150): „Ich habe in Paris nur einen Menschen kennen gelernt, der das Lateinische beherrschte — und dieser eine ist ein Italiener, der Abbé Galiani.“ Diderot hatte einmal in einem philologischen Streitfall das briefliche Urteil Galianis, der in Neapel weilte, ein-

erzählt sein. Man nannte später Galiani einen Harlekin mit dem Kopf eines Plato — ich weiß nicht, ob bereits die ersten Schulaufsätze diesen Kopf verraten, aber die Anekdote zeigt ihn schon als Harlekin. Bernard war Mitglied einer Akademie, deren ältere Zöglinge sich mit schwierigeren Aufgaben beschäftigten. Ihr Leiter war ein Advokat, Giovannantonio Sergio. Bernard sollte einen Vortrag über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria halten, ein eines jungen Mannes gewiß sehr würdiges Thema. Aber er mußte plötzlich nach Chieti reisen, und er bat deshalb Ferdinand, ihn zu vertreten. Eine Menge angesehener Männer saßen nun voll Erwartung in der feierlichen Akademiesitzung, als Ferdinand Galiani aufstand, um seine Ersatz-Rede über das gleiche Thema zu halten. Aber Sergio verbot es „diesem Kinde“, und er benutzte selbst die wahrscheinlich seltene Gelegenheit der großen Versammlung, dieser eines seiner gelehrten Gespräche vorzulesen. Galianis frühzeitig erwachte Eitelkeit rief nach Rache, und diese fand eine willkommene Gelegenheit in dem — Tod des Scharfrichters von Neapel. Sergios Akademie hatte nämlich den besonderen Auftrag, Trauergedichte und «Eloges» auf das Ableben von Potentaten und andern Notabilitäten zu fabrizieren. Jedes Mitglied der Akademie mußte — je nach Neigung, Studium und Fähigkeit — ein solches Opus, gereimt oder in Prosa, verfassen. Sämtliche so entstandene Grabschriften, Genealogien, Himmelfahrtsbeschreibungen wurden dann mit dem Titel «Componimenti vari per la morte etc.» luxuriös gedruckt und an ein ausgewähltes Publikum verteilt. — Als nun der genannte Scharfrichter starb, verband sich Ferdinand Galiani mit dem ihm charakterähnlichen Pasquale Carcani[1]), und in wenigen

[1]) Vgl. P. Carcani, Vita di, Napoli 1874. — Carcani war später in Staatsdiensten angestellt und eine treue Stütze der Politik Tanuccis, der sich auch der beiden Pasquillanten in Sachen der «Componimenti» annahm. Carcani hatte schon zu dieser Zeit unter einem Pseudonym einige Dramen des Metastasio parodiert.

Tagen verfertigten die beiden eine Sammlung von Elogen, welche den akademischen Stil geschickt parodierten, die «Componimenti vari per la morte di Domenico Jannacone . . . raccolti e dati in luce da G. Ant. Sergio, Avocato Napoletano». Druck, Papier und Ausstattung waren die der offiziellen «Componimenti». Ganz Neapel las das Büchlein, in ein paar Tagen mußte es einige male gedruckt werden, so groß war die Nachfrage. Mattei erzählt[1]), daß ein Vater Gerardo de Angelis, dessen Namen unter einer dieser Parodie-Grabreden stand, sich geäußert habe, er würde sie für sein Werk halten, wenn er nicht bestimmt wüßte, sie nicht geschrieben zu haben.

Im weitausholenden Genealogieftil entfaltet Galiani den Stammbaum des Scharfrichters. „Wendet nach Norden den Blick und fasset jene Regionen ins Auge, wo seit Jahrtausenden starrendes Eis das flüssende Wasser gefesselt hält — da sitzt der Quell und Ursprung des italischen Adels . . . Möge man drum nicht staunen, wenn ich sage, daß unser Jannacone . . . nicht nur aus Deutschland stammt, sondern sogar aus dem fernen Lappland. Aus Spitzbergen wurde ich sagen, wenn mir nicht schon beim Nennen so nördlicher Länder das Blut vor Kälte erstarrte. Man möge mir es auch glauben, daß das Alter seines Geschlechts — wie das einer jeden berühmten Familie — nahezu bestimmbar wird im 4. Jahrhundert, vor welcher Zeit man das Geschlecht mehr aus Zeichen und Wundern als aus authentischer Geschichte bis zu den Longobarden zurückführen kann." Galiani läßt nun die Urväter seines Helden Ghina, Persien und Gallien bevölkern; dann heißt es weiter: „ . . . aber ich höre den Leser schüchtern fragen, wie und durch welches Schicksal dieser berühmte Sproß in unseren Boden verpflanzt wurde? Die Geschichte bringt nichts Näheres über diesen Punkt. Aber was thut das? Und in welcher

[1]) Mattei, l. c. p. 15.

Familie kommt das nicht vor?" — Die Parodisten wurden vor den König gerufen, der ihnen gratulierte und sie — zur Beruhigung des aufgebrachten Sergio — zu zehn Tagen Arrest und geistlichen Übungen verurteilte.

Zwanzig Jahre war Galiani alt, da er als Satiriker debütierte, zwei Jahre später stellte er sich als Gelehrter vor 1750 erschien sein «Della Moneta». Der Verfasser war nicht genannt, und das gelehrte Neapel zerbrach sich die Köpfe darüber, wer es wohl sein könnte Man nannte andere und da diese nicht dementierten, sah sich Galiani veranlaßt, seine Autorschaft zu bekennen.[1])

Inhalt und Stil des Buches erklären die Zweifel, die man hatte, als sich Galiani nannte. In dem Nachwort zur zweiten Auflage (1780) schreibt er. „Ich habe den Stil eines gereiften Mannes angenommen, um meine Autorschaft zu verbergen, und dies wollte ich, weil mir an einem unparteiischen Urteil gelegen war" Die «Componimenti», die noch in guter, bei vielen in unangehmer Erinnerung standen, hätten ihm wohl nicht viele unparteiische Kritiker verschafft Dieses Wählen des Stiles ist charakteristisch für Galiani, dessen erstes Buch eine Stilparodie war, der in späterer Zeit mit vielem Behagen einige Kapitel eines Buches von Mercier de la Riviere parodierte und in einem Briefe das Französisch des Rabelais mit viel Geschick nachahmte. Es zeugt von seiner scharfen Beobachtung und einem feinen Verständnis des Menschlichen, Lächerlichen

«Della Moneta» hatte Galiani berühmt gemacht Doch da der Träger dieser Berühmtheit in nur bescheidenen Geld-

[1]) Vgl. die Einleitung zu «Della Moneta» — Selbst Pecchio, der Verfasser der „Geschichle der politischen Ökonomie in Italien", bezweifelt noch die Autorschaft Galianis und ist geneigt, sie Rinuccini und Intieri zuzuschreiben; Pecchio scheint die zweite Auflage von «D. M» und damit auch Galianis Nachwort nicht gekannt zu haben — Im übrigen wird darüber und über die geistige Entstehungsgeschichte von «Della Moneta» des näheren in der Einleitung zu meiner vorbereiteten Übersetzung des Buches zu sprechen sein.

verhältnissen lebte und auch keine Aussicht vorhanden war, daß der Vater Galiani dies bessere, so war es gut für Ferdinand, den klugen Onkel Celestin zu haben. Dieser verwandte sich bei Hof um eine Belohnung und eine Stelle für seinen Neffen, und man bewilligte Galiani als Beneficium den Bischofssitz von Centola und die Abtei von San Lorenzo, was ihm eine Rente von 800 Dukaten (2000 Franken) eintrug. Um jedoch in den Genuß dieser Rente zu kommen, mußte Ferdinand — wie so viele andere in gleicher Lage — die niederen Weihen nehmen, die einzigen, die er je bekam. Es wurde ihm sogar durch eine Dispens vom Papst erlaubt, trotzdem den Titel Monsignore zu führen und sich als infuliert zu betrachten. So wurde Galiani auf dem damals nicht ungewöhnlichen Wege Abbé, und nichts mehr stand im Wege für den Bezug weiterer priesterlicher Einkünfte, welche ihm auch bald zugeteilt wurden — ein Donum von 600 Dukaten (2400 Fr.) aus der Abtei Santa Catarina di Cellano und ähnliche Dona.

Nachdem so Celestin für das leibliche Wohl seines Neffen gesorgt hatte, schickte er ihn auf Reisen, welche ihm berühmte Bekanntschaften und wertvolle Konnexionen verschaffen sollten. Am 20. November 1751 kam Galiani — 23 Jahre alt — nach Rom. Er bewundert die Antiken und Roms Größe, aber Roms Größen zu bewundern, findet er keine Gelegenheit. Es freut ihn, daß auch hier sein Name gekannt und berühmt ist. Vom Kardinal Valente wird er dem Papst Lambertini vorgestellt, darüber schreibt er an seinen Onkel: Freitag war ich beim Papst, und obwohl an dem Tag Ministeraudienz war, ließ er mich doch vor den Ministern rufen. Er sprach mit mir über «Della Moneta» und lobte mich darob, aber sehr bald frug er mich um die Details der «Componimenti», die er so entzückt lobte, daß ich es gar nicht wiederholen kann. Mein Besuch war kurz, und da ich ihm nur nichts bat, blieben wir die besten Freunde von der Welt"[1])

[1]) Mitgeteilt von Perey-Maugras, Corr. I, p XIX

Von Rom geht Galiani nach Venedig, Padua, Turin und Florenz; hier wird er Mitglied der Akademie della Crusca e della Columbaria.[1] Überall ist sein Name rühmlich bekannt.

Bald nach Galianis Rückkunft nach Neapel stirbt sein geliebter Onkel, am 23. Juni 1753. Er findet Ersatz für den Verlust im Umgang mit den Freunden des Verstorbenen, den Genovesi, Broggia, Rinuccini, Intieri, welche sich bei der Fürstin von Belmonte, der Herzogin von Marigliano oder der gelehrten Herzogin von Erce treffen, welch letztere viel Gefallen an Galiani fand. In diese Zeit fällt das erläuternde Buch über Intieris Getreide-Trockenapparat, «della perfetta conservazione etc.», zu dem Bernard Galiani nach Angaben Intieris die Zeichnungen entwarf. — Ebenso die Sammlung der Vesuvgesteine und die Abhandlung darüber, welche Galiani an Benedikt XIV. schickte, mit einer feinen Hinweisung auf seine geringen Einkünfte. Die Abhandlung trug das Motto: «Beatissime pater! fac, ut lapides isti panes fiant.» Der Papst verstand den zarten Wink und verwandelte die Steine in eine Rente von 500 Dukaten (1800 Fr) aus dem Kanonat von Malfi. — Die Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji veranlaßten Karl III. zur Gründung einer Akademie, deren Aufgabe es war, die Inschriften, Malereien und Skulpturen der Ausgrabungen zu erklären. Neben Piaggia, Mazzocchi und andern war auch Galiani ein sehr thätiges Mitglied dieser Gesellschaft; von ihm rühren die meisten Abhandlungen im I. Bande des «Herculanum» her. Als Belohnung für diese Thätigkeit erhielt er eine weitere jährliche Pension von 150 Dukaten (600 Fr.) aus dem Bischofssitz von Catania. Am 3. Mai 1758 starb Galianis Protektor, Benedikt XIV., und als Zeichen der Dankbarkeit verfaßte er seine «Lodi di

[1] Eine der damals zahlreichen Akademien, welche sich — wie schon der Name «crusca» (Spreu) sagt — mit Sprachreinigung befaßten. Auf diese Weise dürfte Galiani auch die ersten Anregungen zu seinen späteren Arbeiten über italische Dialekte empfangen haben.

Benedetto». Diese Grabrede ist nach Diderot Galianis beste Schrift, und auch er selbst erklärte sie dafür.

Ganz unerwartet wurde Galiani am 10. Januar 1759 zum Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft in Paris ernannt, mit einem Gehalt von 1200 Dukaten. Mit dieser Ernennung schließt die erste Periode in Galianis Leben; es beginnt seine Pariser Zeit.

Dreißig Jahre war Galiani alt, als er mit einem Jahreseinkommen von 11,000 Fr. — ohne die bedeutende Erbschaft seines Onkels — nach Paris ging. Er war von sehr kleiner Gestalt, kaum vier und einen halben Fuß groß und mit einem kleinen Buckel. In seinem bleichen, etwas ironisch verzogenen Gesicht hatte er Augen, die nie still standen, ebensowenig wie seine Hände und Beine. Seine Rede begleitete und kommentierte er mit starken Gesten, in der Hitze der Debatte riß er sich die Perücke vom Kopf, um sie nervös auf den Händen zu balancieren. Dabei blieb er nicht ruhig auf seinem Stuhl sitzen, manchmal stand er auf ihm wie auf einer Kanzel, dann ritt er ihn wie ein Pferd, oder er schlug die Beine unter. Marmontel, der in seinen Memoiren einige der Gespräche und Scherzreden Galianis wiedergibt, sagt, es fehle ihnen das Beste, nämlich die Art der Rede und die Geberden Galianis. — Im Frühjahr 1759 verläßt Galiani Neapel und begibt sich über Rom, Genua, Lyon nach Paris, woselbst er im Juni des gleichen Jahres ankommt.

* * *

Der Hof in Versailles und die Salons in Paris — diese beiden Orte sind die Vollendung der Kultur des Ancien-Régime. Dort scharen sich der höchste Adel und der Hochklerus um den König als dessen vornehmste Lakaien — hier finden sich Wissen, Geist und Welt zusammen in dem Salon einer schöngeistigen Dame oder eines Philosophen. In Ver-

failles eine goldbestickte Würde in den steifen, weiten Prunksälen und Vorzimmern des Monarchen, eine wahnsinnige Verschwendung des Geldes von ganz Frankreich — in den Pariser Salons Unterhaltungen über Ästhetik, Moral, Politik, von geistreichen Damen „zum Gegenstand des schönen Denkens“ gemacht, von den Pikanterien der unentbehrlichen Abbés gewürzt — eine maßlose Verschwendung von Geist. Dort ein Brillantfeuerwerk in den königlichen Parks — hier ein gesprochenes Feuerwerk an der Tafel, beim Kaffe oder in einer behaglichen Kaminecke. Überall ein raffiniertes Genießen, dort mit Sinnen und Magen, hier auch mit den feineren Mitteln des schaffenden Geists. Und über all dem die flitzernde, vernünftelnde Heiterkeit einer späten, überreifen Kultur, die ihrem Ende zugeht und von der die Menschen, die es sich leisten können, mit rascher Hand noch die köstlich-süßen Herbstfrüchte pflücken. „Der Mensch ist nur zur Freude geboren, und unter den Notwendigkeiten des Lebens gebührt dem Überflüssigen der erste Rang.“ Dieses Wort des weisen Cynikers von Ferney ist noch die Losung der Jahre bis 1770, in der noch keine trübe Zukunft ihre Schatten wirft, wie später unter dem sechszehnten Ludwig.

Anfangs herrschten in den Salons die Kavaliere, die von den Philosophen abgelöst wurden; auf diese folgen dann in der Verfallszeit nach 1770 die Nur-Schöngeister. Zur Zeit Ludwigs XIV ist der Salon ein vertraulicher Familienzirkel, unter der Regentschaft und dem fünfzehnten Ludwig wird er eine halböffentliche Einrichtung, in welcher die Philosophen und Schriftsteller den Ton angeben. Gespräche über Kunst und Moral stehen auf der Tagesordnung; es folgen solche über Politik und Volkswirtschaft. Unter Ludwig XVI. verschwindet der Geist aus dem Salon, er verflacht sich zu nichtssagenden Witzeleien, lächerlich sentimentalen Rousseauaden oder wüsten Bacchanalien. Es ist, als ob die Witterung des Blutes der kommenden Revolution die Gesellschaft toller, roher

verkehrter gemacht hätte. Die letzten Gäste des letzten Salons strömen im Mai 1789 in die erste konstituierende Versammlung. —

Galianis Pariser Aufenthalt fällt in den Zenith der Salons, in die Zeit, wo er noch eine Macht war, die, wie Hettner sagt, die öffentliche Meinung von der Hofluft, Paris von Versailles unabhängig machte. Männer wie Diderot und Holbach, d'Alembert und Helvetius übten da noch die bis aufs feinste ausgebildete Kunst der geistreichen Unterhaltung, Frauen wie das Fräulein L'Espinasse, die d'Epinay und die Geoffrin machten es unmöglich, daß die graziöse Frivolität zur plumpen Zote wurde Die Gesandten der vielen kleinen Höfe wurden — scheint es — weniger zu deplomatischen Zwecken nach Paris geschickt, als mehr um ihren Fürsten von den Salons zu erzählen. So schrieb ja auch Grimm seine «Correspondance» für die Barbarenhöfe, die in ihrem Geschmack von Paris lebten, die von Paris Ideen, Gelehrte, Tänzerinnen und sogar die Sprache bezogen.

In der Zeit von 1760—70 empfängt Madame Geoffrin ihre Gäste, sie hat mehr Anmut als Geist und liebt es, ein beruhigendes «Voilà qui est bien» in die Debatte zu werfen, wenn sie ihr zu ernst und zu tief wurde. Trotzdem ist ihr Salon einer der einflußreichsten und berühmtesten.[1]) Madame Necker, die ihren Salon 1765 eröffnete, empfängt die gens des lettres jeden Freitag.[2])

Vom äußerlich bescheidenen Salon der Julie l'Espinasse sagt Grimm: „Ohne Vermögen, ohne Abkunft, ohne Schönheit war es ihr nichtsdestoweniger gelungen, in ihrem Hause eine sehr zahlreiche, sehr mannigfache und geistvolle Gesellschaft zu versammeln." Dann die Salons der d'Epinay und ihrer durch Rousseau berühmt gewordenen Schwester d'Houdetot.

[1]) Vgl. St. Beuve, Caus. d lundi II.

[2]) Vgl Houssonville, Le Salon de Mme N. 2 vols. 1882

Die Geschichte der Philosophie erzählt von der Bedeutung des Salon Holbachs, dem «Maître d'hôtel de la Philosophie» wie ihn Galiani nennt, welche köstliche Donnerstage und Sonntage die Philosophen dort verlebten, darüber schreibt oft Diderot seiner Geliebten Sophie. Wenn wir neben dem berühmten Grandval noch die Dienstage bei Helvetius, das wöchentliche Souper Grimms und das Junggesellenfrühstück Morellets erwähnen — so haben wir den Kreis der Menschen bestimmt, welche Galianis Verkehr in Paris bedeuteten.

Von den Philosophen: Holbach und Helvetius, Diderot und d'Alembert. Voltaire lebte in Ferney, und Rousseau hatte mit seinen Freunden gebrochen. Von den Diplomaten und Schriftstellern: Grimm, Gleichen, der Italiener Carraccioli, der Spanier Fuentes, der dänische Gesandte Kreuz, endlich Choiseul und Necker. Neben diesen die kleinen Geister Morellet, Marmontel, der durch seine Liebschaft mit Voltaires Geliebten mehr als durch seine philosophischen Gedichte berühmt gewordene St Lambert, der Abbé Raynal und wie sie alle heißen mögen, deren Namen wir nur kennen, weil sie uns geschwätzige Memoiren hinterließen, in welchen sie viel von sich und ein weniges von ihren großen Freunden erzählten. Fremde Besucher, die zu dieser Zeit in den Salons erschienen, Horace Walpole, Hume und der Pfarrer von Yorikhall, Sterne.

Als Galiani nach Paris, dem Grand Café de l'Europe, wie er es nannte, kam, war er enttäuscht. In Neapel war er Respektsperson gewesen, bekannt, berühmt und bewundert, in Paris war er nur der kleine, mißgestalte Sekretär einer kleinen verspotteten Gesandtschaft. Als er sich bei Hof vorstellt, lachen der König und die Courtisane über den kleinen Abbé und dieser: „Sire, ich bin nur die Probe des Sekretärs, er selbst kommt nach.“ Die Unzufriedenheit mit seiner unbedeutenden Stellung, die ihm kein Ansehen gibt, spricht sich in den ersten Briefen Galianis aus, die er an seinen Minister Tanucci schreibt. „Das Land hier,“ schreibt er am 11. Juni 1759,

„scheint dazu geschaffen zu sein, ein obscures, vergessenes Leben darin zu führen. Jedem gilt die eigene Laune als Gesetz, und man kann den nicht zwingen, mit einem zu leben, der nur mit sich selbst leben will." Am 25. Juni: „Meine Gesundheit verträgt das Klima hier nicht; schlechte Luft, schlechtes Wasser begehen fortwährende Attentate auf meinen neapolitanischen Menschen. — Dienstag wurde ich dem Herzog von Choiseul vorgestellt; es gefiel ihm, mich eine Sekunde lang anzusehen, die Geschäfte prüft er wohl nicht so, das wäre etwas zu oberflächlich. — Was in andern Ländern dazu dient, ernste Dinge zu beleuchten, dient hier zu Dingen von so herzloser Frivolität, daß man gar keine Lust hat, sie niederzuschreiben. Es wäre auch leichter, die Wellen des Meeres zu zählen, als alle die Späße, welche ein so bewegliches Volk beschäftigen, ein so oberflächliches, zu gleicher Zeit zugänglich der Begeisterung und dem Leichtsinn." Am 30. Juni 1759: „Wahrhaftig, ich bin nicht imstande, Ew. Exzellenz die gewünschten Auskünfte zu geben. Wenn meine Gesundheit es erlauben würde, zwanzig Jahre hier zu leben, ich könnte Ihnen nicht mehr sagen. — Ich bin enttäuscht, und ich sehe, daß ich nicht für Paris geschaffen bin. Meine Kleidung, mein Benehmen, meine Denkart, und alle meine Fehler von Natur aus, werden mich immer den Franzosen unausstehlich machen — und umgekehrt." Zehn Jahre später schrieb Galiani: „Man hat mich von Paris und mir damit das Herz aus der Brust gerissen." — Fast ein Jahr lang sind die Briefe Galianis an Tanucci voll der Bitten um Rückberufung. Bis Grimm auf ihn aufmerksam wurde. Melchior Grimm, dieser „französischste unter den Deutschen" in Paris, war schon 1748 nach Paris gekommen, als Reisebegleiter des Grafen Schönberg, lernte bald Rousseau und Diderot kennen und verstand es, sich durch Geist, Liebenswürdigkeit und elegante äußere Form beliebt zu machen. Mit der «Correspondance» — begonnen 1753 — wurde er ein Inventarstück der Pariser Gesellschaft und machte sich durch

sie den Barbarenhöfen nicht weniger verdient als durch die politischen Vermittlungsdienste, die er ihnen abwechselnd leistete. Schlaue Berechnung, scharfe Beobachtung zeichnen ihn aus. Er führte Galiani in die Pariser Gesellschaft ein, und bald denkt dieser nicht mehr an eine Rückkehr nach Neapel. In Fontainebleau trifft man ihn selten; die Luft sei dort zu schlecht, schreibt er an Tanucci. Um so unentbehrlicher wird er in den Pariser Salons, besonders bei Holbach und der d'Epinay. Der dogmatische Materialismus Holbachs fand in Galiani einen starken Gegner; Diderot und Morellet erzählen von Galianis verblüffenden Einwürfen, auf die Holbach nichts zu erwidern wußte, bekannt ist die auch von du Bois-Reymond zum Ausgangspunkt der Rede «Darwin versus Galiani» gemachte Geschichte von den gefälschten Würfeln.[1])

Galiani schreibt später einmal über Holbach: „Das System der Natur“ scheint nicht mit kaltem Blute geschrieben zu sein, und das ist ein großer Fehler; man glaubt ja, der Verfasser habe es mehr nötig gehabt, sich selbst zu überzeugen als die andern.“ Holbach und Galiani blieben gute Freunde, aber Holbach war zurückhaltender.

Am liebsten und häufigsten weilte Galiani bei seiner Freundin, der Madame d'Epinay, einer der geistvollsten und interessantesten Frauen des 18. Jahrhunderts.[2])

Sie war als die Tochter des Offiziers d'Esclavelles 1725 geboren und heiratete mit 20 Jahren ihren Cousin, den Generalpächter Herrn d'Epinay. Sie liebte ihn anfangs «d'un premier amour de pensionnaire», wie St. Beuve sagt.[3])

---

[1]) du Bois-Reymond. Reden I 211 ff

[2]) Percy Maugras, Une femme du monde au XVIII[me] siècle 2 vols Paris 1882. — E Scherer, Etudes III 1885. — St. Beuve, Caus. du lundi, II

[3]) St Beuve, l. c., «A vingt ans, elle est vive, mobile, confiante et un peu crédule, tendre, avec un front pur, décent, des cheveux bien plantés, une fraîcheur qui passa vite et volontiers avec des larmes d'émotion dans ses beaux yeux.» Mit dreißig Jahren gibt die

Er richtete sich bald durch ein liederliches Leben zu Grunde. Diderot sagte von ihm: «C'est un homme, qui a mangé deux millions sans dire un bon mot et sans faire une bonne action.» [1])

Julie d'Epinay trennte sich von ihrem Gemahl, von dem sie zwei Kinder hatte, und lebte bis zu ihrem Tode in einem treuen Verhältnis mit Grimm. Zwanzig Jahre, bis zum Tode der Freundin, dauerte Galianis Freundschaft zu Julie. Seine Abwesenheit von Paris änderte nichts daran. Der weitaus größte Teil aller Briefe Galianis aus Neapel sind an sie gerichtet. Er schreibt ihr einmal: „Das ist eine Freundschaft, von der die Geschichte sprechen würde, wenn sie von etwas anderem redete, als von den Dummheiten und dem Unglück der Menschen.“ Es bestand wohl kaum ein anderes Verhältnis zwischen beiden als das der Freundschaft; der

d'Epinay von sich dies Portrait: «Je ne suis point jolie, je ne suis cependant pas laide. Je suis petite, maigre, très bien faite. J'ai l'air jeune, sans fraîcheur, noble, doux, vif, spirituel et intéressant. Mon imagination est tranquille. Mon esprit est lent, juste, réfléchi et sans suite. J'ai dans l'âme de la vivacité, du courage, de la fermeté, de l'élévation et une excessive timidité.» — 1777 erschien von ihr ein Buch durch Rousseau angeregt «Conversations d'Emilie».

[1]) Mme d'Epinay gibt von dem Leben ihres Mannes dies für die Zeit typische Bild: „Sobald Herr von Epinay aufsteht, hilft ihm ein Diener in die Kleider, während zwei Lakeien seine Aufträge erwarten. Der erste Sekretär kommt und berichtet über die eingelaufene Post, mit deren Eröffnung er betraut ist, aber zweihundertmal wird er von allen möglichen Leuten unterbrochen. Bald kommt ein Pferdehändler, bald ein Sänger, der eine Arie kreischt und dem man den Eintritt in die Opernschule verspricht, zugleich erteilt man ihm eine Lektion über französische Sangart. Wenn ich ausgehe, reißen zwei Lakeien die Thürflügel auf, um mich, die ich durch ein Nadelöhr gehen könnte, durchzulassen, wobei sie ins Vorzimmer hinausschreien: „Meine Herren, Madame kommt!“ Die Herren sind Stoffhändler, Gläubiger, Instrumentenmacher, Goldarbeiter, Lakeien, Schuhputzer etc. Vor 12 oder 1 Uhr ist seine Toilette nicht vorüber, der Sekretär, der wohl aus Erfahrung weiß, daß sein Herr über die Geschäfte keinen detaillierten Aufschluß zu geben weiß, händigt ihm ein Memorandum dessen ein, was er in der Versammlung der Generalpächter zu sagen hat.“ (Mme d'Ep. Mém.)

Geliebte der d'Epinay war Grimm, und wenn es das 18. Jahrhundert in Frankreich auch gar nicht genau nahm in Sachen der ehelichen Treue, so wachte die Gesellschaft doch sehr strenge über die Treue für den Geliebten. — Grimm ist neben der d'Epinay und neben Diderot Galianis bester Freund. Mit Grimm beschäftigen sich noch die Briefe aus seinen letzten Jahren. Sayous sagt sehr richtig[1]: «Au contraire du savant Baron Holbach, Grimm, souple et ferme à la fois. judicieux et clairvoyant, avait fortifié l'indépendance naturelle de ses idées avec celle de l'abbé Galiani, et il est évident, quand on lit la «Correspondance», que plus d'une opinion singulière était née dans le cerveau de Galiani.»[2])

Was Galiani für den Salon war, berichten seine Zeitgenossen. So schreibt Diderot an seine Sophie von einem Tage in der Chevrette, dem Landgute der d'Epinay in der Nähe von Paris: Draußen ist ein regnerischer Tag; in dem düstern Salon sind sie beisammen, Diderot, Grimm, St. Lambert, die Mme d'Esclavelles mit ihren Enkeln, eine Dame, welche Grimm portraitiert; ein Fräulein stickt auf dem Tambourin, eine andere Dame spielt eine Sonate von Scarlatti. Man unterhält sich leise, in kleinen Gruppen. Es ist keine rechte Stimmung da; plötzlich: «l'abbé Galiani rentra, et avec le gentil abbé la gaieté, l'imagination, l'esprit, la folie, la plaisanterie, tout ce qui fait oublier les peines de la vie. Dieu sait les contes qu'il fit! . . L'abbé est inépuisable de mots et de traits plaisants. Je dirai des arbres de Versailles qu'ils étaient hauts, droits et minces, «comme les courtisans» ajoute l'abbé.» — Marmontel beschreibt in seinen Memoiren den

[1]) Sayous, Le XVIIIme siècle, vol 2, pg 477

[2]) Grimm (Corresp. VI. 116). «Si j'ai quelque vanité à me reprocher, c'est celle que je hse malgré moi de la conformité de mes idées avec les idées des deux hommes les plus rares que j'aie eu le bonheur de connaître, lui (Galiani) et le philosophe Denis Diderot»

Salon der Geoffrin und sagt von Galiani: «L'abbé était, de sa personne le plus joli petit arlequin qu'eût produit l'Italie, mais sur les épaules de cet arlequin était la tête de Macchiavel. Epicuréen dans sa philosophie, et avec une âme mélancolique, ayant tout vu du côté ridicule, il n'y avait rien ni en politique ni en morale, à propos de qu'il n'eût quelque bon conte à faire; ces contes avaient toujours la justesse de l'à-propos et le sel d'une allusion imprévue et ingénieuse. Figurez-vous avec cela, dans sa manière de conter et dans sa gesticulation, la gentillesse la plus naïve, et voyez quel plaisir devait nous faire le contraste du sens profond que présentait le conte, avec l'air badin du conteur. Je n'exagère point en disant qu'on oubliait tout pour l'écouter des heures entières.» — Diderot schreibt in einem Brief über Galiani: «. . . je connais peu d'hommes qui aient autant lu, plus réfléchi et acquis une plus ample provision de connaissances. Je l'ai tâté par les côtés qui me sont familières et je ne l'ai trouvé en défaut sur aucun. Sa pénétration est telle qu'il n'y a point de matière ingrate ou usée pour lui. Il a le talent de voir dans les sujets les plus communs toujours quelque face qu'on n'avait observée, de lier et d'éclaircir les plus disparates par des rapprochements singuliers, et de trancher les difficultés les plus sérieuses par des apologues originaux dont les esprits superficiels ne sentent pas toute la portée. Il n'appartient pas à tout le monde de saisir sa plaisanterie. Gai en société, je le crois mélancolique quand il est seul. Il parle volontiers et longtemps, mais quand on aime à s'instruire, on ne l'accuse pas d'avoir trop parlé. Sans lui supposer une haute opinion de l'honnêteté de l'espèce humaine, je ne l'en crois pas plus méfiant, quoiqu'il y ait dans sa politique et sa morale de conversation seule teinte de machiavélisme, je le tiens pour homme d'une probité rigoureuse . . .» Grimm sagt

von seinem Freund: «C'est Platon, avec le verve et les gestes d'Arlequin.»

Einen Harlekin, einen Possenreißer, wenig mehr sahen die Zeitgenossen in dem kleinen Abbé, die tieferen, wie Diderot und Grimm, sprechen noch von einem Plato, einem Machiavelli; aber auch mit einem Schütteln des Kopfes über das kleine neapolitanische Monstrum, und meinen, es bestehe aus zwei Hälften, die eine ein Weiser, die andere ein Narr. Wenig anders, die Narrenhälfte nur noch mehr betonend, urteilen St. Beuve und Brunetière in ihren Aufsätzen über Galiani. Und als Beleg ihrer Ansicht citieren sie rasch das Briefwort Galianis: „So bin ich, zwei Menschen in einen zusammengeknetet." Aber diese Selbstcharakteristik Galianis ist noch nicht die Lösung des Menschenproblems Galiani, das sich weder St. Beuve noch Brunetière stellen. St. Beuve ist befangen, er lebt zu sehr im Stil des 18. Jahrhunderts, er sieht gerne und nur Rokoko. Brunetière hat von vornherein entweder überschwengliche Sympathie oder unüberbrückbare Abneigung in seinen Kritiken — er ist Akademiker und das kritische Orakel der «Revue des deux mondes». Und Galiani mag er nicht leiden. Dies ist für die Kenntnis Brunetières gewiß wertvoll, weniger für die Galianis. Die Herausgeber der «Correspondance Galiani», Perey und Maugras, haben den Briefen auch eine Biographie vorausgeschickt. Sie finden darin, Galiani sei durchaus nicht so sehr Harlekin, als St. Beuve ihn malt und wollen ihre Meinung mit Galianis Briefwechsel mit Tanucci belegen, der ernst und voller Weisheit sei. Wohl, es sind Briefe eines Gesandtschaftssekretärs, der seinem Minister über alles, was er in rebus politicis hört oder sieht, Bericht erstattet, dabei viel Scharfblick zeigt, viel richtige Vermutung, bald neapolitanischen, bald groß-italischen Patriotismus, von Galianis Pasquinaden in den Pariser Salons merkt man nichts darin. Aber statt auf diese Diplomatenbriefe konnten Perey-Maugras auch auf «Della

Monota» weisen. Aber auch des würde nur sagen, Galiani war auch ein Gelehrter, wodurch aber sein Mensch noch nicht weiter erklärt ist. — Mattei endlich, ein italienischer Biograph Galianis, versucht in seiner kleinen Schrift eine „Rettung“ seines Helden vom Standpunkte des frommen, anständigen Mannes, für ihn hat Galiani nur gelebt, um Italien einen berühmten Mann mehr zu schenken — — —

Galiani wurde, wie er selbst sagt „schon in den Jugendjahren in das schöne Milieu eines Hofes geworfen, um hier Fortunas Fangball zu sein.“ Der materiellen Sorgen war er enthoben; er genoß ein arbeitsloses Einkommen, Pfründen aus Klöstern und Abteien. Er hatte Zeit und Gelegenheit, mit den Auserwählten seiner Heimat zu verkehren, sich eine bedeutende Bildung anzueignen; der Umgang mit Hochgestellten mußte schon früh in ihm ein Herrengefühl erzeugen, dem er später oft schroffen Ausdruck gab. Es ist auch selbstverständlich, daß sich in diesem neapolitanischen Hofleben Galianis Neigung zur Satire, sein Blick für das Komische stark entwickeln mußte. Von dem König beider Sizilien, Karl III., dessen Regierung in die Zeit bis 1750 fiel, sagt ein Geschichtschreiber: Ce roi, que l'on a représenté comme le protecteur des lettres, était d'une excessive ignorance.[1]) Und da Galianis Onkel, der einflußreiche Celestin, und später Tanucci, der eigentliche Regent, es ihm möglich machten, hinter die Coulissen zu schauen und da so manchen, der nach außen repräsentierte, lächerlich zu finden, so entsteht ein früher Skeptizismus, für den Galiani in seinen „Dialogues“ das Wort findet: «Il (Galiani selbst) ne croit ni ne pense un mot de tout ce qu'il dit, qu'il est le plus grand sceptique et le plus grand academique du monde, qu'il ne croit rien en rien sur rien de rien.» — Daß sehr kleine Menschen leicht boshaft werden, hat man oft beobachtet. Und Galiani

[1]) Orloff, Mémoires sur le Royaume de Naples, 1819. T. II p. 350

war fast ein Zwerg und hatte einen Buckel Der kleine Bucklige konnte sich wohl oft nicht anders an seinen Spöttern rächen als durch Bosheit, später durch die Satire, das Pasquill, wie der Fall mit dem Advokaten in der Akademie zeigt Früher Erfolg machte Galiani eitel, das Hofleben machte ihn genußsüchtig, Menschen und Dinge machten ihn skeptisch So kommt Galiani nach Paris. Er verachtet noch dieses Volk, welches „ernste Dinge zu herzlos-frivolen Späßen benutzt" Er hat noch keinen Eingang in die Gesellschaft gefunden, er sieht alles als der Gesandte, der mit etwas posierter Würde an seinen Minister berichtet Nach seinen vernichtenden Urteilen über die französische Nation müßten ihm die Engländer am besten gefallen; aber sobald er festen Fuß in der Gesellschaft faßt, ist gerade das Umgekehrte der Fall: die Engländer sind ihm verhaßt, die Franzosen liebt er über alles. Er ist in einem Brief an Tanucci (30 Juni 1759) entrüstet, verwundert, daß sich seine Landsleute an ihre Heimat kaum mehr oder nur wie im Traum erinnern. Und als er selbst Paris verlassen und in Neapel leben mußte, ist ihm Neapel ein Gräuel, über die Neapolitaner lacht er, oder er ärgert sich über sie. — Mit den Salons ging Galiani eine neue Welt auf Berauscht von der Eigenart dieser Menschen, den neuen Ideen, der schönen Faulnis des Gesellschaftslebens schlägt er Kapriolen, ist lustig, ausgelassen, weiß immer neues zu erzählen, erzählt vielmehr oft altes, das er mit neuen Augen gesehen hat — was die Gesellschaft so verwundert macht, daß sie schrieb, es gäbe nichts, dem Galiani nicht eine neue Seite abgewinnen könne. Die Pariser Gesellschaft hatte einen Stil, Galiani hatte keinen; er kam plötzlich in die Anämie dieser Gesellschaft als ein voll- und heißblütiger Neapolitaner; er liebte es, die indecentesten Dinge auf indecente Weise zu sagen. Galiani war rücksichtslos wie Rabelais, den er verehrt und den er definiert: «Il ressemble au c. d'un pauvre homme, frais, dodu, sale et bien portant» In dieser Gesellschaft verkehrten die gewiß etwas

schwerfälligen Deutschen Grimm und Holbach, die sich ob der Beweglichkeit des Neapolitaners verwunderten, was die Morellets und Marmontels zu den übertreibenden Darstellungen der Gliederverrenkungen Galianis veranlaßt. Holbach und die Materialisten, die sich um ihn gruppieren, waren Dogmatiker und lagen über Systemen; Galiani sah mit den Augen des Psychologen Details an Menschen und Sachen, welche die Systembenker in Erstaunen setzten. Galianis tiefe Psychologie macht ihn schamlos, ohne Grenzen; er ist immer persönlich, sieht alles nur persönlich — so wird er der tolle Grimasseur, der seine Zuhörer verblüfft durch den Cynismus, mit dem er von sich, von seinen und der Mitmenschen Tugenden und Lastern spricht. Er verlacht große Worte und pathetisches Gebaren, gegen Rousseau und den Atheismus hat er einen heftigen Widerwillen. Galiani schreibt in einem Brief: „Geschwätz ist es, wenn ein jeder für die Angelegenheiten der andern plädiert und nie für die eigenen — alle reden für das größte Wohl des Nächsten, die Pest über den Nächsten! Es gibt keinen Nächsten! Sagt, was Ihr braucht, oder schweigt! Wenn jeder so thun würde wie ich und jeder sprechen würde nach seinen Interessen, man würde nicht so viel Gallimathias zu hören bekommen."

Mit allen Hunden ist Galiani hinter den großen Massenschlagwörtern her, hinter den „Tugenden" und „guten Eigenschaften" der Menschen, hinter dem „erhabenen Charakter"; immer spürt er darin das „Menschliche — Allzumenschliche" auf, das ihn ja selbst peinigte, und für welche Pein er sich dadurch rächen wollte. Nur den großen, leidenschaftlichen Kraft-Naturen gestattet er alles, für sie begeistert er sich, für einen Cäsar, Nero, Cesare Borgia, Heinrich IV. — Galiani hat kein Bedürfnis, den „Aufklärer" zu spielen; als Censor verbietet er sogar einmal in Neapel die Aufführung des „Tartuffe".

Wissen, Genuß, Freiheit, moralische und politische Freiheit wünscht und billigt er nur für seinesgleichen; die Masse

des Volkes ist nur zum Regiertwerden da. „In der Politik,“ schreibt Galiani, „gestatte ich nur den reinen Machiavelismus, ungemischt, roh, grün, in seiner ganzen Stärke, in seiner ganzen Schärfe“; und «l'idée qui triomphe parmi les hommes est une folie pure.» — Diesen Galiani versteht Grimm, der etwas dunkle Ehrenmann ohne Vorurteile; er freut sich an seinem Freund; Holbach ist es lieb, einen so geistreichen Causeur an der Tafel zu haben, aber er geht principiellen Unterhaltungen gerne aus dem Weg; der schwarmerische Idealist Diderot ist einmal von Galiani begeistert, das andere Mal abgestoßen. Die Frauen sind von dem sinnenfrohen und etwas liebesderben Neapolitaner entzückt, die nervöse, zerknitterte, an Erfahrungen reiche und nach Sensationen gierige d'Epinay wird seine Freundin. — „Ich glaube, er ist melancholisch, wenn er mit sich allein ist,“ schreibt Diderot in seiner Charakteristik Galianis, andere sagen Ähnliches. Vielleicht ist diese Melancholie eine ärgerliche Scham? Scham darüber, sich in Gesellschaft ausgezogen zu haben? Angst über die Stille, die den im Reden Lebenden plötzlich umgibt? Er verschwendet sich in der Gesellschaft und geht leer, ausgeleert von ihr. „O, gewiß! Mein Buch ist tief,“ schreibt Galiani über seine „Dialoge“, „mehr als tief, es ist ganz ausgehöhlt.“ Man kann das vielleicht auch von seinem Verfasser sagen, der Menschen um sich haben muß, die ihn reizen, die ihm ihr Denken und Meinen geben müssen, damit er es ihnen zerpflückt, beschmutzt, karikiert zurückgibt. Der geborne Psychologe kann seine Leidenschaft nur in Menschengesellschaft befriedigen. „Wenn man,“ schreibt Galiani, „in dieser Welt das Leben genießen will, muß man sich immer mit Menschen abgeben, nie mit Sachen. Die Sachen gehören der Flucht der Zeiten, den Revolutionen an, sie werden historisch — und das gibt uns gar nichts. Die Personen gehören zum Genuß des Individuums.“

Das λάθε βιώσας Epikurs ist es auch, das über den ganzen Verlauf der Unterhaltung in Galianis „Dialogen“ liegt. Nicht

aus großem Interesse heraus, mehr aus Laune unterhalten sich die Herren vor und nach dem Essen über Hungersnot und Brotpreis. Galiani vergißt nie anzudeuten, daß ihm die Sachen im Grunde eigentlich gar nicht nahe gehen, daß seine Interessen gesichert sind, daß man sich nur geistreich unterhält über etwas, worüber gerade viel geschrieben und geredet wird. Wird das Gespräch einmal ernster, eindringlicher, so folgt eine um so witzigere Ironie über das aufgewandte Pathos, die alles Gesagte, allen Ernst in ein heiteres Lächeln auflöst. Die Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit eines Kreises von Menschen, wie ihn der Salon darstellt, spricht aus jeder Zeile der „Dialoge“; der Salon, dessen Lebenselement in erster Reihe das Sprechen, in zweiter das Schreiben war — an Memoiren und Briefen konnte sich die Zeit ja nicht genug thun —, und Menschen, welche oft in heiterster Laune die schwersten Worte erfanden, von denen etwas später Restif de la Bretonne, der Schriftsteller und Schriftsetzer, sagte, daß „das Volk wohl etwas damit anzufangen wissen“ werde.

Nur wenige der Leser dieser Abhandlung dürften etwas von Galiani gelesen haben; aus seinen Briefen, die er von Neapel nach Paris schreibt, meist an seine Freundin, mögen einige Citate deshalb hier Platz finden:

„Die Philosophie ist kein Effekt der Vernunft, sondern des Gewöhnens; meistens ist sie eine Besorgnis, eine geheime Furcht, manchmal ein vernünftiges Verzweifeln. —

„Metaphysik treibe ich nur, wenn ich traurig bin. —

„Wie kommt es, daß die Zeit die Heiterkeit (gaieté) verloren hat? Das hat seine Ursache in der außerordentlichen Vermehrung unserer Kenntnisse. Mit der Aufklärungswut fanden wir mehr Leere als Fülle — und im Grunde wissen wir, daß unendlich viele Dinge, die unsere Väter für Wahrheiten hielten, keine sind, und wir wissen sehr wenig Wahres, das unsere Väter nicht auch schon wußten. Die Leere in unserer

Seele und unserer Fantasie — sie ist die wahre Ursache der blasierten Traurigkeit.

Le raisonner tristement s'accrédite,
Ah! croyez-moi, l'erreur a son mérite.

Das sind die schönsten und göttlichsten Gedanken, die Voltaire gehabt hat. — Alles Wahre ist traurig —

„Die Ungläubigkeit ist die größte Überwindung, die der Mensch erkämpft hat gegen seinen Instinkt und gegen seinen Geschmack. Er beraubte sich dadurch aller Vergnügungen der Imagination, alles Geschmackes am Wunderbaren. —

„Können wir ein „System“ der Natur machen, bevor uns nicht alle ihre Gesetze bekannt sind? Gibt es noch andere als die physikalischen? Die gefälschten Würfel fallen notwendig wie die nicht gefälschten, aber sie fallen anders. —

„Voltaire hat Recht: der Mensch hat fünf Sinne für die Empfindungen von Vergnügen und Schmerz, er hat keinen einzigen, der ihm das Wahre oder Falsche einer Sache zum Bewußtsein bringt. Der Mensch ist daher nicht dazu gemacht, das Wahre zu erkennen, noch getäuscht zu werden. Genießen wir, und versuchen wir es, nicht zu leiden: das ist unser Zweck.

„Alles ist nur in Beziehung auf uns.

«La persuasion de la liberté constitue l'essence de l'homme. On pourrait même définir l'homme, un animal qui se croit libre; il est absolument impossible à l'homme d'oublier un seul instant, et de renoncer à la persuasion qu'il a d'être libre. Être persuadé d'être libre, est-il la même chose qu'être libre en effet? Ce n'est pas la même chose, mais cela produit les mêmes effets en morale. L'homme est donc libre, puisqu'il est intimement persuadé de l'être, et que cela vaut tout autant que la liberté. Voilà donc le mécanisme de l'univers expliqué clair comme de l'eau de roche. S'il y avait un seul être

libre dans l'univers, il n'y aurait plus de Dieu. L'univers se détraquerait; et si l'homme n'était pas intimement, essentiellement convaincu toujours d'être libre, le moral humain n'irait plus comme il va. La conviction de la liberté suffit pour établir une conscience, un remords, une justice, des récompenses et des peines. Elle suffit à tout; et voilà le monde expliqué en deux mots. —

„Weit entfernt vom Unglück zu sein, ist dasselbe, wie es für immer vermieden zu haben. Alles ist optisch in unserem Kopf, wir sind nicht gemacht für die Erkenntnis der Wahrheit, und die Wahrheit kümmert uns auch nichts. Die optische Täuschung ist alles, was man suchen muß. —

„Man darf über nichts verzweifeln. Und in dieser Welt, der besten aller unmöglichen, ist alles zum besten eingerichtet, denn (nota bene) das Beste ist ein Ding, das nur in unserm Kopfe existiert." —

An Madame d'Epinay „Sie haben Schmerzen in der Hand, und es ist die linke. Können Sie sich kratzen? Ich finde, daß uns die Hände gegeben sind, damit wir uns kratzen können . . . . ., denn man hat den Schwanz vergessen, wie auch bei den Affen. Wenn Sie sich kratzen können, seien Sie außer Sorge, alles Übrige wird sich finden. —

„Die Moral hat sich bei den Menschen erhalten, weil man wenig über sie sprach und niemals belehrend (didactiquement), immer nur beredt (éloquement) und poetisch. In der That, die Tugend ist eine Begeisterung (enthousiasme). Wenn man eine Kalkul macht, so wird man finden:

Gut = x, schlecht = y, und die Gleichung wird sein

$$\frac{+x}{-x} = 0 \quad \frac{+y}{-y} = 0 \text{ oder } x = y = 0.$$

„Wenn die Tugend uns nicht glücklich macht, wozu zum Teufel ist sie da? Ich rate Ihnen, haben Sie so viel Tugend als Sie für Ihr Behagen, Ihre Bequemlichkeit brauchen

und nicht mehr. — Der Zufall, der Vater des Glücks, ist oft der Großvater der Tugend. —

«L'argent et les dignités sont le plaisir parfait, mais il faut compter pour quelque chose l'honneur, car il cause un certain chatouillement de plaisir qu'on pourrait très bien appeler l'onanisme de la vertu. —

„Heros zu sein nach dem Tode? Es bei Lebzeiten zu sein, daran ist etwas. Es gibt Beachtung, bringt köstliche Verfolgungen, manchmal auch Geld. Aber nach dem Tode? Dem Schatten eines leeren Namens nachjagen, dessen eine Hälfte man dem Zufall, dem „Zur rechten Zeit", dessen andere Hälfte man der Halsstarrigkeit verdankt, die man sich so leicht aneignen kann, das ist Wahnsinn. —

„Voltaire hat Unrecht, wenn er zu den Philosophen sagt: Liebet einander, meine Kinder! Das muß man den Sekten und den Sektierern sagen, die haben es nötig. Aber die Philosophen haben gar kein Talent zum einander lieben. Die Adler fliegen nicht in Gesellschaft; man überläßt das den Rebhühnern und Staren. Voltaire hat nicht geliebt, und wird von niemandem geliebt. Er ist gefürchtet, er hat eine Klaue, das genügt. Hoch fliegen, einsam fliegen und Klauen haben — das ist die Bestimmung der großen Genies. Große Menschen sind immer intolerant gewesen und müssen es sein, die Grausamkeit erzeugt die Unabhängigkeit. —

„Tacitus und Suetonius waren nichts weiter als arme Teufel, welche ihre Werke mit frechen Pöbelmeinungen anfüllten. Tiberius war ein sehr anständiger Mensch, und Nero hatte nur den einen Fehler, etwas zu sehr Stutzer zu sein und sich bei den Römern unbeliebt zu machen durch seine Leidenschaft für die griechische Kultur. —

„Daß die Fanatiker immer das Ehekonkubinat (mariage concubinage) lieben wie St. Pierre, Luther, Decartes und Rousseau. Und daß die genialen Menschen die libertinage

lieben, Zeugen: Cäsar, Augustus, Lorenzo Medicis, Heinrich IV. x. Der Fanatiker ist glücklich in seinen fixen Ideen, er kann sich nicht leicht von ihnen entfernen, und nichts beruhigt so gut als eine Hausfrau. Die großen Menschen lieben den Tumult der Ideen und zu ihrer Erholung stürzen sie sich in einen neuen, noch heftigern Tumult. Und von allen Stürmen ist die Libertinage der heftigste; sie ist ihre Erholung. —

„Ich weiß, ich! daß ohne die Tugenden der Toleranz, des Verzeihens von Beleidigungen und ohne Mönchsmoralen die Römer ein Weltreich gegründet haben. Ich weiß, daß mit andern Maximen die Modernen Pygmäen geblieben sind und Schweine. —

„Ich liebe die Monarchie, weil ich mich der Regierung näher fühle als dem Pflug. Ich habe 15,000 Livres Einkommen, die ich verliere, wenn die Bauern reich werden. Wenn jeder so thun würde wie ich, und jeder sprechen würde nach seinen Interessen, man würde nicht so viel Geschwätz zu hören bekommen.

„Die Geschichte ist eine periodische Wiederholung derselben Ereignisse, unter andern Formeln und einer andern Manier darüber zu sprechen. —

„Der Staatsmann ist ein Mann, der den Schlüssel zum Geheimnis besitzt, der weiß, daß sich alles auf Null reduziert, der wahre Weise ist der, welcher die Nuß der Wahrheit aufgebrochen und sie leer gefunden hat —

„Es gibt Staaten, die nur schön sind in ihrer Decadence: Frankreich. — In hundert Jahren sind wir bei der Monotonie angelangt; alles wird sich gleichen. An den beiden Enden des großen Continents werden auf der einen Seite die Chinesen, auf der andern die Europäer wohnen, beide à peu près égaux. Die Regierung wird absolut sein, natürlich gemäßigt durch Förmlichkeiten und durch viele Rechtsinstanzen,

durch die Übung weicher sanfter Sitten. Viel Soldaten wird es geben und wenig Tapferkeit; viel Industrie und wenig Genie, viel Volk und wenig glückliche Menschen . . . In hundert Jahren sind wir Chinesen. —

„Was gehen uns unsere Nachkommen an? Vielleicht tritt zwischen sie und uns eine allgemeine Sündfluth!?"

* * *

„Der Abbé Galiani wird niemals bei Hof reüssieren sagt man, er denkt zu hoch und spricht zu niedrig,' berichtet Madame Necker. Und das «on dit» hatte recht. Wenn der Marquis d'Argenson eine Ministerstelle verlor durch seine unverblümte Ausdrucksweise, konnte Galiani gewiß auch nicht „reüssieren" mit seiner niederen Art zu sprechen. Er sagt auch selbst: „Wer gegen eine Seite eine Verbeugung macht, kehrt der andern den Hintern." Und der Gast Holbachs und der Freund Diderots machte wohl eher die Verbeugung nach dieser Seite. „Die Gesandten wohnen meist in Paris" schreibt Galiani an Tanucci, auch er blieb seinen Freunden nahe. Und als ihn Tanucci etwas vorwurfsvoll fragt, weshalb er so selten in Fontainebleau sei, schreibt Galiani zurück, er vertrage die Luft dort nicht. Und Tanucci antwortet ihm scherzhaft darauf: „Der Harlekin hängt im Gefängnis Arme und Beine zum Gitter hinaus, um sowenig als möglich gefangen zu sein, „das ist Ihre schlechte Luft in Fontainebleau."[1]) — Bis auf einen längeren Urlaub, den Galiani in Italien verbrachte und bis auf einen wenige Monate dauernden Aufenthalt in England (September–Dezember 1767) weilte Galiani in Paris[2]) und suchte so gut als möglich seinen Verpflich-

---

[1]) Citiert bei Perey-Mougras, denen die Briefe Tanuccis an Galiani im Original (Neapel, Archiv der auswärtigen Angelegenheiten) vorlagen.

[2]) Am 10. Juli 1769 schreibt Hume an den Abbé Morellet: The Abbé Galiani goes to Naples: he does well to leave Paris before I come thither, for I should certainly put him to death for all the ill he has spoken of England. But it has happened, as he has foretold by

tungen als Diplomat nachzukommen. Seine Berichte an Tanucci sind ausführlich und gewissenhaft, in allen sieht man Galianis völliges Eingehen auf Tanuccis Politik, die von solcher Bewandtnis war, daß man sich verwundern muß, daß Galiani zehn Jahre lang auf dem Posten bleiben konnte.

Die neapolitanische Gesandtschaft befand sich durch die in Neapel regierende Dynastie in einem Doppel-Verhältnis, die spanischen Interessen dominierten am neapolitanischen Hofe. Der Graf von Cantillana, der Gesandte Neapels in Paris, kümmerte sich als Spanier wenig um die Interessen Neapels, er glänzte mehr durch sein würdiges Ceremoniell. Tanucci, der eigentliche von Karl III. bestimmte Regent Neapels neben dem minorennen und unfähigen König Ferdinand [1]) suchte als neapolitanischer Patriot das Abhängigkeitsverhältnis der neapolitanischen von der spanischen Gesandtschaft möglichst aufzuheben. Und deshalb gab er dem Grafen von Cantillana Galiani offiziell als Sekretär, thatsächlich als eigentlichen neapolitanischen Gesandten. Und die Stelle eines solchen versah Galiani auch offiziell im Jahre 1760, als Cantillanas Anwesenheit in Spanien notwendig wurde. Wöchentlicher Bericht an Tanucci, ohne Wissen des Gesandten und Wirken im Sinne Tanuccis, war die von diesem an Galiani gegebene Aufgabe. Der schlaue Herzog von Choiseul kam bald hinter diese geheime Mission Galianis oder hatte wenigstens sichere Gründe, eine solche zu vermuten, und da er die Spanien und

his friend, Caraccioli (Neapolitanischer Gesandter in London, der Galiani zu sich einlud), who said that the Abbé would remain two months in this country, would speak all himself, would not allow an Englishman to utter a syllable; and after returning would give the character of the nation during the rest of his life, as if he were perfectly well acquainted with them.» (Life and Corresp. of David Hume, by J. H. Burton, Edinbourgh 1848.)

[1]) Bekanntlich überließ Österreich im Wiener Frieden (1738) Neapel und Sizilien als eine Sekundogenitur an die spanische Linie des Hauses Bourbon. Das Königreich Neapel durfte nicht mit der spanischen Krone vereinigt werden.

somit auch Frankreich nicht freundliche Politik Tanuccis kannte und fürchtete, sucht er Galiani aus Paris zu entfernen; natürlich ohne die Gründe davon anzugeben. Er läßt Tanucci den Vorschlag machen, er möge dem Abbé eine Stelle als neapolitanischer Minister verschaffen, „Abbé Galiani würde sich sehr glücklich schätzen, und wenn Herr von Cantillana allein hier (Paris) bliebe, ich würde es auf mich nehmen, hier ein zweiter zu sein, um die Geschäfte seiner Majestät zu besorgen.“ Tanucci meint hierauf, er beeile sich, den Vorschlag des Herzogs zu überlegen, — natürlich dachte er gar nicht daran.

Nach der Rückkehr Cantillanas in sein Amt reduciert sich Galianis Stelle und Gehalt eines Geschäftsträgers auf diejenige als Sekretär. Er beklagt sich darüber sehr bei Tanucci, bei dem auch zu gleicher Zeit die Klagen Cantillanas einlaufen, der natürlich die Beziehungen Galianis zu dem Minister durchschaut. Tanucci schreibt an Galiani: „Unser Graf (Cantillana) hat ein niedliches Gejammer darüber erhoben, daß ich Sie mit den Geschäften meines Ratgebers betraut habe. Ich habe ihm nun einen Brief geschickt ganz Honig, gezuckerter Roneur, feiner Käse und andere Specifica zur Beruhigung der Galle nach Cornelius, Celsus, Plinius u. a.“ Daß Galiani seinen Vorgesetzten nicht sehr respektierte, umsomehr nach solchen und ähnlichen Auslassungen Tanuccis, ist natürlich. Cantillana übergibt Galiani eine Bittschrift für den Minister. Galiani: „Die Bittschrift taugt nichts.“ Der Graf: „Aber Sie haben sie ja noch gar nicht gelesen!“ Galiani: „Excellenz, erlauben Sie mir zu bemerken, daß die Politik das Gegenteil von Ihrer Nase ist: die Politik ist nur gut, wenn sie kurz ist.“[1])

Im November 1764 fängt man in Paris einige Briefe Tanuccis an Galiani auf und veröffentlicht sie in französischer

[1]) Mattei, a. a. O.

Übersetzung; dies die erste ernstliche Erschütterung, die Galianis Stellung in Paris erfuhr. Und wahrscheinlich nimmt er deshalb anfangs 1765 Urlaub und geht nach Ischia ins Bad. Bis zum Oktober 1766 blieb er in Neapel. Schon im Mai dieses Jahres sollte er nach Paris zurückkehren, aber der Abschluß eines Vertrages zwischen Neapel und einer andern Macht, mit dem er betraut wurde, hielt ihn zurück. Für die gute Erledigung dieser Sache erhält er vom König den Titel eines conseiller du tribunal de commerce. Im November 1766 in Paris nimmt er sofort wieder die Korrespondenz mit Tanucci auf. Im Mai 1769 wird Galiani plötzlich aus Paris abberufen.

Aus Ferragnolis Veröffentlichungen im Archivio storico delle Provincie napolitane und den Nachforschungen, welche Perey und Maugras in Neapel anstellten, geht hervor, daß Galianis Abberufung in der Stellung Tanuccis zum Pacte de famille ihre Ursache hatte.[1])

Karl III. hinterließ, wie bereits gesagt, seinem Sohne Ferdinand (IV.) die Krone beider Sizilien, er selbst bestieg den Thron Spaniens, als sein Bruder Ferdinand VI. starb (1759.) Für den unmündigen Ferdinand, den neunjährigen König beider Sizilien amtierte ein Staatsrat, für den Tanucci regierte; er suchte Neapel möglichst unabhängig von Spanien zu machen, was auch Galianis Mission in Paris war. Als Ferdinand IV. achtzehn Jahre alt war, verheiratete er sich mit Maria Karolina, der Tochter Maria Theresias (1760), was Österreich benützte, um neuen Einfluß auf die italischen Angelegenheiten zu bekommen. In dem zwischen Ferdinand und Karolina errichteten Ehekontrakt wurde auf Verlangen Österreichs festgesetzt, daß Karolina eine beschließende Stimme in allen Regierungsangelegenheiten erhalten solle, falls sie

[1]) Vgl. Correspond. Gal. edit. Perey-Maugras, Einleitung. — A. st. d. p. N. Ann. V. fasc. IV.

Ferdinand einen Sohn gebäre. Als Tanucci seinen Fehler gewahrte, suchte er ihn durch alle Mittel wieder gut zu machen. Deshalb widersetzte er sich auch der von Choiseul gewollten Familienverbindung der Bourbonen mit den Habsburgern. Bei Gelegenheit der Koalition England-Rußland gegen Frankreich forderte England auch Dänemark auf, dieser Koalition beizutreten. Choiseul protestierte dagegen, aber Dänemark rüstete. In diesem kritischen Moment erfuhr Choiseul von einer Unterredung Galianis mit dem Baron Gleichen, diese Unterredung — vielleicht eine Privatunterhaltung unter Freunden — wurde dem dänischen Hofe von seinem Gesandten mitgeteilt. „Der Abbé Galiani, intimer Freund des Marquis Tanucci, machte dem Baron Gleichen die Mitteilung, daß der König von Neapel niemals dem Familienpakt beigetreten sei und voraussichtlich auch nicht beitreten werde und daher das geringe Einverständnis zwischen den beiden Ministern, dem von Frankreich (Choiseul) und dem von Neapel (Tanucci), ferner, daß der Hof von Neapel bereit sei, Europa über die Vereinigungsidee von Frankreich und Spanien zu enttäuschen, und er würde die erste Gelegenheit, benutzen, die sich bieten würde und die den eigenen Interessen nicht ungünstig wäre, um ganz unabhängig von den Höfen zu Versailles und Madrid zu handeln. Deshalb könne der Abbé dem Herrn von Gleichen die Hochachtung bestätigen, die man für die Freundschaft Seiner dänischen Majestät habe, und Herr von Gleichen könne dem Herrn von Bernsdorff[1]) die Versicherung geben — nicht in Ausdrücken einer ministeriellen Erklärung, sondern als ein avis confidentiel, für welches der Abbé einstehen könne, — daß der Hof von Neapel weit entfernt sei, Partei für die französisch-spanischen Erklärungen zu nehmen. Neapel würde im Gegenteil seine Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit (attentions et prévenances)

[1]) Dänischer Premierminister

verdoppeln, um seine Verbindung mit Dänemark zu befestigen." Choiseul gelang es, sich eine Kopie dieser Depesche zu verschaffen, und da es ihm darum zu thun war, den Schein des vollständigen Einverständnisses Neapels mit der Heiratspolitik Frankreichs zu erlangen, schrieb er in dringlichen Worten nach Madrid und verlangte die Abberufung Galianis Karl III. läßt sofort durch Grimaldi an Tanucci einen Brief schreiben, in welchem er ihn an seine Pflicht erinnert, mit den Bourbonen in engster Allianz zu bleiben. Der Brief verlangt ferner die sofortige Rückberufung Galianis „um fernerhin nicht mehr neuerlichen unangenehmen Folgen seiner Unterhaltungen ausgesetzt zu sein." Grimaldi schließt den Brief ironisch: „Ich bedaure, Ew. Exzellenz eine solche Zurechtweisung des Königs übermitteln zu müssen, veranlaßt durch das leichtsinnige Wort eines Ihrer Subalternen und über dessen noch größeren Leichtsinn, einem anderen seine eigenen Gedanken als die des Hofes mitzuteilen. Diese Zurechtweisung kann übrigens nur auf den Urheber des Gespräches fallen Gegeben zu Aranjuez, 18. April 1769."

Der Urheber des Gespräches war natürlich Tanucci, was sowohl Choiseul und Grimaldi als auch Karl III. bekannt war. Gemeint ist immer Tanucci, wenn von Galiani gesprochen wird. Möglich, daß eine von Tanucci gelegte Mine zu früh platzte, daß er sich über die Sicherheit seiner Position nicht klar war, möglich, daß dieser Vorfall zeigt, daß er — wie Duclos und andere meinen — mehr ein guter Jurist als ein Staatsmann war, jedenfalls mußte er Galiani fallen lassen, wenn er nicht durch das Gegenteil seinen Sturz herbeirufen wollte Am 6. Mai 1769 geht an Galiani folgende Depesche: „Der Marquis Tanucci an den Don Ferdinand Galiani. Es ist der Wille des Königs, daß V. E. illustrissime Paris verlassen, vier Tage nach Erhalt dieses, und seinen Posten als Conseiller du tribunal suprême du commerce (zu dem Galiani 1765 ernannt wurde) in Neapel an-

treten. Dies im Namen des Königs, auf daß es geschehe." Galiani antwortet bestürzt: „In allgemeinen Worten hielt mir vor zwei Monaten Choiseul eine Rede; adressiert war sie an Castromonte; mein Gesandter befürchtete, daß gegen mich etwas im Spiele sei. Aber weder er noch ich erwarteten das, was geschah. Es schien mir, daß mir nichts Unangenehmes passieren könnte. Es ist nicht so gewesen. Außer dem Tod, nichts hätte mich so treffen können. Verdiene ich mein Los, dann unterwerfe ich mich, und wenn ich es nicht verdiene, möge Gott die Ungerechtigkeit jenem verzeihen, der sie mir zugefügt hat. Sie, Ew. Exzellenz, waren es gewiß nicht." (29 Mai 1769.) Galiani wäre es ein Leichtes gewesen, sich auf Kosten Tanuccis zu rechtfertigen; aber seine Freundschaft für ihn gebot ihm, wie er später selbst schrieb, Schweigen. Es hätte auch an der Thatsache seiner Abberufung nichts geändert, wenn er Tanucci als den intellektuellen Urheber des Gespräches genannt hätte.

Wie stark Galiani von seiner Abberufung getroffen wurde, zeigt der Brief, den er kurz vor seiner Abreise an d'Alembert schrieb: «Je vous fais, mon cher d'Alembert, mes adieux; je n'ai pas eu le courage de prendre congé de vous; ce sont des moments terribles pour un cœur sensible de se séparer pour toujours de ses amis et des personnes qu'on aime et qu'on estime et honore, et qui on fait le bonheur de ma vie pendant mon séjour dans ce pays-ci. Adieu, mon cher ami, je vous écrirai, et j'espère que vous me donnerez quelquefois des nouvelles de votre santé, et me direz quelque chose du courant des sciences, au moyen de quoi je pourrai encore croire n'être pas sorti de ce monde. Adieu, mon cher ami; souvenez-vous de moi dans vos charmantes sociétés; j'aurai toujours dans mon cœur le doux et tendre souvenir d'un ami si digne et respectable Vale!» An Madame d'Epinay schreibt Galiani von Genua aus: „Meine Reise ist gut abgelaufen, zu Wasser und

zu Land; es scheint, daß alles mich treibe, um mich von allem zu entfernen, was ich habe. Ja, Paris ist mein Vaterland; man kann mich wohl daraus verbannen, aber immer wieder werde ich dahin zurückkehren. Grüßen Sie alle meine Freunde, ich habe nicht den Mut, sie Ihnen zu nennen — ich würde mich zum Fenster hinausstürzen. On m'a arraché de Paris, et on m'a arraché le cœur!»

* * *

Mit Ehren und Auszeichnungen wird Galiani in Italien empfangen. Der König belobt ihn brieflich, preist seine Talente, seinen Fleiß und Eifer, mit dem er dem Hofe diente, er erhöht sein Gehalt als Conseiller auf das Doppelte. Drei Monate bleibt Galiani noch in Genua, bevor er nach Neapel geht, wo Tanucci eifrigst bemüht ist, daß in der Gesellschaft viel Gutes und Schönes von Galiani gesprochen werde; er wollte ihm die bittere Pille versüßen. Aber Neapel kann den Abbé nicht über den Verlust von Paris trösten. Der Gegensatz der neapolitanischen Gesellschaft zu der von Paris war ein zu großer, als daß sich Galiani leicht in diese Veränderung seines Milieus hätte finden können. Die wenigen Salons, die es in Neapel gab und in denen die vornehme Welt sich traf, zeichneten sich durch nichts weiter aus, als durch die pomphaften Toiletten der Damen und durch ziemlich derbe Liebesintriguen ohne Geist und Grazie. Der ganze Witz der Damen ging darin auf, Liebhaber zu gewinnen, je mehr desto besser. „Alle Frauen, alte und junge, häßliche und schöne — haben Geliebte,“ sagt die Genferin Madame de Saussure in ihrem „Journal“[1]) von den Neapolitanerinnen. „Die Prinzessin hat

[1]) Citiert nach dem unveröffentlichten Manuskript der Saussure bei Perey-Maugras, l. c. p. 50. An einer andern Stelle schreibt Madame Saussure: «Jeudi, nous sommes allés chez la princesse Ferolite; elle est bien plus aimable depuis mardi, jour où son amant, le comte Calione, est parti, mais elle n'a point caché tout ce jour-ci le chagrin que lui cause son départ; tout le monde lui en parle comme si c'était

zum gewöhnlichen Gebrauch drei: den sanften Don Felice, den schönen Niccolino und einen Braunen, dessen Namen ich nicht behalten habe." Vom Hof sagt der französische Gesandte in Neapel: «Le ton de familiarité, d'indécence et le libertinage qui règne à cette Cour n'est pas concevable»; der Franzose hätte doch an derlei gewöhnt sein müssen. Die zum Hofball geladene Herzogin von Tripalda sagt zur Königin: „Gestatten Sie, daß ich meinen Geliebten mitbringe, ich liebe ihn so sehr und er mich auch, und ich langweile mich dort, wo ich ihn nicht sehe." Madame de Saussure erwähnt auch Galiani: „Wir waren zum Diner bei der Comtesse Oxford ... Auch der Abbé Galiani war dort, er war sehr liebenswürdig. Das Essen war vorzüglich, die Comtesse hat eine prächtige Wohnung ... Das Essen war dem von Paris gleich, aber der Abbé Galiani ist viel weniger lustig, das läßt sich gar nicht vergleichen." Der österreichische Kammerherr Hartig schreibt: „Lady Oxford versammelt viel Leute von Geist in ihrem Haus, der famose Abbé Galiani bildet die Hauptzierde. Dieses neapolitanische Genie ist auch in Paris bekannt durch seine charmantes saillies et la vivacité de son esprit und durch seine Schriften über das Getreide, die Finanzen und anderes; er scheint dazu geboren zu sein, eine Gesellschaft zu entzücken. Als Schriftsteller ebenso tief wie als Weltmann angenehm, arbeitet sein Geist ohne Unterlaß, und ich kann sagen, wenige Schriftsteller waren mir so interessant und amüsant wie er." Der französische Gesandte in Neapel, Bérenger, hatte von Choiseul den Auftrag, alles, was Galiani über Frankreich sagt, zu berichten, «sans affectation, quoique les discours de

---

son mari ou son frère. J'ai entendu un bien drôle de propos ce soir. Elle a appelé la duchesse Castel Pagano du nom de son amant, le comte de Wurmbrand; la duchesse lui a répondu: «Bon Dieu, on a comme cela des distractions; j'ai appelé tout le matin le comte de Wurmbrand, «comte Kaunitz». C'était son amant avant le comte de Wurmbrand.»

l'abbé soient par eux-mêmes fort suspects de dissimulation de sa part.» Und Bérenger chiffriert an Choiseul (30. November 1769): „Der Abbé Galiani sagt Gutes und Schlechtes über Frankreich, je nach Laune und nach den Personen, von denen er spricht. Je crois son amitié utile auprès de M. Tanucci qu'il voit assidûment, sa haine pourrait être dangereuse, je ne l'évite ni ne la recherche.»[1])

Am 28. August 1769 schreibt Galiani aus Genua an Madame Necker: „Ich amusiere hier alle Welt — nur mich nicht. Wenn mir nur einen Moment lang Paris und meine Freunde einfallen, bin ich verloren." So sehr man Galiani auch in seiner Heimat feiert, — er sehnt sich nach Paris, er schwelgt in seinen Briefen, die rasch aufeinanderfolgen, in Erinnerungen an seinen Pariser Aufenthalt. Er hofft wiederzukommen, immer vergebens. Im Jahr 1774 schreibt er: «La seule bonne chose qu'ait dite cet ennuyeux M. Sterne est lorsqu'il me dit: Il vaut mieux mourir à Paris que vivre à Naples»; ein andermal: «Quitter Paris et la vie — c'est tout un» — In den Händen Diderots und der Madame d'Epinay ließ der Abbé seine „Bombe", wie er einmal seine „Dialogues" nennt. Die Sorge um den Verleger, das Honorar, die Censur beschäftigen ihn brieflich fast ein halbes Jahr, bis «enfin Madame, je suis sous presse! Vive la joie!»[2]) seinen Fragen und Sorgen wieder eine andere Richtung gibt. Er bittet, ihm alles mitzuteilen, was in Paris vorgeht, was man zu seinen Dialogen sagt, ob und wie sich die Physiokraten ärgern, was die Philosophen machen, wie es mit der Getreidefrage in Frankreich steht. — Und nicht nur dies! Hemden, „ganz kleine Hemden", soll ihm Madame d'Epinay besorgen, Tinte soll sie ihm schicken, das Rezept eines Medicinalweines. Er wird boshaft und unausstehlich, wenn man seine Fragen nicht beantwortet, seine Aufträge nicht zu seiner

[1]) Citiert bei Perey-Maugras l. c. nach den archivalischen Akten.
[2]) Vgl. Einleitung zur Übersetzung der „Dialogues".

vollen Zufriedenheit besorgt oder wenn man ihn — Briefporti bezahlen läßt. Er macht seiner Freundin bittere Vorwürfe, wenn sie ihm einmal eine Woche lang nicht schreibt. „Ich habe ein physisches Bedürfnis nach Ihren Briefen," sagt er ihr. Und mit einer wunderbaren Geduld geht Frau von Epinay auf alle Launen ihres kleinen Tyrannen ein, der sie ein andermal wieder so vortrefflich zu trösten, zu unterhalten oder zu belehren geneigt ist. Die größte Anzahl aller Briefe Galianis ist an Madame d'Epinay geschrieben. Ihr klagt er vornehmlich die ganze Misere seines Lebens in Neapel, wo er sich unglücklich fühlt trotz aller Ämter, Gehaltserhöhungen und Auszeichnungen. St. Beuve meint, Galiani konnte naturgemäß als Neapolitaner in Neapel nicht dieses bewundernde Aufsehen erregen wie in Paris, denn seine Absonderlichkeiten hörten in Neapel auf, solche zu sein, das lebhafte Gestikulieren, der derbe Witz seien dort zu Hause. Diese Meinung St. Beuves ist aber nur die Folge des einäugigen Blicks, mit dem er Galiani betrachtet; er sieht nur den gestikulierenden Affenleib des Südländers. Hierin hat Galiani gewiß in Neapel nicht so hervorgestochen wie in Paris, wohl aber immer noch mit seiner geistigen Persönlichkeit. Und daß die neapolitanische Gesellschaft diese nicht verstand, nicht zu würdigen wußte, verstimmte den eitlen Abbé gewiß. St. Beuve hätte noch sagen müssen, daß man in Neapel die Genies, wie Galiani eines war, dutzendweise zählte. Das geistige Leben und die vernünftigen Menschen waren aber in Neapel so selten, daß Galiani sich eine Anzahl von Menschen suchte, um „Paris zu spielen" — diese Menschen waren meist Nicht-Neapolitaner. «J'ai arrangé ici un échantillon de Paris. Gletchen, le général Koch, un résident de Venise, le secrétaire d'ambassade de France et moi, nous dînons ensemble, nous nous ressemblons et nous jouons Paris, comme Nicolet joue Molière à la foire . . malgré tous les efforts du baron et les miens, il n'y a pas moyen de faire ressembler Naples

à Paris, si nous ne trouvons une femme qui nous guide, qui nous geoffrinise»[1])

Galiani trat in Neapel sein Amt als Handelsrat an, bald wurde er auch Sekretär dieses «Tribunal du commerce» einer Art Handelsgericht. „Ich bin," schreibt er, „Handelsrat in einem Land, das keinen Handel hat, voilà tout." Die beiden Stellen trugen ihm ein Jahresgehalt von 1600 Dukaten (6400 Fr.) ein, wozu noch die Präbenden aus den Abteien und Klöstern kamen, trotzdem litt Galiani meistens an Geldmangel: «Je suis si pressé d'argent», ... «êtes-vous sans argent comme moi?».. «Je suis devenu avide, sans être plus avare, au contraire, je dépense plus que jamais», und als man ihn fragt weshalb? — antwortet er lachend: „Weil ich alle Laster habe."[2]) Er sammelt Medaillen, Kameen, alte Bronzen, Vasen, Bilder, Waffen und ähnliche Kuriositaten mit dem für Galiani charakteristischen Geschmack für seltene, absonderliche Sachen, die zwischen Kunst und Kunstlichkeit liegen. Dazu noch Bücher, alte Klassiker in den schönsten und seltensten Ausgaben und Opernpartituren, von denen er, der die Musik sehr liebte, alle seiner Zeit besaß. Er schreibt einmal: «Si Necker fait le bonheur de l'Etat, Piccini fait le bonheur de la vie, ce qui vaut bien plus.»

Alles das kostete natürlich viel Geld. Und nicht nur das allein. Graf Hartig sagt in seinem Reisebuch von Galiani: „Ebenso galant und zärtlich wie Ovid und Chaulieu, haben ihn die Schönen noch mehr occupiert als die Musen, und seine Sinne gelten als so lebhaft wie sein Geist." Galianis Libertinage, der er selbst auf Kosten der Mariageconcubinage eine so begeisterte Lobrede hielt, ist im Kreise

[1]) Anspielung auf Madame Geoffrin, die Meisterin in der „Kunst des Salons."

[2]) Galianis Testament beginnt mit den Worten: „Die, welche meine Art zu leben kannten, werden nicht erstaunt darüber sein, wenn ich so wenig an Geld und Gut hinterlasse."

seiner Freunde berühmt gewesen.[1]) Auch darüber klagt er bei d'Epinay: «Point de maitresses»!

Galiani hatte in Paris ein Liebesverhältnis mit einer de la Daubinière, von dem seine Freunde und selbst Madame d'Epinay nichts wußten. Als er so plötzlich von Paris weg mußte, ließ er sie wohl nicht in besonders guter Lage zurück. Er schrieb zum ersten Mal darüber am 8. Sept. 1770 an Madame d'Epinay: «Je dois vous dire qu'un sentiment d'humanité m'a engagé à faire donner douze livres, par mois (!), à une femme, pour qu'elle puisse élever un enfant qu'un père dénaturé abandonna après avoir maladroitement engendré. Cette dame s'appelle etc.[2]) . . . . Gatti était le payeur de cette rente. Faites-moi l'amitié de vous charger de continuer ce secours à cette personne, qui viendra vous trouver, et que je vous recommande au même temps aussi vivement que je puis. Elle est, après vous, ce que j'ai laissé de plus cher à Paris . . .» Antwort darauf: «Soyez sûr de mon exactitude et de mon zèle». Im Dezember 1770 war Madame de la Daubinière schwer erkrankt: Galiani schreibt an seine Freundin: «Je suis plongé dans la plus noire affliction. Cette personne que j'aimais, parce qu'elle m'aimait, peut-être à l'heure que j'écris, n'est plus; il n'y a que vous qui soyez en état de savoir si j'en suis affligé. Le reste du monde me donne plus d'esprit que de cœur.»

Ende Jänner 1771 starb Galianis Geliebte, zwei Kinder, die sie von ihm hatte, waren schon früher gestorben.[3])

[1]) Vgl. Grimms Sermon philosophique prononcé le jour de l'an 1770. (Corresp. lit. VIII. 438 f.) und die Antwort Galianis (9. März 1771.)

[2]) Ein neapolitanischer Arzt, Freund Galianis, gesucht und berühmt wegen seiner Pockenimpfungen, weswegen er nach Paris berufen wurde.

[3]) Darauf bezieht sich die Stelle in Galianis Brief vom 2. März 1771: «Je n'ai laissé aucun enfant à Paris, les deux que j'avais eus étaient morts, leur mère l'est aussi.» Sollte Galiani selbst der «père déna-

Bald darauf starb auch Galianis Bruder Bernard und ließ ihm drei Nichten zurück, denen er Männer verschaffen sollte, was nicht leicht war, da der armgestorbene Bernard ihnen keine Mitgift hinterließ. Die Verheiratung gelang Galiani glänzend, selbst mit der buckligen dritten Nichte, die er nicht ausstehen konnte und die auch Galianis Testament bekämpfte. Er schreibt: „Sie (die dritte Nichte) war ein zähes Stück und schwer an den Mann zu bringen, da sie häßlich ist und einen Buckel hat. Endlich verheirate ich sie! Sie müssen zugeben, daß ich ein guter Heiratsvermittler bin! Wollen Sie, daß ich eine Heirat für Madame Geofferin oder für Madame Ferte-Imbault aushecke! Ich garantiere für gute Besorgung, denn ich bin berühmt in diesem Artikel, das gibt mir hier ein Ansehen, ein Relief, von dem Sie sich keine Idee machen!“ — —

Zu seinen Ämtern erhält Galiani immer neue, die sich nicht gerade durch Arbeit, sondern mehr durch Einfluß oder hohen Gehalt auszeichnen: er wird Präsident der königlichen Domänenverwaltung, bald darauf Rat beim Fiskus. Josef II. wollte, als er in Neapel war, keinen andern Cicerone als Galiani; die Prinzen von Sachsen-Gotha, der Erbprinz von Braunschweig, die Kaiserin Katharina II. von Rußland stehen mit Galiani im Briefverkehr. Grimm vermittelte die Briefbekanntschaft Katharinas mit Galiani, sie ist entzückt über die Briefe, die ihr Grimm, an den sie gerichtet sind, zu lesen gibt; sie ist begeistert von seinen „Dialogen“ und läßt ihm durch Grimm die liebenswürdigsten Schmeicheleien sagen. Sie läßt ihm eine Medaille in Bronze schicken, — Galiani erwartete eine goldene — und der Abbé muß sich im Hofstil bedanken,

turé» sein, von dem er in dem citierten Brief vom 8. September 1770 spricht? Wenn die Rente von Fr. 12 — die letzte Liebeszärtlichkeit Galianis — das einzige Einkommen der Daubinière war, ist ihr und ihrer Kinder frühes Ende nicht zu verwundern. Das «sentiment d'humanité» Galianis! . . .

was ihm viel Schwierigkeiten macht und was auch so unglücklich ausfällt, daß Katharina, die so genial Geist, Interesse und Bedeutung zu spielen verstand, entrüstet darüber ist.[1])

Neben der Besorgung seiner Amtsgeschäfte, seiner zahlreichen Gesellschaftspflichten und reichen Korrespondenz trägt sich Galiani fortwährend mit schriftstellerischen Plänen. „Ich habe tausend Bücher im Kopfe," schreibt er, meist bleibt es nur beim Einfall, bei Entwürfen, bei Kapitelüberschriften, die oft schon für sich etwas sind, so wie sein: des instincts et des goûts habituels de l'homme.[2])

Aber in Neapel fehlt ihm die Stimmung: „Wäre ich in Paris, es würde ein vortreffliches Buch." Seine Lieblingslektüre ist der Horaz, auf den er immer wieder in seinen Briefen zurückkommt; das «odi profanum vulgus et arceo» müssen ihn besonders anziehen; er schreibt einen Commentar zu Horaz, eine Biographie auf Grund seiner Gedichte. Er macht eingehende Dialektstudien und schreibt das Buch „Über den neapolitanischen Dialekt", das „Wörterbuch des neapolitanischen Dialekts". Einmal berichtet er wieder von dem Plan zu einem satirischen Buche über die Katzen;[3]) er schickt seiner Freundin eine Parodie auf das Buch eines Ekonomisten.

Galiani schrieb in dieser Zeit auch eine Komödie, d. h. von ihm stammen Idee, Plan und Figuren des „Eingebildeten Sokrates" — G. Lorenzi machte die Verse, Paisiello die

[1]) Vgl. Waliszewski, Catherine II. 4. edit. 1893. — Kurz vor seinem Tode erhält Galiani von Katharina noch eine goldene, emaillierte Chatulle.

[2]) Des instincts etc. — Avant-Propos. 1. de l'instinct de la faim, 2. de l'instinct de l'amour. Mit diesen Worten beginnt Galianis Plan, den er auch «Principes du droit des Natures et des Gens» nennt.

[3]) „Über die Katzen, aus der Katzensprache übersetzt. Die Katze bringt zuerst ihren Jungen die Gott-Menschenfurcht bei. Dann erklärt sie ihnen die Theologie: die Principien vom Gott-Mensch-Gut, vom Dämon-Hund-Böse. Hierauf schreibt sie ihnen die Moral vor: den Krieg auf Ratten und Spatzen ꝛc., dann spricht sie von der himmlischen Ratopolis" u. s. w.

Musik. Die Aufführung erregte großes Aufsehen, wegen der Portraits bekannter neapolitanischer Persönlichkeiten, die Galiani in seiner Komödie gab. Ihre weitere Aufführung wurde aus diesem Grunde verboten. Der „Eingebildete Sokrates" ist ein philosophischer Don Quichote, der in seinem dazu überredeten Barbier seinen Plato — Sancho-Pansa findet, als Schierlingsbecher, den er nach mancherlei Narreteien verlangt, eine Purganz empfängt, die ihn heilt. — Bei Gelegenheit des Vesuvausbruches (28 August 1773) schreibt Galiani die satirische «Spaventosissima descrizione» gegen die unsinnige Angst seiner Landsleute. Für Geld schreibt er bald darauf ein völkerrechtliches Buch „Über die Pflichten neutraler Mächte gegenüber den kriegführenden" «Ce livre», schreibt Galiani darüber, «sera au point qu'on jurera que c'est Wolfius ou Puffendorfius, qui en est l'auteur; je fais cet ouvrage uniquement pour de l'argent.»

Um diese Zeit schwinden alle Hoffnungen Galianis auf eine Rückkehr nach Paris. Seine Briefe werden hastiger „ich habe Eile", dann wieder sind sie voll Klagen und von einer leidenschaftlichen Traurigkeit, deren Grund nicht klar ist, „meine Seele ist verstimmt." Dazu kommt noch, daß seine Freundin Madame d'Epinay schwer erkrankt ist, ihre Briefe werden seltener, oft schreibt für sie ihre Tochter oder der Sekretär. Im April 1783 teilt ihm ein Brief der Madame du Boccage den Tod der d'Epinay mit [1])

Galiani, der sich rühmte, nicht einmal beim Tode seines Vaters geweint zu haben, wurde von dieser Nachricht schwer betroffen, dies zeigt sein Brief an Madame du Boccage.

---

[1]) Grimm schreibt über ihr Sterben «On l'a vue dix ans de suite, accablee des maux les plus douloureux, ne supporter la vie qu'à force d'opium, mourir et ressusciter vingt fois, sans cesser de mettre à profit les intervalles où ce cruel état la laissait respirer pour remplir tous les devoirs de la tendresse maternelle et tous ceux de l'amitie la plus empressée et la plus active.» (Corr XIII 396)

« Madame d'Epinay n'est plus ! j'ai donc ainsi cessé d'être! . Mon cœur n'est plus parmi les vivants, il est tout entier dans un tombeau . . il n'y a plus pour moi, j'ai vécu, j'ai donné de sages conseils, j'ai servi l'Etat et mon maître, j'ai tenu lieu de père à une famille nombreuse, j'ai écrit pour le bonheur de *mes semblables* et dans cet âge où l'amitié devient plus nécessaire, j'ai perdu tous mes amis! J'ai tout perdu! On ne survit point à ses amis.» Mit Madame d'Epinay war für Galiani auch Paris gestorben, er wird für den kurzen Rest seines Lebens Neapolitaner und setzt dem auch keinen Widerstand mehr entgegen, das Band, das ihn mit Paris verknüpfte und das ihn immer nach Paris zog, war zerrissen — er resigniert mit Neapel. Im gleichen Jahre stirbt d'Alembert, im nächsten Diderot. Mit dem Tode der Madame d'Epinay hören die Briefe Galianis nach Paris auf, wir besitzen nur mehr einen Brief von ihm, er schrieb ihn auf dem Sterbebette an die Königin Karolina von Neapel.

* * *

Wie Galiani in den letzten Jahren seines Lebens war oder gewesen sein soll, berichtet ein Franzose, der ihn in Neapel traf; er schildert ihn als einen Possen- und Zotenreißer und schenkt ihm sein Mitleid Es soll das, was der Berichter zu Hauptanklagen gegen Galiani macht, nicht widerlegt, auch nicht entschuldigt werden. Aus dem Grunde, da darin nichts Anklagbares gefunden werden kann. Galiani war so, und war so ein voller Mensch Es ist der frühgealterte Galiani, der eine frühreife Jugend hatte, der nun am Ende seines Lebens voller Erfahrungen und voller Erkenntnisse steht. Und deshalb ist es ihm — nach der Art seiner Erfahrungen und Erkenntnisse — gleichgültig, ob er tief oder flach erscheint, er kümmert sich nicht um den Ruf des Weisen — der ja nach der gemeinen Auffassung einen Astralleib haben muß — er hat es nicht notwendig, sich und seinen Instinkten irgend-

welchen Zwang aufzuerlegen, nur um dem Ruf seiner Weisheit gerecht zu werden. Und Galianis „Weisheit“ ist nicht eine konstruierte Askese, die von einem unfähigen Körper und schwachen Instinkten getragen und entschuldigt wird, sondern ein starkes Betonen des endlosen Triumphes der Instinkte über alles endliche Denken der Menschheit — Und da ist es eine häufige und natürliche Erscheinung, daß der sinnliche Jüngling seine Leidenschaft platonifiert, der Mann ihr die Freiheit läßt und das Alter, der sinnliche Alte es liebt, von der Sinnlichkeit sinnlich zu reden. Davon ist Duval verletzt und sucht alles herbei, um aus Galiani eine lächerliche Figur zu machen.[1] Leider ist nicht erhalten, womit Galiani den Akademiker so erboste.

Für die Art von Galianis Zoten ein Beispiel, welches Grimm in seiner Correspondance erzählt (VI, 151): « L'abbé

[1] Orloff, Das Königreich Neapel, mit Anmerkungen und Zusätzen von A. Duval, Mitglied der Akademie 1818 II 307. „Galiani war eine Art von Harlekin, ein Affe in Menschengestalt, den man ohne zu lachen nicht ansehen, ohne mitleidig die Achseln zu zucken nicht anhören konnte. Noch heute ist es mir unbegreiflich, wie man die Unterhaltung dieses unerträglichen Schwätzers geistreich finden konnte, noch hallt seine widrige, belfernde Stimme in meinen Ohren wieder, noch heute sehe ich, nach fast dreißig Jahren, sein kleines steifes Persönchen herumgehen und, von eitler Anmaßung voll, husten und um sich spucken, noch höre ich ihn mit einem gewissen Selbstgefühl alte, in der ganzen Welt bekannte, stockgemeine Anekdoten erzählen und auf gespannte Aufmerksamkeit Anspruch machen .... Nein, ich kann es nicht glauben, daß mehrere gute Werke über Gegenstände der Landwirtschaft und der Altertumskunde, deren Titel seinen Namen tragen, wirklich aus der Feder dieses Mannes sein sollten. Ein Mann von so geringen Geistesgaben konnte über nichts ein gründliches Urteil fällen. Die Briefe, welche man noch kürzlich neu aufzulegen sich die Mühe genommen, rühren wirklich von ihm selbst her. Welchen Wert haben aber auch diese zusammengelesenen Gedanken, in welchen einige gute Witze sich in einem Abgrund von Wortspielen, Unverständlichkeiten und Grobheiten verlieren! Und doch war er der Mann, den ein Diderot, Suard, (!) ein Morellet (!) sozusagen anbeteten, um welchen das schöne Geschlecht trotz seiner zurückstoßenden Zärtlichkeit buhlte, der Mann, welchen die Diplomatiker fürchteten und die Philosophen als einen tiefen Denker betrachteten, den Voltaire als Muster aufstellt“ u. s. w. — —

Galiani, qui aime à parler en paraboles comme Jésus-Christ, dit que le législateur ressemble à ce peintre que la police fit venir pour empêcher les saloperies que les Welches font dans les culs-de-sac de leur capitale, appelés impasses en français. Elle lui ordonna de peindre en gros caractères sur les murs du cul-de-sac: Défenses sont faites de faire ici aucune ordure sous peine d'amende ou de punition corporelle. En milieu de son ouvrage, il lui prend un besoin; il descend de l'échelle, met bas ses culottes, et tout en se soulageant contre l'esprit de la loi, il contemple et admire la beauté de son ouvrage.« Ein anderes Geschichtchen Galianis erzählt Chamfort:[1])

»*Le cardinal.* Eh bien, qu'est-ce qu'on dit?

L'espion (hésitant). Seigneur..., on dit.., on dit..

Le cardinal. Vous plairait-il d'achever?

L'espion. On dit que vous avez pour page... une.. une fille charmante, qui est malade pour neuf mois... et par votre faute.

Le cardinal (continuant d'écrire, sans se déranger). Cela n'est pas vrai, c'est la sienne.

L'espion. On ajoute que le cardinal un tel a voulu vous enlever ce page charmant et... que vous l'avez fait assassiner.

Le cardinal (continuant d'écrire). Ce n'est pas du tout pour cela.

L'espion. On parle de votre dernier ouvrage, et l'on assure que c'est un autre qui l'a fait.

---

[1]) Chamfort, Oeuvres. ed. Lescurt I. 206 ». Die Kardinäle hielten sich in Rom Spione, die ihnen alles berichten mußten, was man über sie sagte. In der Anekdote schreibt der Kardinal, während der Spion ihm berichtet.

Le cardinal (se levant avec fureur). Eh! pourriez-vous, monsieur le maroufle, me nommer l'imprudent qui a dit cela?»

Kurz vor seinem Sterben unternahm Galiani die Wiederherstellung des Hafens von Bajä und die Eröffnung des mare morto, wo einer der Häfen von Misene lag. Nach Galianis Plänen unternimmt man die Herstellung einer Verbindung des Averner- und Lucanersees. Mitten in diesen Arbeiten, die er persönlich leitete, ereilte ihn am 13. Mai 1785 ein Schlaganfall, von dem er sich jedoch bald wieder erholte, so daß er noch eine Reise nach Venedig, Padua, Modena machen konnte. Galiani schreibt über sein bevorstehendes Ende. „Die Toten," sagt er, „langweilen sich da unten zum Sterben, und da schicken sie mir eine Einladung; ich möge so bald wie möglich hinunterkommen, um sie ein wenig zu zerstreuen." Am 8. Oktober 1787 konstatiert der Arzt, den er rufen läßt, Wassersucht, ohne Aussicht auf Heilung. Galiani läßt den Beichtvater rufen und ihn in den großen Empfangssaal führen, wo seine Freunde versammelt sind. Er hält ihnen eine lustige Rede, in der er sagt, daß er Verzeihung für seine überall bekannten Sünden hoffe. Er nimmt die Ölung und begleitet den Priester zur Thüre. „Man kann sich auch einmal für den lieben Gott bemühen," meint er, „wenn man sich so viel um die Menschen gekümmert hat." — Die sehr fromme Königin Karolina schreibt an Galiani einen eindringlichen, eigenhändigen Brief, in welchem sie ihm klar macht, daß er nun auf dem Punkte sei, seine irdische Existenz mit dem ewigen Leben des Himmels zu vertauschen. „Diese Krankheit, während welcher Ihnen Gott Ihre ganze Zurechnungsfähigkeit und das Bewußtsein zu lassen die Gnade gehabt, ist ein Zeichen seiner unendlichen Güte; mais craignez d'en abuser, abandonnez, je vous en conjure, cette fausse idée de vouloir mourir un esprit fort, qui n'est qu'un entêtement irréfléchi, fruit d'une vie licencieuse. Ne vous souciez point des flatteries

de ces faux amis qui vous entraînent à la perdition éternelle. Croyez-moi, jetez-vous dans les bras de Dieu, renoncez à vos erreurs, édifiez par une fin exemplaire ceux que votre conduite a scandalisés, réparez ainsi le mal accompli! . . . Offrez lui (Dieu) votre mort prématurée, vos souffrances, vos peines, et réparez par une fin édifiante le scandale que vous avez donné.» Dieser Satz wiederholt sich öfter in dem langen Schreiben. Galiani antwortet höflich: «Je puis affirmer que les maximes de l'éternelle morale et de la «véritable» religion chrétienne sont toujours restées gravées dans mon esprit.» Dieser kurze Satz auf den Inhalt des königlichen Briefes; sonst empfiehlt er Karolina seine Verwandten namentlich. — Dem Wunsche der Königin, nicht als ein esprit fort zu sterben, konnte Galiani nicht Genüge leisten. Beichtvater und véritable religion chrétienne scheinen ihm genügend für sein Seelenheil. Die Geistesgegenwart und sein Bewußtsein benutzt er zu Scherzen. Sein Haushofmeister bringt ihm an sein Bett die Nachricht vom Verkauf eines untauglichen alten Pferdes. „Gott sei Dank!“ ruft Galiani aus, und zu den Anwesenden: „Wissen Sie, warum ich mich über den Verkauf freue? Nicht aus Geldmangel, ich habe Geld, und der Ertrag wäre zu gering, aber ich wollte das Roß los sein, weil es mich in meinem Testament genierte. Wo es unterbringen? Bei den Passiven? Es hat noch so eine Art Bewegung. Bei den Aktiven? Es gibt selten noch ein Lebenszeichen von sich. Das hätte meine Erben hintereinander gebracht, und ich wollte ihnen den Streit ersparen.“ Sein Freund Gatti besuchte ihn am Tage vor seinem Tode; er hätte die Frau des französischen Gesandten in die Oper begleiten sollen, ziehe aber die Gesellschaft Galianis vor. „Und Sie erwarten meinen Dank? Lieber Freund, Sie sehen in mir den Harlekin, dessen Lazzi Sie mehr amüsieren als die Concetti der Oper. Und Sie kommen, um das letzte Vergnügen zu genießen, das ich Ihnen bieten kann.“ — Zwei

Stunden vor seinem Tod will ihn der Premier General Acton besuchen Galiani, der ihn nicht leiden kann, läßt ihm sagen, er könne nicht empfangen, sein Wagen sei unten schon bereit zur Ausfahrt, „sagen Sie der Excellenz, daß man ihr auch den ihren richten wird.“ —

Mit Scherzen auf den Lippen starb der Abbé Galiani am 30. Oktober 1787, 58 Jahre und 10 Monate alt. Die Notabilitäten, Adel und Klerus von Neapel folgten seinem Sarg; aus ganz Italien kamen Trauergäste. — Sein Grab befindet sich neben dem seines Onkels in der Himmelfahrts-Kirche der Celestiner in Neapel-Chiaja



Litteratur.

I. Die Schriften Ferdinand Galianis.

A. Die gedruckten Schriften:

1. *Componimenti vari per la morte di Domenico Jannacone, Carnefice della G. C. della Vicaria, raccolti et dati in luce de G. Antonio Sergio, Avvocato Napoletano.* Napol. 1749 in 4° — Nap 1825 (Seguin.) « . . . en 1748 je deviens célèbre par une plaisanterie poétique et une oraison funèbre sur la mort de notre feu bourreau Dominique Jannacone, d'illustre mémoire » (Galiani an Mme d'Epinay 13. Dez 1770).

2. *Della Moneta libri cinque.* Nap. 1750 in 4° . . 2. Aufl. 1780 « ampliati dall' Autore di 14 interessanti note » Ausgaben: Milano 2 vols 1803. — Milano 2 vols. in 12, 1831 — Custodi, Scrittori Econom. Ital. III. IV.[1])

---

[1]) Nach Lippert (Handw. d. Staatswissenschaften, 3 Bd., Art Galiani) wäre eine französische Übersetzung des Buches 1749, also schon ein Jahr vor dem Original erschienen. Diese Angabe ist natürlich unrichtig. Galiani erwähnt in dem öfter citierten Brief vom 13. Dez. 1770, in dem er seine Schriften aufzählt, nichts davon. Auch alle übrigen Thatsachen schließen eine solche Übersetzung aus, wenigstens für 1749. Ob eine französische Übersetzung später erschienen ist, war nicht zu ermitteln. Die zu Rate gezogenen bibliographischen Hülfsmittel erwähnen eine solche nicht. Die Nachforschungen, die Hr. Prof. Oncken am British Museum und an der Bibliotheque Nationale anstellte hatten das Ergebnis, daß an beiden Bibliotheken eine französische Übersetzung von «Della Moneta» nicht existiert. Von einer deutschen Übersetzung von «Della Moneta» sagt Borkhausen im Vorwort seiner «Dialogues»-Übersetzung (1777), daß „vielleicht nächstens eine erscheinen wird.“ Ob diese angekündigte oder eine andere deutsche Übersetzung erschienen ist, vermochte ich nicht zu ermitteln.

3. *Della perfetta conservazione del grano.* Discorso di Bartolomeo Intieri. Nap. 1754. — Neudruck: Milano 1833 in —12, discorso di F. Galiani publicato sotto il nome di Bartolomeo Intieri. — Eine französische Übersetzung erschien 1770 u. d. T.: L'art de conserver les grains par Barthelemy Intieri, traduit de l'Italien par M. de Belle-pierre de Neuve-Eglise. Paris, Sougrain jeune, in 8°. «. . . En 1726, avant que je vinsse au monde, Bart. Intieri, inventa une étuve à blés. En 1754, il était vieux de quatre-vingt-deux ans et presque aveugle. Je souhaitais que le monde connût cette machine utile. J'écrivis donc un petit livre intitulé: Della perfetta etc.; et comme je n'ai jamais voulu mettre mon nom sur aucun de mes ouvrages, je voulus qu'il portât le nom de l'inventeur de la machine; mais tout le monde sait qu'il est à moi . . .» (Galiani an Mme d'Epinay, 13. Dez. 1770).
4. *Catalogo delle materie appartenenti al Vesuvio, con alcune brevi osservazioni. Opera del celebre autore de' Dialoghi sul comm. dei Grani.* Londra 1772 in —12. (Livorno 1779).

   «. . . en 1755 je fis ma dissertation sur l'histoire naturelle du Vésuve, qui fut envoyée, ensemble avec une collection de pierres du Vesuve, au pape Benoît XIV., et qui n'a jamais été imprimée.» (Galiani an Mme d'Epinay, 13. Dez. 1770.) Vgl. Bibliografie Vesuviana 155—169.
5. Abhandlungen im ersten Band von «*Le Antichità di Ercolano*». Napol. 9 vol. in Folio. 1757—1792.

   «. . . En 1756, je fus nommé académicien de l'académie d'Herculanum et je travaillai beaucoup au premier volume de planches. Je fis même une grande dissertation sur la peinture des anciens.» (Galiani an Mme d'Epinay, 13. Dez. 1770.)
6. *Delle lodi di Benedetto XIV.* Nap. 1758 in 4°. — Nap. 1825. —

   «. . . En 1758, j'imprimai l'oraison funèbre du pape Benoit XIV., c'est ce qui me plaît le mieux de mes ouvrages.» (Galiani an Mme d'Epinay, 13. Dez. 1770).

7. *Dialogues sur le commerce des bleds.* Londres 1770 in 8°. (Paris, Merlin)[1]

Neudrucke: Berlin 1795, 2 vols in 12°. — Milano 1803, 2 vols. — Custodi tom. V. VI. — Daire, Collection des princ. écon. vol. XX. Paris 1848.

Übersetzungen: Dialogen über die Regierungskunst, vornehmlich in Rücksicht auf den Getreidehandel. A. d. Fr. von H. L. W. Barkhausen, Lemgo 1777. — Handlungsdialogen, a. d. Fr. von H. B. Berisch, Lauban 1778 (nach Kaysers Bücherlexikon II. 293.). — Des Abbé Galiani Dialogen über den Getreidehandel, übersetzt von J. C. W. Brecht, Glogau 1802. 2 Bände. Auch eine spanische Übersetzung wird erwähnt. Es ist mir jedoch nicht gelungen, darüber etwas näheres zu erfahren. Sie erschien gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

8. *Dialogue sur les femmes.* Zuerst gedruckt in Grimms Corresp. littér. (Mai 1772. t. IX. p. 497 ff.) Abdrucke: in den «Tablettes d'un curieux», 1789, 2 vol. — Opuscules philosophiques et littéraires (von Abbé de Vauxelles) 1796, — ferner in den Ausgaben der «Correspondance Galiani» Treuttel u. Wuertz t. I., Dentu t. II., Perey-Maugras t. II. und E. Asse t. II.

9. *Il Socrate imaginario.* Verschiedene Ausgaben (nach Mattei, F. Galiani, sua vita e i suoi tempi, Napol. 1871.). Das Libretto dieser komischen Oper, welche Galiani gemeinsam mit Giambattista Lorenzi verfaßte, setzte Paisiello in Musik. Letzte Ausgabe, Biblioteca universale, Sonzogno, n° 147. Mil. Vgl. Onori funebri renduti alla memoria di S. Paisiello 1816, p. 127.

10. *Del Dialetto Napoletano.* 1779 in 8°. Nap. 1799 in 12°.

«... Grâce à Dieu, ma petite brochure (Del Dialetto etc.) est imprimée ... j'en attendrai le succès pour me déterminer si je dois publier la seconde partie, contenant le dictionnaire de mon dialecte.» (Galiani an Mme d'Epinay,

[1] Lippert (a. a. O.) verlegt fälschlich das Erscheinen der «Dialogues» in das Jahr 1764, und entnimmt diese Angabe wahrscheinlich Meyers Konversationslexikon, wo sie sich einzig so findet. Dadurch kommt Lippert dazu, als Gegenschriften gegen Galiani Schriften aufzuzählen, die vor 1770 erschienen sind.

18 Sept. 1779.) Dieser zweite Teil, von dem Galiani spricht, erschien erst nach Galianis Tode u. d. T.: « Vocabulario delle parole del Dialetto Napoletano » [1])

11. *Spaventosa descrizione dello spaventoso spavento che spavento colla errizione del Vesuvio la sera delli 8 agosto del corrente anno, ma (per grazia di Dio) durò poco, di Onofrio Galleota poeta e filosofo.* Nap. 1779 in 8°. 1825. —

12. *Dei doveri dei Principi neutrali verso i Principi guerreggianti, e di questi verso i neutrali,* libri due. Nap. 1782, in 4°. — Eine deutsche Übersetzung erschien Leipzig 1790 u. d. T.: Das Recht der Neutralität. A. d. Ital. mit einem Kommentar von K. A. Caesar. 2 Bände.

13. Ein Band kleiner Schriften Galianis erschien 1825. Er enthält außer den unter 1. 6. und 11. genannten Schriften noch folgende: Il Cicisbeo — La donna — Storia universale osia cantico astrologico rid. in taccuino dell erudite assiome — Costantinespola.

14. *Scritti due inediti di F. Galiani,* publ. di Vincenzo Livigni. Nap. 1878. Zwei satyrische Gelegenheitsschriften in Vers und Prosa, welche der Herausgeber einem gedruckten Buche von Galeoto angeheftet fand, mit einem karrikierten Selbstporträt Galianis.

15. In den Ausgaben der « Correspondence Galiani » von Dentu und Asse finden sich noch
    a) Reponses données par l'abbé Galiani, à M. de Sartine aux questions qu'il lui avoit faites *sur les Monts-de-Piété,* autrement dit Lombards. (Aus dem Jahre 1770.) Abdruck. Custodi, Scritt. class. VI.
    b) Memoire à M. de Sartine, Lieutenant Genéral de Police, *sur le commerce des blés.* (A. d. J. 1770.)
    c) *Dissertation sur les Chœurs et la Musique des Anciens.* (A. d. J. 1788.)

[1]) Brunet (Manuel de Libraire) bezweifelt die Autorschaft Galianis.

16. Mittelhuber, Contes, Lettres et Pensées de l'abbé Galiani, Paris 1866, enthält einen Aufsatz Galianis über den Polichinell.
17. Mattei (a. a. O.) schreibt Galiani noch folgendes zu:
    a) Vocabulario degli Academici Filopatrici, ove delle parole che piu si scostano dal dialetto Toscano con alcune ricerche etimologiche sulle medisme. Aus dem Nachlaß Galianis gedruckt, Napol. 1789. Vols 2. in 12°
    b) Nuovo Almanacco Napoletano per l'anno bissestile 1784, del Dott. Alabaff di Palermo. Cremona 1784.
    c) Galeota O. Gurzabuglio filosarmonico a sis miscelleneo verso prossica sullo probole, antiprobole, et anedotte forense. S. l. e. d.

B. Die ungedruckten Schriften:

1. Aus der Zeit vor Abfassung von «Delle Moneta» stammen
    a) ein Aufsatz über „Riesen und Zwerge“.
    b) ein Vortrag „über die Frage, ob es sich für eine «âme bien née» schicke, von Liebesleidenschaft ergriffen zu werden“.
    c) ein Vortrag „über die platonische Liebe“.
    d) ein Vortrag „über die Empfängnis der Jungfrau Maria“.
2. Aus Galianis Studentenzeit stammen:
    a) Eine „Betrachtung über die Geschichte Kartagos von dessen Gründung bis zum ersten punischen Krieg“.
    b) Über die Geschichte der ältesten Schiffahrt auf dem Mittelmeer.
    c) Eine Abhandlung „über das castrum Lucullanum“.
    d) Eine Abhandlung „über den Zustand des Münzwesens zur Zeit des trajanischen Krieges.“
    e) Eine Übersetzung des Anti-Lucrez in italienische Verse.
    f) Eine Übersetzung von Lockes Considerations of the consequences of the lovering of interest and raising the value of money.

3. Aus Galianis Zeit nach dem Pariser Aufenthalt stammen:
   a) Istoria vera delle controverste de grani di Marsiglia sulla giustizia delle pretensioni delle parte litiganti [1])
   b) Mémoire sur les Grains de Gênes.
   c) Histoire de ce qui passe en France, au sujet des édits sur le commerce des grains, promulgués en 1763 et 1764.

4. Zum Schluß mögen noch die litterarischen Pläne erwähnt werden, mit denen Galiani sich trug und deren er, oft in sehr ausführlicher Form, in seinen Briefen erwähnt.
   a) La Bagarre. Eine Parodie auf die drei ersten Kapitel von Mercier de la Rivière: L'intérêt général. (Amsterdam 1770.)[2])
   b) Commentaire sur Horace. Bruchstücke aus dieser Lebensarbeit Galianis veröffentlicht 1765 in der von Suard und Arnaud herausgegebenen «Gazette littéraire»[3]).
   c) Eine politisch-moralische Satire «Institutions morales et politiques d'une chatte à ses petits. Traduit du chat en français par M. d'Egrattigny, interprète de la langue chatte, à la Bibliothèque du Roi. (Vgl. die Briefe Galianis v. 22. Dez. 70 und v. 30. Mai 72.)
   d) Traite du Droit de Nature et des Gens. Ein Brief Galianis vom 24. Mai 1777 enthält die Kapitelüberschriften des Buches, das Perey-Maugras im Manuskript vorgelegen hat (vgl. Correspond. Galiani, édit. P.-M. t. II);

---

[1]) Von Lippert (a. a. O.) als in Neapel 1757 gedruckt angegeben.

[2]) Die Titel der drei Kapitel des Mercierschen Buches lauten: I. L'unité d'interêt et de l'essence du corps politique etc., II. Le droit naturel que tous les hommes ont à l'existence, est la première loi fondamentale, etc.; III. L'institution de la propriété foncière est une loi fondamentale; elle est la conséquence du droit naturel que tous les hommes ont à l'existence et aux moyens d'exister, etc. — Galiani schickte diese Parodie, die er sein verrücktestes und lustigstes Buch nennt, an seine Pariser Freunde zum Druck, sie ging aber verloren.

[3]) «Commentaire sur Horace», Paris 1821, de Bure, 2 vols., hat nicht, wie Matteï (a. a. O.) annimmt, Galiani zum Verfasser.

es enthielt noch die Aufschrift „nach den Gedichten des Horaz".

e) Das Leben des Herzogs von Bollenzio, Cesare Borgia. (Vgl. Galiani an Mme d'Epinay, 2. Oktober 1773. Im Nachlaß soll sich das unredigierte Manuskript gefunden haben, es ging in den Besitz der Familie Gaetani in Rom über[1]).

C. Der Briefwechsel.

1. Mit Madame d'Epinay — Mad. Necker — Mad. Geoffrin — Diderot — Grimm — d'Alembert — Sartine — Holbach — Suard — Morellet ꝛc.

Ausgabe I. veranstaltet von Serieys, erschienen 1818, Dentu: 2 vols. mit historischen Notizen von B. Mercier de Saint-Léger.

Ausgabe II. erschien ebenfalls 1818, vier Wochen später als die erste, Paris, Treuttel & Wuertz, 2 vols. «Edition imprimée sur le manuscrit autographe de l'auteur, revue et accompagnée de notes, précédé d'une notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par feu Ginguené, avec des notes par M. Salfi»[2])

---

[1]) Vgl. Ademollo in der Antologia nuova.

[2]) Die beiden Ausgaben haben ihre Geschichte. Ginguené (1748–1816), Mitglied des Instituts und einer der besseren Kritiker seiner Zeit, bereitete eine Ausgabe der Briefe vor, starb aber über der Arbeit, seine Frau übertrug sie Barbier (1765—1832), dem späteren Bibliothekar Napoleons I. und Louis XVIII. Dieser war mit seiner Ausgabe fast fertig, als zwischen ihm und den Verlegern — Treuttel und Wuertz — Schwierigkeiten entstanden. Nun vollendete Salfi das Werk Barbiers, versah es mit Noten und einem Aufsatz Ginguenés über Galiani — auch in der Biographie universelle — und gab es in Druck. Inzwischen hatte Serieys (1755—1818), Bibliothekar am Prytanée militaire, von den Briefen Galianis gehört, verschaffte sich durch eine Intrigue Kopien von denselben und ließ nun seine Ausgabe bei Dentu erscheinen, bevor die von Salfi-Barbier heraus kam. Er gab die Briefe ohne — wie Barbier es that — anstößige Stellen zu streichen, er vermehrte ihre Zahl noch mit echten und unechten, die er selbst verfaßte. Serieys Ausgabe ist ohne Noten, er bringt solche nur bei den von ihm erfundenen Briefen, „korrigiert" deren Daten, um ihre Echtheit wahrscheinlicher zu machen, u. s. w. (Vgl. Journal des Savants 1818, p. 569 — Brunet, Manuel de libraire, 1865 «... plusieurs lettres sont supposées».) St-Beuve erklärt beide Ausgaben für gleich schlecht. (Causeries du lundi II. p. 440.)

Ausgabe III besorgte E. Asse nach I und II. Paris 1881. Charpentier, 2 vols[1]).

Ausgabe IV. Correspondance — avec une étude sur la vie et les œuvres de Galiani, entièrement rétablie d'après les textes originaux, augmentée de tous les passages supprimés et d'un grand nombre de lettres inédites, par Lucien Perey et Gaston Maugras. Paris, Calmann Levy, 1890. 2 vols[2])

2. Mit dem Marquis Bernardo Tanucci.

Lettere di Ferdinando Galiani al Marchese Bernardo Tanucci, publicate per cura di Augusto Bazzoni. Firenze, Vieusseux, 1880. — Veröffentlicht aus dem Archivio di Napoli (Affari esteri, Ministri S. M. in Francia, Vol. 90 und folgende).

II. Die Litteratur über Galiani.

a) Publizierte Dokumente:

Archivio storico Italiano. IV. Serie. t. II. III. IV. VI. XVI.

Grimm, Meister, Raynal, Correspondance littéraire et philosophique. Edition Tourneux.

Voltaire, Oeuvres, Edit. Kehl.

Mme Geoffrin, Correspondance inédite.

Chamfort, Œuvres complètes, t. IV.

Gorani, Mémoires secrets sur les cours d'Italie. I.

Brosses, Ch. de, L'Italie galante et familière au XVIIIme siècle 1750, N. E. 1885.

Bachaumont, Mémoires secrets, Londres 1777, t. V.

Baudouin de Guemadence, L'Espion dévalisé, Londres 1782.

Hartwig, Comte de, Lettres sur la France, l'Angleterre, et l'Italie. Genève 1785.

---

[1]) Dem Herausgeber lagen weder Originalbriefe noch Kopien derselben vor. Er glaubte, den richtigen Text durch wechselseitige Korrekturen von I und II zu finden, «ce qui y manquait dans l'une pouvait être retrouvé dans l'autre». Die Ausgabe ist sonst durch ihre Noten wertvoll.

[2]) Nach dieser ausgezeichneten Ausgabe wird in der vorliegenden Arbeit ausschließlich citiert.

Duclos, Voyage en Italie. I. VII 1806.
Mlle L'Espinasse, Lettres 2 vols. Paris 1809.
Morellet, Memoires, 2 vols. 1818.
Mme d'Épinay, Mémoires, 3 vols. 1818. — Percy-Maugras, Les dernières années de Mme d'E. 5. Aufl. 1884.
Orloff, Mémoires historiques sur le Royaume de Naples. 1819, t. II. u. V., herausgegeben mit Zusätzen von Amaury Duval.
Suard, Memoires, édit. Garat. 2 vols. Paris 1820.
Mme Neker, Mélanges 1828.
Gleichen, Baron, Souvenirs de, Paris, 1868.
Collé, Ch., Journal et Mémoires. Paris 1868. 3 vol.
Diderot, Oeuvres, Edit. Assézat 1876, t. III. VIII. XI. XVIII.
Grimm, Correspondance avec Catherine II, « Recueil de la Société d'histoire russe », vol 33 et 44 (publ. par Grot.)
Pisma Imperatrici Ekaterini II R. Grimmou 1878.
Pisma Grimmou R. Imperatrici Ekaterini, 1880.
Die Briefe sind im Originaltext reproduziert mit Anmerkungen in russischer Sprache.
Ademollo, Antologia nuova, 1883. (Das Testament Galianis.)
Restif de la Bretonne, Mes inscripcions, Journal intime (ed. P. Cottin.) 1889.
Marmontel, Memoires, edit. Barrière. Paris 1891.

b) Autoren.

Ginguené, Notice sur la vie et les ouvrages de F. G. (Corresp. Gal. éd. Salfi I und Biographie univers. Michaud, § Galiani.)
Percy-Maugras, Corresp. Galiani I.
Ersch und *Gruber*, Allgem. Encyklopädie, I. 52. § Galiani (H. Döhring).
Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Conrad), § Galiani (Lippert).
Rosenkranz, Diderot.
Morellet, Réfutation de l'ouvrage qui a pour titre « Dialogues sur le commerce des bleds », Londres 1770.
Diodati, Vita dell' Abbate Ferdinando Galiani 1788 (Franz. Übers. Paris 1819.)

Wieland, Geschichte des weisen Danischmed. — Teutscher Merkur, 1789. 3. V. „Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Abbé Galiani, gezogen aus Herrn Diodiis V. d. A. F. G.“
Signorelli, P., Il regno di Ferdinando IV. adombrato, 3 vol. 1798. I.
Beicht, Einige Notizen über das Leben und die Schriften des Abbé Galiani. (In B.'s Übersetzung der «Dialogues», 1802.)
Mercier de St-Léger, Notice sur F. Galiani. (Corresp. de l'abbé G. 1818, t. I.)
Ugoni, C., Della letteratura italiana nella seconda metà del secolo XVIII. Brescia 1820. I.
Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Milano 1824. VI. X.
Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825. 4 vol.
Burton, Life and Correspond. of David Hume. Edinb. 1846.
Houssaye, Les hommes d'esprit du XVIIIme siècle. Paris. 1850.
St-Beuve, Causeries du lundi. II. (26 Mai 1850.) Art. Galiani, Art. Mme d'Epinay.
Goncourt, E. et J., L'Eclair, 1852.
Sayous, A., Le XVIIIme siècle à l'étranger. 2 vols. Paris. 1861.
Contes, Lettres et pensées de l'abbé Galiani, avec une introduction et notes par P. Ristelhuber. Paris 1866.
Scherer, Melchior Grimm, Paris 1871.
Mattei, Bar. Saverio, Galiani ed i suoi tempi, Nap. 1879.
Fornari, Delle teorie economiche nelle provincie napoletane dal 1735 al 1830. Milano 1888.
Brunetière, La Correspondance de F. Galiani (Revue des deux mondes 1881).
Houssonville, Le salon de Mme Necker, 2 vols. 1882.
Carlo Pascal, Della vita e delle opere di C. P. Giornale napoletano di filosofia e lettere. Fasc. 30—34. Nap. 1884.
Scherer, Etudes sur la littérat. contemp. III. 1885.
Say et Chailley, Nouveau dictionnaire d'économie politique, t. I. Paris 1891. § Galiani (Le Roy).
Barbier d'Aurévilly, Les Œuvres et les hommes, 1893.
Reinach, J., Diderot. Paris 1894.

— —

Galiani und seine „Dialogues“.

Am 27. Juni 1769 wurde Galiani von Paris abberufen. Das unvollendete und unvollendet gebliebene[1]) Manuskript der „Dialoge“, welche im Jahre 1769 entstanden waren[2]), ließ er in den Händen Diderots zurück, der die Aufgabe hatte, das Französisch Galianis zu revidieren und dem Buche einen zahlenden Verleger zu finden, bei welchen Arbeiten auch Madame d'Epinay beschäftigt war. Die Sache ging Galiani zu langsam, am 28. August 1769 schreibt er: «Cette affaire, qui m'était absolument indifférente à Paris, me tient à présent à cœur infiniment.» Man findet keinen Verleger. Galiani schreibt: «S'il ne s'est trouvé d'imprimeur assez courageux pour donner les cent louis, faites ce qui vous paraîtra le mieux; mais il faut imprimer.» Auch das zuerst gewählte Motto aus Terenz: Ne quid nimis wünscht er durch den Vers

---

1) Galiani, Corresp. 29. April 1770: „... den letzten Dialog habe ich am Vorabend meiner Abreise geschrieben und ich bin erstaunt, daß er nicht schlechter geworden ist. ... Von der Magazinierung und den öffentlichen Depots habe ich nichts gesagt; dies war für den letzten Dialog bestimmt, den ich nicht geschrieben habe.“ Grimm, Corresp. littér. VII, 440: „Die zweite Hälfte dieses Buches (der „Dialoge“) ist inmitten des heftigen Kummers entstanden, den der Verfasser über seinen Abschied empfand; er glaubte seine Abberufung nicht so nahestehend; er war zu geliebt und ist zu sehr vernügt in Paris, so daß er sich leicht darüber trösten kann, nicht mehr hier zu sein. Sein Buch blieb so unvollkommen. Es sollte noch eine letzte Unterhaltung über die Getreidepolitik folgen, die der Verfasser für Frankreich nötig hielt. Ich weiß gegenwärtig nicht, ob dieser Schluß jemals gemacht wurde.“ — Galiani gab ihn in seinen Privatbriefen.

2) Die „Dialoge“ wurden auf Veranlassung Holbachs und besonders Diderots geschrieben. Diderot schreibt am 22. November 1769 an Sophie in Bezug auf Galiani: «Je me suis prosterné devant lui pour qu'il publiât ses idées.» (Oeuvres, XIX, 307.)

Horaz' ersetzt, da sich ersteres schon auf einer andern Getreidebrochüre finde. Diderot schreibt ungehalten über all diese Anfragen an die Voland (20. November 1770): «mes ennuis .... le désagrément d'avoir passé tout mon temps, tous mes soins, toute ma pensée sur l'ouvrage de Galiani.» (Oeuvres XIX. 341.) — Endlich, après y avoir passé la pierre-ponce, wie Morellet etwas spöttisch sagt,[1]) ist in Merlin ein Drucker gefunden. «Enfin, madame,» schreibt Galiani am 18. September 1769, «je suis sous presse. Vive la joie!» Er kann die Korrekturbogen nicht erwarten: «je me verrai, je me lirai, je m'extasierai, et je dirai: Possible que j'aie eu tant d'esprit!» — Die 2500 Livres Honorar bilden zwei Jahre lang Galianis Sorge, und auch nach dieser Zeit mußten manche seiner Pariser Gläubiger noch immer auf die Bezahlung warten, zu welchem Zweck Galiani das Honorar bestimmte. Galiani war natürlich auch dem Censor verfallen, und dieser hätte das Erscheinen des Buches fast unmöglich gemacht. Madame d'Epinay schreibt (4. Oktober 1769): «Monsieur de Sartine[2]) vous a donné un censeur qui a laissé lire votre livre à bien des physionomies rurales,[3]) et qui en est une lui-même, je n'en puis presque pas douter. Je crois pourtant que, s'il en était sûr, il ne le trouverait pas bon. Patience et courage!» Das kurze Interdikt, das auf den „Dialogen" lag, war ein Werk des Generalkontrolleurs Maynon d'Invau, der als ein Geschöpf des Herzogs von Choiseul auch die Meinungen seines Herrn über die Sache hatte, welche Galianis Buch behandelte. Der

---

[1]) Morellet, Mém. I 192.

[2]) Galiani verkehrte in Paris mit Sartine, der damals Polizeilieutenant war und un homme selon son coeur, wie Galiani von ihm sagt.

[3]) Der Censor war ein Herr Court de Gebelin, von dem Quesnay sagte «C'est mon disciple bien-aimé en qui j'ai mis toute ma confiance» (Morellet Mém.) Dieser konnte natürlich kein Freund der „Dialoge" sein

Nachfolger d'Invaus, Abbé Terray, beeilte sich, das Verbot aufzuheben, die „Dialoge“ erschienen und waren bald in aller Händen.

Am 10. Januar 1770 schreibt Voltaire über die „Dialoge“ an Diderot: «Il me semble que Platon et Molière se soient réunis pour composer cet ouvrage. Je n'en ai encore lu que les deux tiers; j'attends le dénouement de la pièce avec une grande impatience. On n'a jamais raisonné ni mieux, ni plus plaisamment. Oh! le plaisant livre, le charmant livre que les «Dialogues». — Am 29 Januar 1770 an d'Argental: «J'ai lu le livre de l'abbé Galiani. Oh, le plaisant homme! Oh! le drole de corps! On n'a jamais ri plus gaîment raison. Faut-il qu'un Napolitain donna aux Français des leçons de plaisanterie et de police! Cet-homme-là ferait rire la Grand'Chambre, mais je ne sais s'il viendrait à bout de l'industrie.» Am 6. November 1770 an Madame d'Épinay: «Comment pouvez-vous dire que je ne connais point l'abbé Galiani! Est-ce que je ne l'ai point lu? Par conséquence je l'ai vu. Il doit ressembler à son ouvrage comme deux gouttes d'eau, ou plutôt comme deux étincelles. N'est-il pas vif, actif, plein de raison et de plaisanterie? Je l'ai vu, vous dis-je, et je le peindrais.» Im Petit dictionnaire encyclopédique schreibt Voltaire («Article Blés»): «M. l'abbé Galiani réjouit la nation française sur l'exportation des blés. Il trouve le secret de faire, même en français, des dialogues aussi amusants que nos meilleurs romans, et aussi instructifs que nos meilleurs livres sérieux. Si cet ouvrage ne fit pas diminuer le pain, il donna beaucoup de plaisir à la nation, ce qui vaut beaucoup mieux pour elle.»[1])

---

[1]) Galiani meint dazu (2. Februar 1771): «Je suis fort content de l'article blé de Voltaire, en ce qui me concerne On voit bien claire-

Diderot schreibt in einem Brief[1]): «Eh bien, monsieur, vous avez donc quelque peine à croire qu'un étranger qui n'a fait en France qu'un séjour assez court ait pu se rendre maître de notre langue au point d'écrire avec cette facilité, cette force, cette élégance et surtout ce ton de plaisanterie naturelle qu'on remarque dans les «Dialogues» . . . . Ceux qui l'ont connu vous diront tous que ses «Dialogues» sont calqués sur sa conversation . .» Der «Mercure de France» schreibt April 1770: «Un succès éclatant met cet ouvrage au-dessus de nos éloges. Nous oserons à peine dire que la facilité du style, le naturel du dialogue, des passages éloquents, des historiettes assez plaisantes, le ton le plus léger sur le sujet le plus grave, l'air imposant qui captive la confiance, l'art de faire valoir pour raisons ces petits mots qu'on appelle bons mots, enfin mille traits ingénieux justifient les suffrages que ces dialogues ont obtenus.» Der zu seiner Zeit angesehene Tageskritiker Fréron schreibt in seinem «Année littéraire»: «Cet ouvrage est écrit avec beaucoup d'esprit et de feu, les plaisanteries dont il est semé en rendent la lecture agreable, on y voit revivre l'art de Socrate, ses interrogations, son ironie, ses comparaisons, et sa dialectique subtile et persuasive. Le ton familier qui règne dans ces dialogues, loin de faire tort au fond du sujet, y répand un nouvel intérêt, qui fait disparaître les épines de la discussion. Enfin, malgré quelques négligences, quelques comparaisons populaires, quelques mauvais jeux de mots, l'ouvrage appartient tout entier au genie, tant pour le style que les idées.»

ment qu'il n'a pas voulu se brouiller avec les économistes, mais que cependant il n'en fait point de cas. Touchant la matière, il faut bien comprendre qu'il n'est plus en âge de l'etudier, et que sa passion et son génie le mènent toujours ailleurs . .»

[1]) Mercure de France Februar 1771

Grimm in der «Corresp. littér.» (VI. 437): «C'est un grand livre; c'est un livre de gouvernement, c'est la production d'un philosophe lumineux et profond et d'un homme d'Etat; c'est un livre à tourner la tête à tous les penseurs et à désespérer tous les pédants» etc.

Wieland schreibt in der „Geschichte des Weisen Danischmed“: „Wenn .. unsere Leser eines der besten, lehrreichsten und zugleich witzigsten und unterhaltendsten Bücher, das seit hundert Jahren zum Vorschein gekommen ist, .. lesen wollen, so empfehlen wir ihnen die «Dialogues sur le commerce des blés par l'A. G.», welches, im Vorbeigehen gesagt, nicht so viel Eindruck in der Welt gemacht hat, als ein so außerordentliches Buch hätte machen sollen; und dies ohne Zweifel bloß deswegen, weil sehr wenige Leute Verstand und Witz genug haben, es zu verstehen.“

Galiani spricht sich in einem Briefe über die so oft gerühmte Form seines Buches aus; er schreibt: „Das Französische ist die Sprache einer Nation, welche mehr spricht als sie denkt, welche sprechen muß, um zu denken, und welche nur denkt, um zu sprechen. Alles das gibt die Form des Dialogs am besten wieder.“ Man sieht es den Dialogen an, daß sie aus Gesprächen im Salon entstanden sind, wie auch die drei Unterredenden Porträts sind: Zenobi ist Galiani selbst, der „Marquis Roquemare“ ist der Marquis Croismare, eine bekannte und beliebte Pariser Persönlichkeit, eine typische Gestalt seiner Zeit, der im siebenten Dialog hinzukommende «Président» ist Baudouin, ein strebsamer Beamter [1])

[1]) M.-A. N. de Croismare (1694–1772) nannte man in der Gesellschaft «le charmant marquis», manchmal auch «philosophe». Vgl. Mem. de Mme d'Epinay 1865 édit. t. II. 285 und Grimm, Corresp. littér. — Baudouin de Guemadeuc (1737—1815) war maître de requêtes, welche Stellung er später aufgeben mußte, er machte sich in der Pariser Gesellschaft unmöglich — er stahl u. a. ein goldenes Eßbesteck — und ging nach London, wo er 1782 den «Espion dévalisé» veröffentlichte, ein Pamphlet gegen

Dieser „Naturalismus“ der Dialoge ist es, der ihren großen Erfolg in der Pariser Gesellschaft bestimmte. Hiezu kam noch der Umstand, daß endlich einmal ein Buch über die so viel diskutierte Frage des Getreidehandels erschien, das nicht physiokratisch-schwerfällig war und auch von den Damen, die im ancien régime ja wie zu keiner andern Zeit tonangebend waren, gelesen werden konnte. Es ist unleugbar, daß der zeitgenössische Ruhm der „Dialoge“ mehr in dem vielbewunderten Witz begründet war als in seinem ernsten Inhalt. Um diesen zu finden mußte man, wie Galiani in einem Briefe schreibt, „zwischen den Zeilen lesen“, und dazu hatte die Gesellschaft nicht viel Zeit und wohl auch wenig Lust bei einem so heiteren Buche. Brunetière macht in seinem Aufsatz über Galiani nicht mit Unrecht die Bemerkung, daß der Erfolg der „Dialoge“ kein so übermäßig großer gewesen sein könne, denn sonst hätte, meint er, das Buch rasche Auflagen und holländische Nachdrucke erfahren, die allen erfolgreichen und vielgelesenen Büchern dieser Zeit nicht ausblieben. Die Wahrheit ist, daß das Aufsehen, welches die Dialoge machten, nur kurze Zeit währte, etwa zwei Jahre; dies beweisen die zahlreichen Gegenschriften und die heftigen Kritiken in den physiokratischen Zeitschriften. Aber der Inhalt der „Dialoge“, deren Titel die Behandlung einer aktuellen Tagesfrage versprach, war nichts für die Leser des interessierten Mittelstandes. Dem Bedürfnis dieser entsprach ein anderes Buch, das 1775 erschien und bis 1788 zwanzig Auflagen erlebte, es war «Sur la législation et le commerce des grains» und hatte den heraufkommenden Mann Jacques Necker zum Verfasser. Dieses Buch der großen Worte und falschen Perspektiven war mit gröberen Mitteln und derberen Absichten geschrieben und mußte naturgemäß die feine,

---

Choiseul, in dem er einige Äußerungen Galianis über Choiseul citiert, auch Galiani kommt darin schlecht weg. Vgl darüber, Bachaumont, Mém. secrets XX, p 160. Corresp. secrète (Lescure), 1866 t. I 295, Grimm, Corresp. littér. XIII. 237

staatsmännisch-weise und nur für einen kleinen Kreis von verständnisvollen Lesern bestimmte Arbeit Galianis verdrängen. Dazu kamen noch Türgots «Lettres sur la liberté du commerce des grains», (1770) und die Gegenüberstellung Türgots und Neckers, der beiden Staatsmänner bedingte es auch, daß man ihre Schriften mehr las als das Buch des Abbé, dem vor den beiden andern die Unsterblichkeit gerade deshalb sicher ist, weil es im Grunde nur wenig über den Streit um die «libre exportation» und das „Edikt“ enthält. Was für die Physiokraten eine Schulfrage, für Necker eine Finanzoperation war, war für Galiani ein Anlaß, über Regierungssysteme und Politik zu schreiben, und damit stellte er sich aus dem Tagesstreit heraus. Man könnte deshalb Galianis Verfahren mit dem neuen Wort „Isolierungsmethode“ bezeichnen. „Ich habe mein Buch nicht für den müßigen Zweck des Disputierens geschrieben“, schreibt Galiani einmal.

Zum besseren Verständnis der „Dialoge“ wird es nötig sein, einen Blick auf die französische Getreidehandelspolitik bis 1770 zu werfen, denn als ein roter Faden zieht sich die Geschichte derselben durch Galianis Buch.

Die französische Getreidehandelspolitik bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts hat drei charakteristische Perioden: die Zeit Sullys, die Zeit unter und nach Colbert und die Zeit von 1760 in die Revolution hinein; diese letzte Periode steht unter dem Einfluß der physiokratischen Lehre, die in Sully ihren Musterstaatsmann sah, und unter dem ihrer Gegner, die sich mehr oder weniger auf Colbert berufen. Weder bei Sully noch bei Colbert handelte es sich aber um die Durchführung einer Idee, eines Princips; der eine sah weder im Ackerbau, noch der andere in der Industrie die alleinige Quelle des Nationalreichtums, nach welcher Erkenntnis sie dann ihre handelspolitischen Maßnahmen getroffen hätten. Beide waren praktische Staatsmänner ohne theoretische Bedenken, denen es nur darauf ankam, die im Lande vorhandenen oder sich entwickelnden Pro-

duktionskräfte in Bewegung zu setzen und zu benutzen. Sully fand so nur den Ackerbau vor, und seine Aufgabe, die verschuldeten Finanzen in Ordnung zu bringen, konnte er nur lösen, indem er den Traditionen treu blieb, und diese wiesen auf die Begünstigung des Ackerbaues hin, der in seiner Zeit noch aufs innigste mit den Staatsfinanzen verbunden war — eine Arbeit der vergangenen Jahrhunderte. Es mußten — selbst wenn wir von Sullys Privatvorliebe für den Ackerbau absehen — die Interessen der Industrie zurücktreten. Sully hatte nicht Zeit, die erst im Werden begriffene zu begünstigen. Sullys Politik ist völlig analog den thatsächlichen Verhältnissen. Ein gleicher analoger Zusammenhang zwischen Politik und Verhältnissen besteht auch bei Colbert. Ihm war — wie bei Sully — nur um den Erfolg seiner finanziellen Pläne zu thun. Die Erfolgspolitik war die in der Zeit einzig geltende. Unter Colbert war es die Manufaktur, welche eine rasch Früchte bringende Entwicklung versprach, sie galt es daher zu begünstigen. Und Colbert that damit nur, was sich in der öffentlichen Meinung schon lange vorbereitet hatte; er gehorchte den Forderungen der cahiers, welche eine Berücksichtigung der Manufakturinteressen verlangten. Der Ackerbau hatte sich unter Colbert äußerlich nicht verändert, aber schon gegen die Zeit vor Colbert war seine Produktivität im Schwinden. Das Kapital war mit den großen Grundherren in die Städte gezogen, ein großer Teil der Landbevölkerung folgte nach. Von dem Niedergang der Landwirtschaft, der dadurch erfolgte, konnte Colbert nichts erwarten und er verfolgte — ebenfalls von seinen persönlichen Neigungen ganz abgesehen — die Interessen der jungen, lebens- und entwicklungsfähigen Manufaktur. Beide Staatsmänner, Sully wie Colbert, hatten in Bezug auf die Reichtumsquelle wohl eine Doktrin, wenn man des einen starke Vorliebe für den Ackerbau, des andern starke Neigung für die Industrie so nennen kann, aber die Politik beider ist nicht die Umsetzung eines abstrakten Princips

ins Praktische, ihre Politik war ein Ergebnis, eine Forderung der thatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse.

Es war das Bestreben Colberts, den französischen Manufakturen den Weltmarkt zu erobern; eine seiner ersten Sorgen mußte es daher sein, das Leben im Inlande möglichst billig zu machen, um in den Löhnen eine gewisse Gleichmäßigkeit herzustellen. Colbert hatte den Zusammenhang erkannt, der zwischen den Arbeitslöhnen und den Preisen der Nahrungsmittel besteht, besonders des Getreides. Es war ihm bekannt, welchen Einfluß das im Inland befindliche Getreidequantum auf den Getreidepreis ausübt und wie dieses Quantum im engsten Zusammenhang steht mit den Verhältnissen der Ein- und Ausfuhr. Und die Interessen der Industrie verlangen die Herrschaft über den Getreidepreis, und so konnte Colbert im Getreidehandel nur einen Regulator des Getreidepreises sehen. Der Getreidehandel sollte nicht mehr das fremde Geld ins Land bringen, sondern einheimisches Getreide sollte die einheimische Industrie ernähren, die dann wieder das Geld des Auslandes hereinschaffen soll. Dieses ganz andere Interesse, welches die Politik Colberts am Getreidehandel nahm, mußte diesen ganz wesentlich verändern. Betrachtete man unter Sully den interprovinziellen Getreidehandel als Nebensache, jetzt wurde er die Hauptsache. Die den Getreidehandel betreffenden Gesetze und Erlasse der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind deshalb meist Ausnahmegesetze für diese oder jene Provinz. So die Dekrete vom 27. XII. 1669, 31. XII. 1671, 2. IV. 1672, 6. XI. 1672, 25. IV. 1673, 13. V. 1673, 11. IV. 1776, 6. VII. 1677, 4. V. 1678, 17. XII. 1686, 8. III. 1690, 29. V. 1702.[1])

Im Binnenhandel übte Colbert das Princip einer möglichsten Vereinfachung der Verkehrswege, einer Unifikation der

[1]) Vgl. Delamarre, Traité de la police II. 720 u. f., ferner, Cohn, Colbert (Zeitschr. f. Staatsw. 1869 pp. 309—434, 1870 pp. 340—454). Clément, Histoire du système protect. en France, 1854, I.

Fluß und Wegabgaben ꝛc. Hierin sind auch alle ökonomischen Schriftsteller des 18 Jahrhunderts einig; aber alle Bemühungen, auch die Colberts, scheiterten an dem Zollpachtsystem, welches erst 1789 beseitigt werden konnte. Für den Außenhandel ergab sich aus Colberts industrieller Politik das Princip: Verbot der Ausfuhr oder hohe Ausfuhrzölle in Jahren ohne großen Getreideüberfluß, Ausfuhrfreiheit in Jahren günstiger Ernte bei großem Getreideüberfluß. Die Getreideeinfuhr wurde von Colbert begünstigt, und hierin ging seine Politik zu weit: er begünstigte die Einfuhr nicht bloß in den Jahren einer Mißernte, sondern auch in günstigen Erntejahren. Getreidemangel gab es nie, die Produktion überstieg immer den Bedarf; aber Colbert wollte mit der Einfuhr der Praxis der Kornhändler entgegenarbeiten, welche durch Ankäufe den Preis in die Höhe trieben Die Ausfuhr begünstigte Colbert nur, wo es die Interessen der Manufaktur erforderten in überreichen Erntejahren, welche ein abnormes Fallen der Preise zur Folge gehabt hätten, und in denen die Unmöglichkeit zu verkaufen den Landmann ruiniert und der Manufaktur nicht genützt hätte. Und Colbert begünstigte ferner die Getreideeinfuhr im Interesse der Handelsflotte, was wieder rückwirkend auf die Interessen der Industrie war.

Die Politik Colberts wurde in der Zeit nach Colbert zu einem starren Dogma; unfähige Staatsmänner klammerten sich als an eine Hinterlassenschaft des großen Colbert an das Gesetz von 1699, welches eine Erklärung des principiellen Ausfuhrverbotes ist; unter dem Einfluß dieses Gesetzes steht die Getreidehandelspolitik bis zum Edikt von 1764 Der 11 %ige Ausfuhrzoll, der auf dem Werte nach dem Gesetz von 1699 lastete, stieg bis zu 25 %, so daß die „Erlaubnis“ einem völligen Ausfuhrverbot gleichkam, welches auch in den Ordonnanzen vom 13 VII. 1735 erklärt wurde, nachdem ein Gesetz (13. III. 1720) den Ausfuhrzoll auf Korn von 22 Livres bis auf 66 erhöht hatte

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Zeit des principiellen Ausfuhrverbotes, des „Colbertismus", stand der Getreidepreis so niedrig wie noch nie seit dem 14. Jahrhundert; dies jedoch nicht allein infolge des Verbotes. Der Durchschnittspreis des Septier Getreide betrug (nach Garnier Rich. d. N. II):

1691—1700	32. 97 Livres
1701—1710	23 — „
1711—1720	21. 31 „
1721—1730	19. 45 „
1731—1740	16. 05 „
1741—1750	17. 78 „
1751—1760	20. 01 „
1761—1764	15. 41 „

Das vorübergehende Steigen in der Zeit von 1751—60 ist wohl zum Teil die Folge einer Verordnung des Ministers Trudaine vom Jahre 1749 und eines Dekretes vom 17. IX. 1754, welche beide den Binnenverkehr von den Zöllen und Abgaben befreien sollten,[1]) aber sie verfielen bald wieder und sind nur bemerkenswert als Vorläufer des Edikts von 1764, mit dem die Reaktion gegen die blind-dogmatische Politik des „Colbertismus" sichtbar wurde.

Alle Berichte der Zeit stimmen darin überein, daß die Lage der Landwirtschaft und der ackerbauenden Bevölkerung in Frankreich eine elende ist. Ohne Zweifel trägt einen großen Teil der Schuld daran die einseitige Handelspolitik. Einen Teil der Schuld; denn wenn man die französischen Getreidepreise von 1711—1764 mit den gleichzeitigen englischen vergleicht, so ergibt dies ein Verhältnis von 100 (England): 83. In England sind, wie in Frankreich, die Getreidepreise niedrig, trotzdem England seit 1688 eine Getreidepolitik übt, welche das Gegenteil der französischen ist. Die elende Finanzverwaltung

[1]) Vgl. Turgot, Oeuvres, II 177 note. (Daire.)

Frankreichs, Kriege, Mangel an Produktionsmitteln — Arbeit und Kapital —, welche jede Art von Meliorationen unmöglich machten, bedingen die traurige Lage der französischen Landwirtschaft, deren erste beredte Zeugen Vauban und Boisguillebert sind[1]) An diese beiden hat die physiokratische Opposition angeknüpft, aber ihre Reformwünsche hatten bereits die dogmatische Schärfe eines ganzen Systems, das geschickt in Schlagworte umgesetzt wurde. Was bei Vauban und Boisguillebert Forderungen der Staatsklugheit waren, wird im Kopfe des Denkers und Arztes Quesnay zu einer wissenschaftlichen Theorie, aus welcher die „Schule" die Münzen des revolutionierenden Schlagwortes prägt. — Insoweit die physiokratische Theorie auf die veränderte Anschauung in Bezug auf die Getreidehandelspolitik beigetragen hat, soll die Lehre Quesnays hier eingefügt werden[2])

Quesnays Reichtumsbegriff sind materielle Güter, und eine Reichtumsvermehrung findet nur statt durch eine Vermehrung der materiellen Güter. Diese können nur aus der Natur selbst gewonnen werden, folglich schafft die Bodenproduktion allein neue Werte, somit neuen Reichtum. Die Industrie ist nützlich, aber „steril", denn sie schafft keine neuen Werte, sie verändert nur die Form der aus der Natur gewonnenen Güter. Der Wert eines Manufakturproduktes bestimmt sich nach dem Wert der darauf verwandten Arbeit, dieser richtet sich nach dem Wert der von der Arbeit verbrauchten Güter — und diese liefert allein wieder die Bodenproduktion. Somit schafft die Industrie nur, was sie verzehrt, sie schafft nur ihren Konsum, sie ist unproduktiv, „steril". Der Boden hingegen gibt mehr als seinen Verbrauch an Rohmaterial, woraus

[1]) Boisguillebert «Détail de la France» erschien 1695, «Factum de la France» 1707 (Coll. d pr. écon. I.), Vauban, Dime royale, 1707. (C. d. pr. éc. I.)

[2]) Vgl. Oncken, Oeuvres de Quesnay. Paris 1888 — Oncken, Artikel „Quesnay" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd 5

Quesnay die Möglichkeit der Existenz eines neuen Individuums folgert. Diese Möglichkeit zu begünstigen ist der letzte Zweck des Staates; neben dieser Vermehrung der Bevölkerung und der Subsistenzmittel schreitet die Bereicherung der Bevölkerung fort. Es ist — nach Quesnay — daher Pflicht und Interesse der Regierung, den Ackerbau zu begünstigen. Das Mittel hiezu ist ein hoher Getreidepreis, so hoch, daß er die in Geld berechneten Produktionskosten übertrifft (produit net). Dies macht aber eine Vermehrung der Konsumenten nötig — diese schafft die freie Getreideausfuhr. Die Freiheit der Ausfuhr ist die notwendige Voraussetzung für die Erhöhung des Getreidepreises (welche nach Quesnay für die arbeitenden Klassen günstiger ist), für die Ausdehnung und Intensivität des landwirtschaftlichen Betriebes, für die Zunahme der Bevölkerung und des «produit net», und damit auch — nach der Bedeutung, die der produit net für Quesnays Steuerpolitik hat — des Staatsschatzes. «Le principe de tous ces progrès est donc l'exportation des denrées du crû» (Artikel «Grains»). Die Ausfuhr der Manufakturen bringt nach Quesnay keinen Gewinn. Industrieprodukte und Bodenprodukte können im Export beide 100 gelten; aber erstere haben bei der Fabrikation gerade 100 gekostet, verbraucht, während die Hervorbringung des Getreides dem Lande weniger als 100 gekostet hat, nämlich $x + y = 100$, x = Kostenwert, y = das Geschenk der Natur, der «produit net», welcher der Industrie fehlt; bei ihr ist $x = 100$.

Unter dem Einfluß Quesnays und seiner Schule, der Ökonomisten oder Physiokraten, wie man sie nach dem Sammelwerk Duponts nennt,[1]) stand die französische Getreidegesetzgebung von 1760—70. Zwei Gesetze sind es vor allem, welche diese Periode charakterisieren: das erste ist die Deklaration

[1]) Vgl. Onckens Untersuchungen über den Ursprung dieser Bezeichnung im Artikel „Quesnay".

vom 25. III. 1762, welche dem Binnenhandel völlige Freiheit der Bewegung sichert — nicht Freiheit von Weg- und Flußabgaben; das zweite das Edikt vom 7. XI. 1764. Der Einfluß der physiokratischen Doktrin zeigt sich auch in der Motivierung der Deklaration von 1762: „ . . . überzeugt, daß nichts so geeignet ist, den Nachteilen der Monopolisierung entgegenzuwirken als die vollständig freie Konkurrenz im Kornhandel, haben wir geglaubt, die Strenge des zur Begünstigung der Feldarbeiter gegebenen Reglements mildern und diesem nützlichen Teil unserer Unterthanen besondere Zeichen der Fürsorge geben zu sollen, die wir ihren Interessen stets haben angedeihen lassen."[1])

Das Edikt von 1764 bedeutet einen Sieg der Physiokraten; es erklärt bei einem Zoll von 1 % des geltenden Preises die Aus- und Einfuhr des Getreides frei, wenn der Preis während dreier Märkte 30 Livres per Septier Weizen erreiche.[2])

Das Edikt hatte auch die Urbarmachung von Ländereien geringen Ertrages zur Folge, was auch durch besondere Erlasse begünstigt wurde. (15. VIII. 1761, 14. VII. 1764.) Selbst ein Gegner der libre exportation, Necker, muß diese guten Folgen des Edikts anerkennen: « . . le renchérissement des denrées est un bénéfice . . pour les propriétaires, et c'en est assez pour que cette circonstance soit l'objet de leurs vœux et les engager à défricher comme il est arrivé par l'effet de l'édit de 1764 »[3]) Auch die Steuerfähigkeit selbst ärmerer Provinzen nahm zu[4])

[1]) Citiert nach Isambert, Recueil des lois XXII bei Araskaniantz, die französische Getreidehandelspolitik bis 1789 1882, p. 145.

[2]) Vgl. Necker, Sur l. legisl. et le com. des grains, 3me et 4me partie, p. 328 (Coll. d. princ. écon. XV.)

[3]) Necker, l. c. part. I 241.

[4]) Turgot, Oeuvres, I. 518

Die Gegner der freien Ausfuhr, welche ein Übergewicht in den Regierungskreisen erlangt hatten, betrachteten die Zeit nach dem Edikt als Probejahre für dasselbe, und sie unterließen es nicht, bald den Aktiven der Physiokraten ihre Passiven entgegenzustellen. Der Getreidepreis von 1764 war außerordentlich niedrig gewesen; mit 1764 beginnt ein konstantes Steigen der Preise. Nach Tooke-Newmarch stellen sich von 1760—70 die Preise pro Hektoliter folgendermaßen dar:[1])

1760	11. 79 Fr.	1765	11. 18 Fr
1761	10. — „	1766	13 29 „
1762	9 94 „	1767	14 31 „
1763	9. 53 „	1768	15. 53 „
1764	10 03 „	1769	15 41 „
	1770	18 85 Fr	

Nach Necker stieg der Getreidepreis in manchen Provinzen um 100 %, trotzdem, ebenfalls nach Necker, die jährliche Ausfuhr nach 1764 die Einfuhr nur um 4—500,000 Septiers (6—750,000 Hektol.) überstieg[2])

Die einer Hungersnot gleichkommende Teuerung im Winter 1769/70 gab den Ausschlag zu Ungunsten der freien Ausfuhr, und Abbé Terray, der sonst kein principieller Gegner der libre exportation war, hob das Edikt von 1764 auf; die Gegner der Physiokraten hatten gesiegt.

Kurz vor Aufhebung des Edikts durch Terray begann die litterarische Fehde zwischen Galiani, dem sich später Necker zugesellte, einerseits, den Physiokraten und Turgot auf der andern Seite. Galianis «Dialogues sur le commerce des blés» eröffneten diesen Kampf.

Der Hauptgedanke, von dem Galiani in seinen Dialogen ausgeht, und auf den er immer wieder hinweist, ist die Ma-

[1]) Tooke-Newmarch, Geschichte der Preise, II p 513 — Zu bemerken ist, daß die Preisnotierungen von 1754 an amtlich werden

[2]) Necker, l. c., p 232, Note 2 und p 232

xime von der Relativität des Wertes einer politischen Maßregel; sie ist dem ständigen Wechsel der Zeit und den Eigentümlichkeiten des betreffenden Staates unterworfen. Nicht der Mangel an Vernunft und Erfahrung ist der Hauptfehler der Politiker, sondern die falsche Anwendung beider. Eine Erfahrung darf nur auf einen dem ähnlichen Fall angewandt werden, aus dem sie gewonnen. Und dies gilt vollends in der Politik, über deren Wesen sich Galiani in einem Briefe folgendermaßen ausläßt: „Die Politik ist nicht allein eine Wissenschaft der Erziehung, sie ist in erster Linie die Wissenschaft einer möglichen Verbesserung. Streichen Sie aus der Politik diese großen Worte ohne Sinn, von der „Kraft der Reiche“, von ihrem „Fall“, von ihrer „Erhebung“ rc. Lieben Sie nicht die Moustra der Einbildung und nicht das moralische Gethu. Von nichts anderem soll die Rede sein als vom Glück der reellen Wesen, der existierenden und vorhergehenden (prévus) Wesen. Wir und unsere Kinder — das ist alles. Das andere ist Träumerei. Ich glaube, der Mensch kann seinen Mitmenschen Gutes und Böses zufügen. Fürsten werden geboren und sterben, das macht mir nichts und den Menschen nichts. Diese muß man zufrieden machen. Sind sie es nicht in Frankreich, muß man sie nach Lappland schicken oder nach Kamtschatka . . Aufgabe der Politik ist: Berechnung von Gut und Schlecht und das Finden jenes bestimmten Punktes, wo sich die beiden unter bestimmten Verhältnissen der Kurve schneiden — bestimmt oder annähernd bestimmt.“ Und im Oktober 1774: „Allgemeine Theorien und Nichts sind in der Politik ungefähr dasselbe. Die Ökonomisten glauben, daß man mit einigen großen, vagen Worten und einem Dutzend allgemeiner Raisonnements alles weiß . . Sie haben nicht recht, wenn Sie sagen, daß sich die ganze Theorie der Politik darauf reduciert, richtig zu sehen (à voir juste); diese Sorten Wahrheiten sind Gemeinplätze, die man nicht im Ernst aussprechen kann. Sagen wir, die Politik ist die Wissenschaft, den Menschen das größt-

möglichste Gute zu thun mit dem kleinstmöglichen Übel, je nach Umständen. Es ist das Problem de maximis et minimis zu entscheiden. Politik — man mache eine Kurve oder Parabel; die Abscisse ist das Gute, die Koordinate das Schlechte. Man wird den Punkt finden, in dem sich das Kleinste des möglichen Schlechten trifft mit dem Größten des möglichen Guten. Dieser Punkt ist die Lösung des Problems. — Das ganze Problem der Politik ist nichts anderes als eine Gleichung mit unendlichen Werten, die bestimmt wird, wenn man sie auf einen speciellen Fall anwendet.“ [1])

Die Freiheit der Getreideausfuhr war für Galiani ein solcher specieller Fall, der die unendliche Gleichung rechenbar macht; Koordinate und Abscisse sind bestimmte Größen, man kann die Kurve ziehen. — Galiani kritisiert in den Dialogen die Behauptungen der Physiokraten. Daß der Ackerbau die einzige Reichtumsquelle sei, widerlegt er mit den Beispielen reiner Handels- oder Manufakturstaaten. Er weiß auf den Unterschied hin zwischen Getreide als notwendiges Nahrungsmittel und als Handelsartikel, den die Physiokraten übersahen. Aus dem Zustande Frankreichs weist er nach, daß man niemals wissen könne, ob eine gute Ernte vorhanden sei oder nicht, ob sich also Ausfuhrfreiheit oder Verbot empfehle. Um den Überfluß zu messen, bedürfe es eines Maßes, und dieses besteht darin, dem Getreidehandel im Innern eine vollständig freie Cirkulation zu geben; dies sei bis jetzt noch nicht geschehen: die eine Provinz litt Hungersnot, während die andere Überfluß hatte, der ins Ausland abfließ. Der Geist des Edikts von 1764 verkünde der Nation die Freiheit, es ist eine Majorennerklärung des französischen Volkes durch den Monarchen. Aber die Volljährigkeit kam zu früh, denn das Edikt verhindert die innere Cirkulation, welche wichtiger ist als die Ausfuhr. Die praktischen Vorschläge Galianis sind ohne

[1]) Vgl. Bentham, Deontology, or the science of Morality.

sonderliche Bedeutung, ebensowenig wie seine gelegentlichen ökonomisch-theoretischen Äußerungen; es war auch nicht seine Absicht, die Frage des Getreidehandels zu einer theoretischen Diskussion zu benutzen, er sah in ihr nur die Summe von Maßregeln. Auch eine eigentliche Kritik der physiokratischen Grundlehren wird man in den „Dialogen“ nicht finden; er benutzt die Frage des Getreidehandels, um an ihr das Wesen der Politik zu demonstrieren. Er sah in den Physiokraten auch nie die Theoretiker, immer nur die schlechten Politiker. Die Untersuchungen in den „Dialogen“ führen zu Calcüls der Staatsklugheit, der Kunst des Regierens, gewonnen aus einer tiefen Menschenkenntnis und Kenntnis der thatsächlichen Zustände. Wo immer Galiani in seinen Briefen von den „Dialogen“ spricht, spricht er von einem politischen Buch, von einem Buche für Staatsmänner.

Galiani hatte die Absicht, den „Dialogues“ noch einen Dialog als Schluß zu geben; er sollte detaillierte Vorschläge für die Getreidehandelspolitik Frankreichs enthalten. Die Absicht kam nicht zur Ausführung. Wohl schreibt aber Galiani öfter an seine Pariser Freunde, man möge einer eventuellen Neuauflage der „Dialoge“ einige seiner Briefe und eine Abhandlung, welche eine kurze Zusammenfassung seiner Vorschläge enthält,[1] als Anhang beidrucken lassen.

Diese Briefkommentare werfen mit ihrer rückhaltlosen offenen Aussprache ein helles Licht auf die „Dialoge“, deren macchiavellistischen Charakter sie offenbaren. Galiani schreibt am 19. Mai 1770: „Ich will Ihnen alles entdecken, was ich verschweigen wollte, als ich die „Dialoge“ schrieb . Wer es in Frankreich wagt, in Sachen des Getreidehandels etwas zu

[1] Die zweite Ausgabe der „Dialoge“ (Berlin 1795) enthält zwei Briefe als Anhang, ebenso alle späteren Ausgaben und Übersetzungen. Die Abhandlung findet sich in den Ausgaben der «Correspondance G.» — mit Ausnahme der von Perey et Maugras —, sie umfaßt 12 Seiten (Vgl. Corresp. G. ed. Asse. I 411—422.)

ändern, der wird, wenn es ihm gelingt, die ganze Regierungsform ändern. Das Zutrauen des Souverains zu den Unterthanen müßte denn so groß sein, daß keine Teuerung einen Aufruhr verursachen kann.“ Mit andern Worten schreibt er dasselbe am 22. Januar 1774: „Jedes Land, welches die unbeschränkte Getreidefreiheit errichtet oder unterstützt, wird umgestürzt (bouleversé). Seine Regierungsform wird völlig republikanisch, demokratisch, und die Klasse der Ackerbauer wird die erste und mächtigste. Wir, die wir die Erde nicht umgraben, wir wären doch verrückt, wenn wir das begünstigten, was uns zu den letzten macht, haec est lex et prophetae.“ In dem Briefe vom 19. Mai 1770 heißt es weiter: „Man ist wirklich noch lange nicht so weit, die freie Ausfuhr zu errichten. Die, welche sie mit Enthusiasmus und unüberlegter Hitze durchsetzen wollen, werden ihre Absicht ganz verfehlen und Frankreich in die traurigste Sklaverei stürzen. Sie sehen es ja jetzt schon! Das Volk ruft selbst den Despotismus zu Hilfe. Volk und Parlament schreien nach Gewaltsbefehlen, welche die Freiheit einschränken sollen. Ich hatte aber mit den Exporteuren dieselbe Absicht, cum grano salis, und um diese Absicht nicht zu verfehlen, schlug ich einen behutsamen Gang vor, eine Veränderung auf 10 Jahre. Alsdann wird der Wohlstand des Landmanns und die Veränderung des Steuersystems durch den Gegenvorstellungen Nachdruck geben, und diese werden hinreichen, die freie Ausfuhr durchzusetzen.“ Am 8. September 1770 schreibt Galiani (an Suard): „Sie sagen mir, daß Sie, auch nachdem Sie mein Buch gelesen hatten, der Sache nicht auf den Grund gekommen sind. Was! Sie, aus der Schule Diderots und der meinen lesen nicht das Weiße in den Büchern?! ... Lesen Sie doch das Weiße, das, was ich nicht geschrieben habe und was dennoch drin steht! Sie werden folgendes finden: In jedem Staat richtet sich die Getreidepolitik nach dem Geiste der ganzen Regierung. Unter einer despotischen ist die freie Ausfuhr unmöglich. Der

Despot fürchtet sich viel zu sehr vor dem Geschrei seiner hungrigen Sklaven. Bei einer demokratischen Verfassung ist die Freiheit natürlich und unfehlbar. In einer gemäßigten Monarchie muß die Freiheit auch modificiert werden. Daraus folgt, wenn man es dahin bringt, daß an der Steuerdepolitik Frankreichs zu sehr gerührt wird, so zerstört man die Verfassung und ganze Regierungsform des Staates, es mag dies nun Ursache oder Wirkung der freien Ausfuhr sein. Nun ist zwar die Änderung einer schlechten Verfassung eine schöne Sache, wenn es vorbei ist; aber eine heillose Unternehmung für die Zeitgenossen. Zwei Generationen gehen wenigstens dabei zu Grunde, und nur die Nachwelt gewinnt. Die Nachwelt aber ist etwas Mögliches, und wir sind etwas Wirkliches. Soll sich das Wirkliche für das Mögliche einem verderbenden Zwang anthun? Nein!

Was für Verordnungen habe ich vorgeschlagen? Ich habe eine Prämie für alle die ausgesetzt, welche den elenden, verhungernden Gebirgsbewohnern von Limousin und Gévaudan Getreide zuführen. — Es gilt als Grundsatz, daß in jeder Monarchie Prämie und Steuer gleichbedeutend ist. Alles, was der Fürst uns nicht nimmt, das gibt er. Ein Souverain hat keine andern Einkünfte als aus Abgaben. Will er geben, so muß er erst nehmen, sicud e converso, wenn er nicht nimmt, so gibt er auch nicht. Setzen Sie mitten in das Reich einen König, einen Staatsrat, ein Parlament, Intendanten u. s. w. Das sind schwerfällige und gewaltige Gewichte — wie wenn man auf Teig einen Stein legt und die weiche Masse dann ausweicht, so werden sofort so viele Menschen als möglich nach den Grenzen hindrängen, wenn man sie nicht daran hindert. Zwar werden Ihnen die Herren Ökonomisten sagen, daß sie durch ihre ephemeren Schriften die Parlamente und Intendanten wohl hindern werden, auf die Masse zu drücken. Aber das sind traurige Schwärmer! Die Schwachköpfe glauben, daß eine alte bekannte Wahrheit, die sie aber erfunden zu haben wähnen

und in schlechtem Französisch hinschmieren, auch sogleich ausführbar ist. So geht es in dieser Welt eben nicht zu. Die Parlamente, der Staatsrat und die Intendanten werden nach wie vor Patente, Reglemente und Reskripte erlassen, im Innern und zum Nachteil des Innern. Sieht nun ein armer Teufel, daß sein Getreide eingeschifft ist, so dankt er Gott, stimmt das si quavis miracula des St. Antonius an und legt sich ruhig-zufrieden aufs Ohr.

Hatte ich gesagt, daß man die völlige Freiheit der Ausfuhr belassen und noch obenein zur Begünstigung des Binnenhandels eine Prämie aussetzen müßte, so hätten mich alle Ökonomisten umarmt, auf die Stirn und wer weiß noch sonstwohin geküßt. Nun habe ich eben das gesagt, und sie wollen mich umbringen. Aber statt eines unausführbaren habe ich einen ausführbaren Vorschlag gemacht . . . Habe ich nicht einen Zoll von 50 Sous auf die Ausfuhr gelegt? Diese Zollsteuer wird anfangs verwendet werden, so lange noch die Wallung für das allgemeine Beste andauert — und die innere Cirkulation vernichtet. Nachher wird er — wie es althergebracht und billig ist — in den Schatz fließen. Die Ausfuhr wird also einen nicht geringen Beitrag zu den Staatsfinanzen liefern, sogar einen guten Teil der Finanzen ausmachen. Teuer wird sie dem Generalkontrolleur sein, weil sie ihm nützlich ist, unverletzlich, weil er sie als Quelle seiner Einkünfte betrachten wird, und die Regierung wird sie benutzen, weil sie was einbringt. Sie kaufen eigentlich diese Freiheit und diesen Schutz. Aber das muß so sein: Was man kauft, hat man gewiß, was man geschenkt bekommt, hängt von der Gnade des Schenkers ab . . . Wenn die Ausfuhr nichts einbringt — klingende Münze ist ja der einzige Zweck der Ministerrechenkunst — so wird man bald vergessen, daß sie den Ackerbau begünstigt und daß der Ackerbau die Basis des Nationalreichtums ist . . . . Wenn der Getreideabsatz dem Herrn Generalkontrolleur nichts einbringt, so werden die Herren

Intendanten thun, was ihnen beliebt, und es wird ihnen nichts anderes übrig bleiben, als Privatbegünstigungen zu machen, und durch neue Polizeianstalten den Handel zu sperren. Ist aber der Getreideabsatz eine königliche Abgabe, so sollen sie beim Teufel keine Hand anlegen, ihn zu hemmen — oder sie werden sich die Finger verbrennen. Und dies ist die eigentliche Analyse meiner Dialoge . . . Aber sagen Sie, konnte ich ein Wort von dem allem, was Sie jetzt wissen, erwähnen, ohne mein und der Regierung Geheimnis zu verraten? . ."

Das erwähnte «Mémoire» für den Polizeilieutenant Sartine schrieb Galiani einige Monate früher und den vorcitierten Brief im Februar 1770. Er spricht in dem «Memoire» zu einem Beamten, die etwas cynische Sophistik des vorigen Briefes fehlt. Galiani sagt hier u. a.: „Ich habe in den „Dialogen" bewiesen, daß Frankreich kein solches Getreideland ist, daß es in gewöhnlichen Erntejahren eine solche Quantität Getreide überflüssig hat, um daraus einen wichtigen Handelsartikel zu machen. Wenn der Boden Frankreichs wirklich ein Getreideboden ist, so wie derjenige Afrikas oder Siziliens, so wäre es schon mindestens zwei Millionen Jahre her, daß darin das Gesetz der freien Ausfuhr existiert . . das Edikt von 1764 [1]) hatte nur den Effett, daß die Handelsleute das

[1]) Das Edikt des Generalkontrolleurs Laverdy über den auswärtigen Getreidehandel vom Juli 1764 (die Freiheit des inneren Getreidehandels war schon durch eine Deklaration vom Juli 1763 bezw. durch den Arrêt du Conseil vom 17. September 1754 gewährleistet worden) setzte fest, daß bei der Einfuhr des Getreides bloß ein Zoll von 1, beziehungsweise 3 %, erhoben werden solle. Die Ausfuhr war auf so lange frei gegeben, als der Getreidepreis die Höhe von 12 Fr. 10 Cts. pro Quintal (30 Livres per Septier) während dreier sich folgenden Markttage nicht erreichte. Die Schiffe, auf denen die Ausfuhr geschah, mußten jedoch französischer Nationalität sein, auch durfte der Export nur über gewisse Häfen und unter Aufsicht geschehen.

Die Präambule zum Edikt ist ganz im physiokratischen Geist und Wortlaut gehalten. Es heißt darin, das Edikt sei beschlossen worden «Après avoir pris les avis des personnes les plus éclairées en ce genre». Vgl. G. Schelle, Du Pont de Nemours et l'école physiocratique, Paris 1888, p. 29 et suiv. Die noch beibehaltenen Restriktionen, zumal die Ein-

Eintreffen der Hungersnot und damit die Aufhebung des Ediktes beschleunigten — wie es auch eingetroffen ist." Aber kommen wieder günstige Ernten und ist die Bevölkerung auch noch durch eine Hungersnot, durch eine Epidemie verringert, „so muß man wieder ins Ausland führen; und das ist es, worauf die Monopolisten abzielen. Mit großem Geschrei werden sie die Ausfuhr verlangen, und die Ökonomisten werden ihnen recht geben, und die Parlamente werden nicht wissen, was thun. Die Monopolisten werden die Freiheit durchsetzen, weil sie Geld haben. Man wird wohl nicht erst über das Wort „Monopolist" einen Streit anfangen und sagen, es gibt keine. Ich verstehe darunter Leute, welche Machtmittel besitzen, Geld, Talent oder Autorität, Leute, die imstande sind, die kleinen Händler zu meistern und an die Wand zu drücken, Leute, die imstande sind, Gesetze zu geben und gleichzeitig den unglücklichen Konsumenten den Boden unter den Füßen wegzuwühlen. Diese Klasse von Menschen existierte immer und unter jeder Regierungsform, weil immer eine Ungleichheit der Bedingungen bestand und ein noch größeres Mißverhältnis in den Fähigkeiten und Talenten der Menschen ... Ich mache darauf aufmerksam, daß das Bekämpfen und Zerstören des Monopols nichts anderes ist als ein Daraufhinarbeiten, die Ungleichheit des Besitzes zu vermindern.[1]) Diese beiden Dinge

dung des Exports an Schiffe französischer Nationalität, fanden nicht die Zustimmung der Anhänger Quesnays. — Das Edikt wurde im Jahre 1770 durch den Generalkontrolleur Terray aufgehoben, während der Ministerschaft Turgots aber auf kurze Zeit wieder hergestellt.

[1]) Und Turgot sagt: „Die (ungleiche) Kraft der Menschen, ihr Geist, ihre Leidenschaften würden immer das Gleichgewicht durchbrechen, welches die Gesetze unter ihnen herstellen könnten. Was wäre die Gesellschaft ohne diese Ungleichheit der Klassen? . . . Es ist nützlicher und gerechter, daß diejenigen, welche entweder zu wenig Verstand oder zu wenig Glück gehabt haben, ihre Arme denjenigen zur Verfügung stellen, welche sie zu beschäftigen wissen" u. s. w. (Turgot, Reflexions, Daire III.) Hält man dagegen die Ausführungen Smiths über die ursprünglich gleichen Anlagen des Lastträges und des Philosophen (W. o. N. I. 2.), so muß man wohl in Turgot und nicht in Smith den Gründer der Manchesterlehre sehen. Vgl. „Smith und Turgot" von Feilbogen, Wien 1892.

sind so eng miteinander verbunden, daß das eine gleichzeitig Ursache und Wirkung des andern ist, und umgekehrt." Als Heilmittel dieses Übels schlägt Galiani in dem «Mémoire» vor: Einfuhr fremden Getreides nach Frankreich und freie Cirkulation im Innern; „von diesem ganzen Getreide, das die Regierung selbst oder durch etliche Kaufleute kommen ließ, dürfen die Handelsleute nichts ankaufen." Das Getreide muß im kleinsten Detail unter freier Konkurrenz verkauft werden, ohne Gewinn, eher mit Verlust. „Haltet Euch gut, fürchtet die Hungersnot nicht, laßt im Gegenteil die Monopolisten, die in die gleiche Klasse wie die Geldwucherer rangieren, einen Überfluß befürchten." Ganz gleich schreibt Galiani an Madame d'Epinay am 27. September 1770: „Man verlangt von mir keine Theorien, sondern Heilmittel. Und es gibt kein anderes als 100,000 Thaler opfern für fremdes Getreide, mit Verlust zu verkaufen, auf den Namen des Königs oder der Königin, die gesonnen seien, dem Volke von Paris eine Wohlthat zu erweisen. Dieser Verkauf, bei dem man mindestens einen Thaler am Septier verlieren muß, wird die Monopolisten zu Grunde richten." [1])

Man könnte Galianis „System", wenn man ihm einen Namen geben wollte, Regierungssocialismus [2]) nennen. Seine Vorschläge haben das Ziel, Königtum und Regierung zu

---

[1]) Vgl. die Getreidepolitik der preußischen Könige im 18. Jahrhundert, besonders die Kabinetsverfügung vom 5. Januar 1746. (Stadelmann, Preußische Könige in der Thätigkeit für die Landeskultur. 1882. S. 158.)

[2]) Vgl. den Antrag des Socialisten Jaurès in der französischen Kammer bei Gelegenheit der Getreidezolldebatte (17. Febr. 1894), der Antrag verlangte, der Staat soll das alleinige Recht, Getreide einzuführen, haben und dieses zu einem jährlich durch Gesetz zu fixierenden Preis verkaufen. Der Antrag Jaurès war nur ein politischer Schachzug gegen das die Spekulation in Schutz nehmende System Méline, ein argumentum per absurdum in dem vorliegenden Fall. Eine rege Agitation für die Verstaatlichung des Getreidehandels entfalteten Ende der siebziger Jahre die Socialdemokraten des Kantons Zürich. Vgl. hierüber M. Seidel, Staatlicher Getreidehandel, oder wie kommt das Volk zu billigem Brot. Zürich 1879.

stützen, indem dieses von sich aus einem Notstand abhilft. Er sagt: «Le pain appartient à la politique et non pas au commerce», die Volksernährung ist eine Angelegenheit der Politik, nicht des Handels. Die Regierung muß dem Handel das Getreide entziehen, indem sie aus ihm ein Staatsmonopol macht, welches die Getreidehändler zu Grunde richtet. Damit gewinnt der König, die Monarchie „das Volk von Paris durch eine Wohltat“. „Ich weiß“ schreibt Galiani am 21. Juli 1770, „daß Morellet im ganzen sagen will, daß die Republiken die Freiheit des Getreidehandels haben sollen, daß sie die Monarchien nicht haben können, noch dürfen, wenn sie sich nicht in Republiken verwandeln wollen. Ich sagte dasselbe in meinen Dialogen. Er will aus Frankreich eine Republik machen, ich will das nicht, und seinetwegen will ich das nicht: denn ich habe für mich nichts mehr zu fürchten, noch zu hoffen.“ Dieses Wort Galianis galt sowohl für Morellet, als besonders auch für Turgot, dessen litterarischer Knappe Morellet war. Diesen mag wohl eine Umgestaltung der politischen Ordnung Frankreichs nach dem Muster der englischen Verfassung vorgeschwebt haben, nicht aber den Physiokraten im engeren Sinne, nicht Quesnay und seinen unmittelbaren Schülern, welche die absolute Monarchie mit ihren Reformen zu stützen meinten, sie aber in der That damit bekämpften. Sie irrten sich in ihren Zielen und Mitteln, die nicht konservativ sondern revolutionär waren. Als solche erkannte sie zuerst Galiani; er sagt von den Physiokraten, daß sie „auf den Aufstand losarbeiten“, „das Volk à la bagarre hetzen“ mit ihren «vues séditieuses». Und Tocqueville wiederholt nur als der Geschichtschreiber einer Periode, deren Anfang und Ende er bereits übersah, was Galiani sagt, wenn er im «L'ancien régime et la révolution» schreibt: „Alle Institutionen, welche die Revolution für immer abschaffen sollte, haben die Physiokraten mit Energie bekämpft, keine einzige fand Schonung in ihren Augen. . man bemerkt in ihren Büchern bereits jenes revolutionäre und demokratische Temperament,

das uns so gut bekannt ist; sie hassen nicht nur gewisse Privilegien, sondern es ist ihnen überhaupt alle Verschiedenheit verhaßt" u. s. w.[1])

Aber die Physiokraten träumten nur von einer „glückseligen Revolution", der «révolution immense», aus der ein strahlendes, neues, königliches Frankreich hervorgehen sollte. — Dieser Glaube an den absoluten Monarchen ist ein gemeinsamer Charakterzug fast aller wirtschaftspolitischen Schriftsteller des Ancien régime, von Vauban bis auf Quesnay. Das état c'est moi des roi du soleil bedeutete ja auch in der That einen Fortschritt, indem es den mittelalterlichen Feudalstaat vernichtete, den Adel an den Hof zog und ihm dort eine einflußlose Würde ließ. Die große Machtentfaltung Louis XIV. hatte diesen Monarchen mit der Aureole der Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit umgeben; er war der Gnaden- und Unterspender für seine adelige Umgebung, für die Fernerstehenden eine auf Wolken thronende Gottheit, von der alles Gute kam — und auch alles Böse. Wie man dem Herrscher für das empfangene Gute dankbar war, so machte man ihn auch verantwortlich für den Mangel des Guten, für Mißernten, Hungersnot, Steuern und die ganze Reihe unsäglicher Leiden, welche das arbeitende Volk von dem genießenden in bis zur Revolution immer steigendem Maße zu erleiden hatte.[2]) Es ist deshalb nur natürlich, daß alle Reformwünsche an die Adresse des Monarchen giengen, in dessen Händen alle Fäden des Staatsmechanismus zusammenliefen. Bossuet, der den Absolutismus sanktionierte, indem er ihn als eine unmittelbare göttliche Einsetzung erklärte, ist seiner Zeit nicht aufgefallen, diese fand das selbstverständlich.[3]) Die Ersten, welche wirtschaftliche Reformwünsche aussprechen, sind streng monarchisch gesinnt, so

[1]) A. a. O. III 8.

[2]) Vgl. Doniol, Histoire des classes rurales en France, 1857, ch. XIII, XIV, Young, Travels I, II.

[3]) Bossuet, Politique tirée de propres paroles de la S. E.

der anonyme Verfasser von «Soupirs de la France» (1690), so Vauban, der sein «Projet» (1707) selbst dem Könige überreichte, so der ihm in Kritik und Vorschlägen ähnliche Boisguillebert. Die Opposition gegen den monarchischen Absolutismus kam von einer andern Seite, von einer Klasse, deren Geschichte zu Ende war, und von der niemand Reformen erwarten konnte, es ist die Partei des auf seinen ländlichen Gütern grollenden Teiles der Feudalen, deren bedeutender Repräsentant der Herzog von St Simon war; das politische Glaubensbekenntnis dieser Partei liegt in dem leidenschaftlich reaktionären Buche des Grafen Boulainvilliers «Histoire de l'ancien gouvernement de France» (1727). Der königliche Absolutismus war das einzige starke Gegengewicht gegen diesen feudalen Reaktionärismus; diesem gegenüber bedeutete er einen Fortschritt — Nach dem Tode Ludwig XIV. wird das Leidensmaß des Volkes immer voller, das Gute, das vom König kommt, verschwindet Rousseau und die „Philosophen" traten auf, und Quesnay hat von Rousseau und aus den Naturrechtstheorien seines Zeitalters die Idee der „natürlichen Ordnung", welche in dem „System Quesnay" eine merkwürdige Verbindung mit der überkommenen Heiligkeit des absoluten Monarchen eingeht.

Quesnays staatsphilosophische Ansichten finden sich hauptsächlich in der erst 1766 erschienenen Abhandlung über den „Despotismus Chinas", dem politischen Musterstaat der Physiokraten.[1] Nach Quesnay lebt der Mensch im «vie naturelle», dem „irdischen Leben" unter zwei Rechtsordnungen, dem «ordre naturel» und dem «ordre positif»; der «ordre naturel» kommt von Gott, er ist die «juridiction divine», die Gott dem Menschen durch die Natur offenbart, die Gesetze der na-

[1] Tocqueville l c. „Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß es keinen einzigen unter ihnen (den Physiokraten) gibt, der nicht irgendwo in seinen Briefen das chinesische Reich begeistert gepriesen hätte". — Vgl Oncken, Œuvres de Franç. Quesnay und Artikel „Quesnay" im Hdb. d. Stw

türlichen Ordnung sind als Naturgesetze, die der Mensch durch seine Vernunft erkannt hat, die besten Gesetze der menschlichen Gesellschaft. Die besten **Grundgesetze**, denn der ordre naturel gibt nur das Absolute, Ewige, und dies bedarf eines detaillierten Ausbaues in Bezug auf die Verschiedenheit der Staaten und Völker. Diese Aufgabe fällt dem ordre positif zu, welcher eine «juridiction humaine» ist. Der ordre positif ist dem Wechsel der Zeiten unterworfen, er muß sich aber genau an den ordre naturel halten, wenn er nicht in Willkür ausarten soll; nur wenn beide in einem Kongruenzverhältnis zu einander stehen, gibt es ein «gouvernement économique», eine beständige Wohlfahrt für alle. Quesnay statuiert weiter aus dem ordre naturel ein «droit naturel», welches der Mensch in sich besitzt und welches nur in einem Willkürstaate unterdrückt ist. Aus zwei Definitionen ergibt sich was Quesnay unter seinem „natürlichen Recht" versteht: Das Recht auf Eigentum. Das Minimum dieses Rechtsanspruches ist das Recht auf Existenz, auf den notwendigen Lebensunterhalt, welches Quesnay aus dem Urzustande der Menschen begründet. Was über den notwendigen Lebensunterhalt hinausgeht und durch individuelle Erwerbsthätigkeit entsteht, ist trotz der dadurch entstehenden Ungleichheit des Besitzes keineswegs gegen den ordre naturel, die Ungleichheit ist ihm durchaus rechtmäßig, sie ist eine Bestimmung Gottes, die wir nicht verstehen können — aber Gott will der Menschen Bestes. So wie sich der «ordre naturel» im Einzelwesen manifestiert, so steht er auch in Beziehung zum Rechte der Gesamtheit, des Staates. Die „natürlichen und konstituierenden Gesetze der Menschheit" sind „Fundamentalgesetze", welche nicht menschlichen Ursprungs, sondern errichtet sind „für die Ewigkeit vom auteur de la nature», von Gott. Gott herrscht uneingeschränkt, auch die Gesellschaftsordnung muß unter einer «autorité unique et absolue» stehen, dem «despotisme legitime», dessen Gegenteil, den «despotisme arbitraire»

Quesnay verwirft, ebenso das System der Gegengewalten, wie es Montesquieu empfahl und England praktizierte; bei diesem System sei immer die Gefahr vorhanden, daß sich eine Klasse der öffentlichen Gewalt bemächtige und die andere unterdrücke. Die beste Ordnung sei die „absolute, durch die Gesetze geregelte Gewalt“ eines unbeschränkten Fürsten; dieser hat keine Feinde zu fürchten und deshalb wird er kein Tyrann werden. Imperator, Lehrer und Priester muß der Regent sein die Ackerbauer seine Berater, denn „nur die Ackerbauer können feste und dauernde Reiche gründen“, die Geldvermögen, sagt Quesnay in den «Maximes» „sind geheime Reichtümer, welche weder König noch Vaterland kennen.“

Quesnay war der Theoretiker des «ordre naturel», eine Behandlung des «ordre positif» hat er nur andeutungsweise unternommen; dessen Ausgestaltung sei die Sache der Staatsmänner und Gesetzgeber. Er unterläßt es aber nie, den ordre positif nachdrücklich zu betonen. — Die „Schule“ pflegte nur den Kultus des «ordre naturel». Bezeichnenderweise hat auch Dupont in seiner Ausgabe der Werke Quesnays, der «Physiocratie»,[1]) zwei Aufsätze nicht aufgenommen, in welchen Quesnay das Verhältnis des ordre naturel zum ordre positif auseinandersetzt, nämlich den genannten über den Despotismus in China und einen «sur l'intérêt de l'argent». — Daß sich die Schule so ausschließlich mit dem ordre naturel beschäftigte, hat eine Anzahl Momente zur Ursache, die zusammen und aufeinander wirkten. Die Schüler werden unter den Augen des vergötterten Lehrers — Quesnay nannten sie ja den Konfuzius von Europa — zu dessen Apologisten. Die bizarrsten Seiten der Lehre rücken sie heraus, die, in denen der Meister als Neuerer, als Entdecker auftritt, und beginnen aus ihnen ein unfehlbares Dogma zu bilden, mit dem sie einen orthodoxen Kultus treiben.

[1]) Erschien 1767—68

Es entsteht die Sekte, die aus dem Einseitigen, Absoluten, Formalen Nahrung zieht. Hiezu kommt noch bei den Physiokraten eine große Lebens- und Menschenunkenntnis, gepaart mit emsiger Büchergelehrsamkeit. — Ein anderes Moment ist socialer Natur; es trug auch sein Teil dazu bei, die Schüler zu Sektierern zu machen. Die physiokratische Lehre traf in der ihr von Quesnay gegebenen Gestalt keine Klasse im Staate an, deren Interessen sie für sie hätten begeistern können, keine Klasse, die stark genug war, dem utopischen ordre naturel einen ordre positif zu geben. Deshalb dachten die Physiokraten auch ganz richtig auf eine Reform von oben herab; die physiokratische Steuerlehre — der Gipfelpunkt des Systems — war ganz dazu hergerichtet, verschuldete Kronschätze zu retten. Die Schule sandte ihre Apostel an Fürsten, um diese zu erfolglosen Experimenten mit der „einzigen Steuer" zu veranlassen, die mit den Forderungen Quesnays selbst oft wenig übereinstimmten, wie es z. B. bei dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden der Fall war. Die Klasse, welche für die Durchführung der physiokratischen Theorie nach Quesnay nötig war, Großpächter, gab es in Frankreich fast gar nicht. Dafür nur arme Teufel von Halbpächtern und verhungernden Bauern, die ihre Äcker im Stich ließen, um dem Steuereintreiber zu entgehen, in die Städte zogen, um Proletarier zu werden. — Erst später, als das «Laissez faire» der Kampfruf der Physiokraten geworden war, hatte ein Klasseninteresse die Theorie nutzbar gemacht, das Klasseninteresse der Ausbeutungsfreiheit verlangenden Bourgeoisie.

Unter den Schülern Quesnays kann man drei litterarische Richtungen unterscheiden, die eine fußt auf der anderen, und alle drei laufen nebeneinander bis in die Zeit der Revolution. Und jene Richtung, deren Tendenzen und Meinungen sich für die Bourgeoisie am brauchbarsten erwiesen, die litterarische Richtung mit dem besten Klasseninstinkt, erwies sich auch als lebensfähigste — Smith betrat als Vollender Turgots diesen Weg, der bis in

unsere Zeit führt. — Vergessen sind die reinen Theoretiker des «ordre naturel», deren Typus ein Mercier de la Rivière ist [1])

Um den temperamentvollen Mirabeau (den ältern) den Erfinder der großen Worte, scharen sich die revolutionären Elemente, die Dienstagsassembleen in der Wohnung des Marquis, eine Nachbildung des alten Club de l'Entresol, sind der Schauplatz scharfer Kritiken, die man an den Zuständen Frankreichs übt, der Ort, welcher für die Revolution die großen Schlagworte stellte. Von Mirabeau ging auch das Ersuchen an Rousseau aus, sich den Ekonomisten anzuschließen. Charakteristisch für die Art Mirabeaus ist der Vorfall mit den

[1]) Das bedeutendste und auch jetzt noch wertvolle Buch der Schule ist des Marquis Mirabeau «Philosophie Rurale» 1763. Gleich darnach kommt Mercier's de la Rivière «L'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques, London (Paris) 1767» (Daire, Coll., II.) Letzteres Buch veranlaßte Voltaire zu seinem «homme aux 40 écus». — Die praktische Unfähigkeit Merciers illustriert, was Grimm über Merciers Aufenthalt in Rußland erzählt, wohin er von Katharina auf Empfehlung des Fürsten Golitzin eingeladen wurde. Als er nach Petersburg kam, mietete er sofort einige Gebäude, die er mit Aufschriften versehen ließ, wie «chambre de l'agriculture» u. s. w. Dem machte Katharina, als sie aus Moskau zurückkam, ein Ende, sie ließ Mercier rufen, und es begann folgender Dialog. Mein Herr, können Sie mir ein Mittel angeben, einen Staat zu regieren? — Madame, es gibt nur eines, das ist, gerecht sein, und das heißt: die natürliche Ordnung einhalten und die Gesetze befolgen. — Aber, auf welche Grundlage muß man die Gesetze eines Reiches stützen? — Es gibt nur eine, Madame, und die ist die Natur der Dinge und der Menschen. — Sehr gut, aber wenn man einem Volk Gesetze geben will, wer sagt, ob die Gesetze gut sind? — Gesetze geben und Gesetze machen, Madame, das ist eine Aufgabe, die Gott niemandem gegeben hat. Was berechtigt den Menschen zu dem Glauben, daß er fähig sei, Gesetze zu geben? — Auf was reduzieren sie denn die Wissenschaft der Regierung? — Sich gut unterrichten Madame, um zu erkennen und zu erhalten die Gesetze, welche Gott deutlich in die Natur der Menschen eingegraben hat, weiter gehen zu wollen, wäre ein großes Unrecht und ein destruktives Unternehmen. — Monsieur, ich freue mich, Sie gehört zu haben, je vous souhaite le bonjour. — Katharina schreibt an Grimm hierüber: „Wie glücklich ist doch Ludwig, solche Geister in seinem Reich zu haben, man kann ihn nicht besser ehren, als indem man sie ihm sofort wieder retour schickt“ (Grimm-Katharina II. Correspondance). Mercier nannte man seitdem den „Gesetzgeber aller Reußen“.

«Ephémérides», für welche Quesnay das Patronat des Thronfolgers haben wollte, der die Widmung auch übernahm (1768). Als Mirabeau davon erfuhr, protestierte er sehr heftig dagegen, drohte jede Verbindung mit der Zeitschrift abzubrechen u. s. w. Quesnay mußte seinen Plan aufgeben [1]).

Auf diese Richtung Mirabeaus zielt besonders Galianis Wort von den «vues séditieuses» der Physiokraten. Am 24. Juli 1770 schreibt er: „Ich bin der erste und einzige homme de bien et d'esprit, der es gewagt hat, den Ökonomisten die Maske vom Gesicht zu reißen und sie zu zeigen wie sie sind — als eine fanatische Kanaille, welche auf den Aufstand losarbeitet (une canaille fanatique, qui vise à la bagarre)». Und am 22. Dezbr. 1770: „Wenn die Ökonomisten sagen, daß ein hoher Getreidepreis etwas Gutes ist, so sagen sie weder eine Absurdität, noch eine Dummheit, aber sie führen eine aufrührerische Sprache. Das bestehende System aller Staaten der Welt ist auf ein altes Verbrechen begründet, welches man begangen hat und noch begeht gegen die Besitzer der einzig wahren Güter. (Tout le système actuel de tous les états du monde est fondé sur une ancienne violence qu'on a faite et soutenue contre les possesseurs des seuls vrais biens). Man hat sich auf die Bauern wie aufs Pferd gesetzt: Könige, Päpste, Parlamente, Sorbonne, Fakultät und Ordenskapitel, alle treten auf den Bauern herum — sie setzten den Getreidepreis herab. Die Engländer wollten

[1]) Vgl. Oncken (Œuvres de F. Q. 692 f. not.) — „Alle Dienstage kommen sie bei Mirabeau zusammen. Man beginnt mit einem guten Diner, dann ackert man; sie fangen an zu schaufeln, zu zäten — lassen mit einem Wort kein Fleckchen von Frankreichs Erde unumgegraben und brach. Und nachdem man so einen ganzen Tag lang geschaufelt hat, in einem schönen Salon, schön kühl im Sommer, hübsch warm im Winter beim Kamin, trennt man sich des Abends sehr zufrieden und mit dem Bewußtsein, das Königreich furchtbar glücklich gemacht zu haben" (Grimm, Corresp. litt. I, 125.) Grimm erfreute nach seiner Weise seine fürstlichen Abonnenten mit einem Scherz über eine Sache, die bedeutender war, als er zu glauben vorgibt.

am Getreidepreis rühren und Sie sehen, wie sofort Wilkes und die francs-tenanciers von Middlesex dem König, den Lords und den Gemeinen Trotz bieten — und Sie können in London sehen, wie sich ein Kornfuhrmann mit einem Vicomte de la grande Bretagne herumboxt. Man mußte in England der Ausfuhr schnell Einhalt gebieten, um das rasche Anwachsen des Reichtums der Pächter aufzuhalten, welche die ganze Staatsmaschine zu zerstören drohten. Wenn die Ökonomisten sich bei ihren Worten etwas Schlimmes denken (si les économistes entendent malice à leurs propos), so bewundere ich sie, daß sie ihr Spiel so gut verstecken und so dumm scheinen können als sie scheinen, während sie so weise und tiefe Absichten im Kopfe haben. Aber glauben Sie, daß Baudeau, Roubaud und Konsorten Parteiführer sind wie Cromwell &c.? Wenn, dann ist es unfaßlich, und nie hat jemand seine Absichten besser verborgen."

Daß Galiani in diesem Briefe die Bauern die „Besitzer der einzig wahren Güter" nennt, zeigt, daß auch er sich mit gewissen Vorbehalten in dem Bannkreise physiokratischer Ideen befand, aber es fällt ihm nicht ein, aus dieser „alten Wahrheit, welche die Physiokraten erst gefunden zu haben glauben", im Sinne und Ziele der Physiokraten zu schließen, er geht sofort zu ihren handelspolitischen Forderungen über, zu ihren Reformwünschen, die er revolutionär nennt und eben deshalb bekämpft. Galiani fühlte sich, wie er selbst sagt, der Regierung näher als dem Pflug, und aus diesem Klasseninteresse heraus bekämpft er, was eine Revolution ankündigt oder verräth: Rousseau und den Atheismus, Physiokratie und Laissez-faire. Die Rousseau'sche Freiheit nennt er „das Recht, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen." „Der Abbé Roubaud, schreibt Galiani, sagt, daß er keine Feinde kenne, daß alle Menschen Brüder seien, das ist recht christlich aber sehr wenig politisch".

In allen politischen Äußerungen Galianis erkennt man seinen Lehrer Machiavelli, er „gestattet in der Politik" ja „nur den schroffen Machiavellismus". Im «Principe» findet man das, was Galiani für seine Zeit variiert. So heißt es da: „Alles unterliegt dem Wechsel der Zeit. Aus ihr keimt ebenso das Gute wie das Böse"; oder „Freiheit und Herrschaft sind unverträglich", oder: „Niemand lasse sich durch phantastische Hoffnungen verbesserter Zustände irre leiten. Die Erfahrung lehrt, daß in den meisten Fällen Täuschung die Folge ist", und: „Die Handlungsweise muß den Verhältnissen angepaßt sein; wer dies nicht zu thun versteht, ist unglücklich." „Gnade ist eine Last, Rache ist Gewinn." Und so besonders in dem Briefe Machiavellis an Soderini: „So sehe ich durch verschiedene Regierungsweisen das Nämliche erreichen, etwa wie man auf verschiedenen Wegen doch zu demselben Orte gelangt, und viele auf ganz verschiedene Weise sich anstrengen, um bei demselben Ziele anzukommen. ... Ganz verschiedene Handlungsweisen bringen zuweilen auf gleiche Weise Vorteil, auf gleiche Weise Nachteil" u. s. w.[1])

Galianis Spott über die Physiokraten ist ohne Ende; immer wieder benutzt er jede Gelegenheit in seinen Briefen, ihnen im Vorbeigehen eines zu versetzen. Das wird noch erhöht durch die Gegenschriften und Kritiken, welche die „Dialoge" erfuhren.[2])

[1]) Citiert nach der deutschen Gesamtausgabe der Werke Machiavellis von J. Ziegler. Karlsruhe, 1841. Bd. II. und VIII.

[2]) Abgesehen von Flugblättern, Karrikaturen und Artikeln der physiokratischen Zeitungen (Ephémérides, 1769 XII., 1770 II., III., ferner in der vom Physiokraten Roubaud redigierten Gazette du Commerce 1770) erschienen folgende Schriften gegen die „Dialoge": 1. Mirabeau, Les Economiques, 1771/72 (Band 3 und 4). 2. Baudeau, Lettres d'un amateur à M. l'abbé G., sur ses Dialogues antiéconomistes. (Es sollten 8 Briefe werden, de faire mourir ainsi à petit feu l'athlète napolitain (Grimm VIII. 214), es erschienen aber nur drei). — 3. Mercier de la Rivière, L'intérêt général de l'etat, ou la liberté du commerce des blés, démontrée conforme au droit naturel et avec la réfutation d'un nouveau système publié en forme des dialogues s. l. e. d. vl. 1770. Galiani parodierte,

Er schreibt am 7. Juli 1771: „Man schreibt mir aus Paris, daß die Ökonomisten vor Wut zittern und mich mehr als

---

wie erwähnt, die drei ersten Kapitel dieses Buches (vgl. Litteratur). — 4. Abbé Morellet, Réfutation de l'ouvrage qui a pour titre «D. s. l. c. d. bl.» (Geschrieben und gedruckt 1770, erschienen 1774). Vgl. darüber Grimm IX. 82, Morellet, Mém. I. 183 ff. Diderot, XIX. — Von allen Entgegnungen und Widerlegungen, welche die Dialoge erfahren, verdient bloß eine besprochen zu werden, obwohl ihr Verfasser sie später selbst als sein unglücklichstes Buch bezeichnet hat, es ist die «Réfutation» des Abbé Morellet. Er schrieb sie auf Einladung Choiseuls unmittelbar nach dem Erscheinen der Dialoge. Der gegnerisch gesinnte Contrôleur général Abbé Terray, verhinderte jedoch die Veröffentlichung. Erst unter dem Ministerium Turgots 1774 wurde sie herausgegeben, als das Interesse an der Sache verflogen war. Die Schrift fand daher wenig Beachtung. Immerhin hat sie Bedeutung dadurch, daß sie nicht aus der Feder eines direkten Anhängers Quesnays stammt, sondern von einer Persönlichkeit, welche sich stets als Schüler Gournays gab, von dessen Ideengang sie aber ebenfalls in manchen Stücken abgewichen zu sein scheint. Morellet erklärt, er sei kein ökonomistischer Schriftsteller, er sei nichts als ein écrivain économique, c'est-à-dire étudiant et traitant le moins mal que je puis les questions intéressantes de l'économie politique, sans être ullius addictus jurare in verba Magistri. Seine Stellung zu den Dialogen gibt Morellet in folgenden Sätzen (p. 3 f.): L'espèce de succès qu'ont eu les Dialogues, n'a pas dû me détourner de cette entreprise (sie zu widerlegen). J'ai pensé que la forme avait contribué, beaucoup plus que le fond, à leur faire obtenir l'accueil qu'ils ont reçu. On y trouve beaucoup d'esprit et d'imagination, des saillies piquantes, des rapprochements heureux et des combinaisons adroites. Quoique le goût de l'auteur ne soit pas toujours sûr, il a souvent les grâces mêmes du style, mérite bien singulier dans un ouvrage écrit par un étranger. Enfin la marche en est originale et neuve. Toutes ces circonstances réunies ont dû séduire beaucoup de personnes, qui cherchent plus dans les livres l'amusement que la vérité.

Mais la fausseté des principes, et l'éloignement que je me suis senti pour l'esprit dominant de l'ouvrage, m'ont défendu de cette séduction. Quant aux principes, je suis intimement persuadé que l'auteur a mal choisi les siens, et que la subtilité de son esprit et les saillies de son imagination n'ont servi qu'à l'égarer davantage. Quant à l'esprit dominant, je crois voir dans les Dialogues peu d'attachement à ce que l'auteur lui-même regarde comme la vérité, indifférence, légèreté dans une matière intéressante et grave, respect affecté pour toutes les opinions communes; flatterie continuelle pour l'autorité de tous les temps et de tous les lieux, goût très-marqué

zu aubellen. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ihnen so viel Mühe und Sorge bereiten werde. Und köstlich ist es wie sie

pour le despotisme, dogme de l'infaillibilité de ceux qui gouvernent, étendue jusqu'au grand Vizir et au Caimacan de Constantinople, haine des écrivains qui, en recherchant les principes d'une bonne administration, ont osé penser que les administrateurs, avec de bonnes intentions, pouvaient se tromper quelquefois. Voilà l'esprit des Dialogues » — Morellet folgt den „Dialogen“ Satz für Satz, oft Wort für Wort, da schulmeisterlich nörgelnd, dort Flüchtigkeiten und nebensächliche Unrichtigkeiten des langen und des breiten widerlegend. Die Eitelkeit Galianis hält er ihm drei Seiten lang vor, indem er alle Schmeicheleien, die sich Galiani als Chevalier Zanobi sagen läßt, mit großer Sorgfalt aufzählt. — Galiani vertritt die Meinung, daß weder ein absolutes Ausfuhrverbot noch eine absolute Ausfuhrfreiheit in den Interessen der französischen Wirtschaftspolitik läge. Was er vorschlägt, ist ein langsamer vorsichtiger Weg unter Berücksichtigung aller Umstände und unter Vermeidung aller radikalen Änderungen. Der plötzliche Umschlag aus dem einen Extrem des Verbotes in das andere Extrem der Freiheit bringe nur einer Gruppe der besitzenden Klasse Vorteil, und zwar nicht dem von den Physiokraten entdeckten Bauer, sondern den Kornhändlern, den Getreidemonopolisten. Denn diese seien es, sagt Galiani, die exportieren, nicht die armen Teufel von Bauern. Nun sind thatsächlich die Getreideaufkäufer und Kornwucherer die Pioniere der bürgerlichen Produktionsweise gewesen; das Kaufmannskapital erhob zuerst und am lautesten den Ruf nach Exportfreiheit, und dies besonders in dem Frankreich vor der Revolution, dessen arme Teufel von Kleinbauern auf Gnade und Ungnade den Kornwucherern ausgeliefert waren. Unter dem Einfluß der Interessen des Kaufmannskapitals bekam die physiokratische Lehre thatsächlich eine rein kapitalistisch-individualistische Praxis, bis A. Smith auftrat, der aus dieser Praxis wieder eine Theorie zog, welche die physiokratische vergessen machte. Den Weg zu Smith bahnte Turgot, und einer der Journalisten auf diesem Wege zum Manchestertum ist Morellet. Dafür aus den vielen nur ein Beispiel als Beweis. Galiani schlägt in den Dialogen eine Art landwirtschaftlicher Statistik vor, welche Aussaat, Ernte, bestellte Bodenfläche u. s. w. ermitteln sollte, auf daß sich die Gesetzgebung nach diesen Ergebnissen jeweils richte. Die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung „widerlegt“ Morellet mit den Worten: „Die Verteidiger der Freiheit haben gar kein Bedürfnis nach einer solchen Statistik, ils croient avoir un moyen sûr de connaître, quand il y a du superflu dans un rayon, car ils pensent que, dans l'état de liberté il y a du superflu toutes les fois qu'on veut du blé au dehors, et il ne leur faut point de calcul pour cela... c'est la marche de l'esprit qui veut éviter les calculs.» (l. c. p. 283.) — —

zu gleicher Zeit in meinem Buche nicht zwei Worte finden können, die nicht albern und sich widersprechend seien und dennoch immer wiederholen, daß die Ausfuhr noch mächtige und schreckliche Gegner habe." Am 27. April 1770: „Ich werde keinen Wechsel in der Getreideangelegenheit hervorrufen, aber mindestens gelang es mir, aufzudecken, daß die Leute, welche ich wegen der Reinheit ihrer wirtschaftlichen Intentionen schätze, und welche Philosophen zu sein scheinen, in Wahrheit nichts weiter sind als eine kleine obskure Sekte, mit allen Fehlern der Sekten, Jargon, System, Geschmack an Verfolgung voll Haß gegen Außenstehende, kläffend, boshaft, klein an Geist." Am 28. April des gleichen Jahres: „Die Ekonomisten sind eine wahrhafte Illuminatensekte, sie haben Prophezeiungen, Legenden, Visionen und außerdem eine narkotisierende Langeweile, ich glaube, Quesnay ist der Antichrist und seine «physiognomie rurale» ist die Apokalypse.[1]) Das ist ernster als Sie glauben! Dieser Arzt ist etwas Übernatürliches, er ist traurig, absurd und schließt aus seiner Schülerzahl keinen Dummkopf aus, wenn er nur begeistert ist."[2])

[1]) Gemeint ist die «Philosophie rurale» von Mirabeau.

[2]) Galiani schreibt am 5. Mai 1770 von einem Denkmal, welches man ihm einst setzen soll „in der schönen Runde vor der neuen Markthalle im Hôtel des Soissons. Ich werde mich da sehr wohl befinden zwischen dem Mehl und den Töchtern von Paris, ich hätte da alles was ich brauche zur Nahrung und Population... Vier gefesselte Götzen werde ich um mein Piedestal haben, Dupont, Riviére, Baudat und Roubaut (G. schreibt die Namen oft absichtlich falsch), zwei Abbés und zwei Laien, ein schöner und malerischer Gegensatz. Die Inschrift vorne: Ferdinando Triticeo (wie Scipio Africanus') ob cives servatos, Ære conlato, in einer Dornenkrone. Auf den Seiten: 1. Tædio Ephemeridum profligato. 2. Logomachia rurali devicta. 3. Oeconomistis deletis qui Rempublicam obdormiebant. Unter diesen Inschriften drei Medaillons; auf dem ersten soll man einen Ekonomisten sehen, in gebückter Stellung betend vor dem Gott der Gärten, der Ekonomist zeigt, sich bückend, den Hintern; der erzürnte Gott schlägt ihn mit seinem ehrwürdigen Instrument auf den Kopf, Inschrift: Priapo vindici. Auf die entgegengesetzte eine Ekonomistin, welche der Pomona Früchte und Blumen opfert, wobei sie vorne ihre Röcke zu hoch in die Höhe

Galiani schreibt zwar einmal mit komischem Pathos «Coelum et terra transibunt, verba mea non transibunt, die Duponts und die Rivières werden vergessen sein, die Dialoge werden bleiben", aber er täuscht sich nicht darüber, daß auch die Dialoge keinen Einfluß auf das Geschick Frankreichs ausüben werden. Er fährt fort: „Man wird weder das System der Ekonomisten befolgen, noch das meine, man wird das den Monarchien natürliche System praktizieren, nämlich: permissions particulières, Hofbegünstigungen, die Unternehmungen der Steuerpächter, den Federstrich eines Intendanten, die Greifenklaue eines Staatsministers. So wird Frankreich existieren. Man sieht, der physische Zustand hat sich nicht geändert, und man wird glauben, auch der moralische sei der gleiche geblieben. Man wird sehen, wie sich in den Tuilerien die Kastanienbäume im Frühling neu belauben, aber darum wird man sich nicht kümmern, ob die Menschen, die darunter spazieren gehen, Mitglieder des alten oder des neuen Parlaments sind." Über Frankreich schreibt Galiani 1774: „Ich finde, es gehört zu den schwierigsten Dingen in der Welt, Frankreich, wie es jetzt ist, gut zu regieren. Es befindet sich genau in dem Zustand, in dem Titus Livius seine Römer beschreibt: «Ad haec tempora ventum est, ut nec vitia nec remedia pati possumus». Am 17. September 1774 äußert er seine Meinung über den Amtsantritt Turgots: „Herr Turgot wird zu kurze Zeit in seiner Stelle bleiben, um seine Systeme auszuführen; er hat zu viel Geist, zu viel Redlichkeit und eine zu unbiegsame, steife (raide) Tugend für eine hohe Stelle. Er wird einige Spitzbuben bestrafen, er wird fluchen, er wird sich ärgern, wird Gutes thun

---

hebt. Die erzürnte Göttin wirft ihr Apfel an den Kopf, Inschrift: Pomonæ ultrici. Auf dem dritten Medaillon rückwärts zwei Abbés Panurgue (Morellet) und Badot (Baudeau), welche auf einem ländlichen Altar dem Harpokrates dem Gotte des Schlafes und Vergessens, ihre Werke opfern, und der dankbare Gott bedeckt sie und ihre Werke mit Mohn, Inschrift: Nocti æternæ.»

wollen, wird Dornen finden und überall — Spitzbuben. Sein Kredit wird schwinden, man wird ihn hassen, man wird sagen, er sei nicht der richtige Mann. Der Enthusiasmus für ihn wird den Schnupfen bekommen, er wird sich zurückziehen oder man wird ihn wegschicken. Und eines schönes Tages wird man von dem Irrtum abkommen, auf eine solche Stelle einen Mann zu setzen, der so tugendhaft und so sehr Philosoph ist. Die freie Getreideausfuhr wird es sein, die ihm den Hals brechen wird. Ich weiß, daß er meine Dialoge haßt; sie werden ihm noch verhaßter werden[1]), wenn ihn diese verfluchte Ausfuhr das Genick gebrochen haben wird.

Im Jahre 1775 verursachte die Teuerung des Getreides, die vielerorts eine Hungersnot hervorrief, schwere Unruhen, die man aber nicht besonders ernst nahm. Das Blut war auf den Straßen noch nicht getrocknet, als die Pariserinnen schon Häubchen a la revolte trugen und man Spottlieder auf Turgot sang, dem, wie Galiani richtig vorausgesagt hatte, die libre exportation wirklich den Hals brach. Galiani schreibt 1776: „Wir haben einen Generalkontroleur (Turgot) verloren, über den die Geschichte weder Gutes noch Schlechtes sagen wird. Er vernichtete die ekonomistische Sekte, das ist

[1]) Turgot schrieb an Morellet 19. Januar 1770 über die „Dialoge“: « Vous êtes bien sévère; ce n'est pas là un livre qu'on puisse appeler mauvais, quoiqu'il soutienne une bien mauvaise cause, mais on ne peut le soutenir avec plus d'esprit, plus de grâce, plus d'adresse, de bonne plaisanterie, de finesse même et de discussion dans les détails. Un tel livre, écrit avec cette élégance, cette légèreté de ton, cette propriété et cette originalité d'expression, et par un étranger, est un phénomène peut être unique. L'ouvrage il sera très difficile d'y répondre de façon à dissiper la réduction de ce qu'il y a de spécieux dans la forme » (Morellet, Mém. I, 193); in einem andern Brief: «Je n'aime pas à le (Galiani) voir toujours si prudent, si ennemi de l'enthousiasme, si fort d'accord avec tous les Ne quid-nimis et avec tous ces gens qui jouissent du présent, et qui sont fort aises qu'on laisse aller le monde comme il va, parce qu'il va fort bien pour eux, gens qui, ayant leur lit bien fait, ne veulent pas qu'on le remue » (Morellet, Mém. I, 193.)

alles Gute, das er vollbracht hat. Was für einen Nachfolger er haben wird, interessiert mich wenig, und es ist auch schwer zu sagen. Der große Mann unserer Zeit darf weder die Vorzüge, noch die Fehler haben, von denen man in den Moralbüchern spricht. Da wir in eine Zeit gekommen sind, in der wir weder die Übel noch deren Heilmittel vertragen können, müßte der platteste Mensch der größte Mann unserer Zeit sein. Er ließe die Übel bestehen, was sein muß, und er gäbe sich immer den Anschein, daß er sie heilen wolle — was auch sein muß. Turgot wollte ernstlich bessern — er ist gestürzt worden, Terray, der frei heraussagte, er wolle nichts heilen, den hat man gehaßt. Ein platter Mensch, der größte Staatsmann unserer Zeit, würde sprechen wie Turgot und handeln wie Terray, und das wäre das Beste". „Das Problem ist leben und nicht heilen". (1777.) — Sich selbst und die Physiokraten charakterisiert Galiani am besten in einem Brief vom 27. Mai 1775, unmittelbar nach Turgot's Sturz und der Pariser Revolte: „Gott sei Dank, daß ich nicht in Paris war; ich wäre vielleicht als der Urheber der Revolte ins Gefängnis geworfen worden. Diese gemeine und dunkle Kabale, welche zweifellos zuerst eine Regung der Pöbelvornehmheit ist, hätte man voraussehen sollen. Ich hoffe, daß dieses Ereignis Turgot und Morellet Welt- und Menschenkenntnis beigebracht hat, Kenntnis der Welt, welche nicht die der Ökonomisten ist. Morellet und sein Chef Turgot sind wohl zu lange in ihrer Studierstube gesessen und nicht wie ich schon in ihren Jugendjahren in das schöne Milieu eines Hofes geworfen worden, um hier Fortunas Fangball zu sein". Ein Gleiches sagte, in zu später Erkenntnis, Malesherbes im Gefängnis 1793 zu dem Ökonomisten de Vaines. „Turgot und ich waren die ehrenhaftesten Menschen von der Welt, sehr unterrichtet und voll Eifer für das Gute. Wer hätte zu denken gewagt, daß man etwas Besseres thun könne als uns zu wählen? Aber wir haben schlecht regiert. Wir kannten die Menschen nur

aus Büchern, und, ohne es zu wollen oder vorauszusehen, haben wir zur Revolution beigetragen" [1]. — Daß sie „die Welt nur aus Büchern kannten", dies war es, was Galiani unaufhörlich den Physiokraten vorwarf, dies bildet den Kernpunkt seiner „Dialoge", in denen der Satz steht: „Um die Menschen regieren zu können, muß man ein feiner Menschenanatom sein."

Abbé Galianis Buch über den **Getreidehandel** ist für unsere Zeit von nur historischer Bedeutung, die Getreidehandelspolitik unserer Zeit ist zu grundverschieden von der des 18. Jahrhunderts. Aber von Galianis Buch über die **Kunst des Regierens**, das **Wesen der Politik** kann man wohl seine Worte gelten lassen: « verba mea non transibunt ». Wohlverstanden, nicht unvergänglich als „ewige Wahrheiten" für die Praxis der Staatsmänner, diese wären keine mehr, wenn sie ihr Handeln nach Theorien einrichten wollten. „Dummköpfe liefern den Text, geistreiche Leute kommentieren ihn", sagt Galiani. Staatsmänner müssen im Interesse der machthabenden Klasse handeln, aber die Verfasser der „Theorien der Politik" — im 18. Jahrhundert waren es Physiokraten — erleiden das böse Schicksal, von geistreichen Leuten kommentiert zu werden. Geistvolle Bemerkungen darüber, wie die Menschen Politik treiben und wie andere Politik theoretisch schreiben, das sind in Galianis Dialogen die Worte, quae non transibunt.

Nach diesen Bemerkungen zu den „Dialogen" noch ein letztes Wort über ihren Verfasser. Das Buch an sich ist bedeutend, es enthält tiefe Gedanken und ist glänzend geschrieben. Aber im Grunde ist es ein ganz subjektives Capriccio voller Laune, voll Wohlgefallen Galianis an sich selber, ein Buch, dem unser übertriebenes historisches Gefühl nur zu gerne einen größeren wissenschaftlichen Wert beilegt, als

[1] Morellet, Mem II, 427 et suiv

ihm vielleicht zukommt. Und es muß gesagt sein, der Mensch Galiani ist bedeutender als seine Bücher, diese werden erst wieder bedeutend, wenn wir das Licht des Menschen, der sie geschrieben hat, darauf fallen lassen. Das gilt ganz besonders von den „Dialogen“. Sie sind eine Art Bekenntnis, und all solches liegt ihr Wert auch noch auf jenem andern Wege, der zur Kenntnis und zum Verständnis der inneren Persönlichkeit Galianis hinführt, aus welcher Kenntnis wir ja auch Geschichte verstehen können. — Faßt man alles in allem, so kann man über Galiani sagen: er war allen seinen Zeitgenossen an Scharfblick, an Witterung des Werdenden und Kommenden voraus. Nennt man das Genialität, dann war Galiani ein Genie. Aber dieses Genie sieht und empfindet eine traurige Zukunft. Er haßt die in Arbeit schwitzende Armut, so wie das durch diese Arbeit anderer reich werdende Bürgertum, er sieht alle Intimität, alles Persönliche, Ausgewählte schwinden und Hast und Geschäft an seine Stelle treten; er sieht die Macht der Masse und die Macht des Geldes heraufkommen — das Jahrhundert des Kapitalismus. Alles das sieht er täglich um sich werden, sieht es siegen, er versucht sich dagegen zu wehren, so gut er kann, aber umsonst. Bettelarm wird er an Hoffnungen, bettelarm an Idealen, über die sein cynischer Verstand herfällt, um sie zu verspotten und zu besudeln. Es hat sich in Galiani mit einer feinen, reichen Seele, welche fähig ist, die intimsten und zartesten Reize aufzunehmen und zu erleben, ein brutaler, harter Verstand gepaart, der frech von den Lastern und cynisch von den Tugenden der eigenen Seele spricht, mit offenem Behagen oft und oft mit einem heimlichen Groll über dieses Widerspiel. — Friedrich Nietzsche nennt in seiner Übergangszeit vom Voltairianischen Vernunftmenschen zum religiösen Propheten des Zaratustra Galiani den „tiefsten, scharfsichtigsten und vielleicht auch schmutzigsten Menschen seines Jahrhunderts.“ Wer Nietzsche, diesen größten aller Psychologen und damit auch

aller Cyniker, kennt, weiß, wie gerade er fähig sein muß, den innersten Galiani zu finden und zu verstehen. Wie viel mußte Nietzsche von sich selbst in Galiani wiederfinden! . .

Die starke, zielgläubige, etwas bornierte Begeisterung hat Galiani gefehlt, deshalb schuf er nichts Großes, nichts, bei dem man ihn selbst vergessen kann, nichts, das für sich allein steht, durch sich allein wirkt. Löst man von seinen Schriften seine Persönlichkeit, so nimmt man ihnen das Beste, und deshalb war es ein Bedürfnis, das Bild des Menschen Galiani schärfer zu zeichnen, damit die „Dialoge" auch in einem andern Sinne verstanden und auch in einer andern Art genossen werden.

DIALOGUES

SUR

LE COMMERCE

DES BLEDS.

In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte
HORAT.



A LONDRES

M DCC LXX

Il est inutile d'avertir que ces entretiens ne sont pas supposés On s'en apercevra bien à la familiarité du ton, à la liberté de la plaisanterie, à la vérité des caractères et en général à une sorte de négligence qui n'en rendra peut-être la lecture que plus agréable aux personnes d'un goût naturel et simple

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil.

II. Teil.

Galianis „Gespräche über den Getreidehandel“.

Vorwort.

Der Abbé Galiani gehört zu den Vielgenannten und Wenigggekannten der ökonomisch-politischen Litteratur. Seine beiden Hauptschriften «Della Moneta» und «Dialogues sur le commerce des blés» haben ihre traditionelle Berühmtheit, welche ein Schriftsteller unbesehen vom andern übernimmt. In der deutschen ökonomischen Litteratur hat bloß A. Oncken auf die Bedeutung Galianis aus Kenntnis seiner Schriften hingewiesen. (Oncken, die Maxime Laissez faire etc. Bern 1886, p. 113) Die geringe Bekanntschaft mit Galianis Schriften liegt wohl hauptsächlich in der Unzugänglichkeit derselben; die Originalausgaben sind so selten wie deren Übersetzungen, sofern solche existieren. — Kennt man Galiani in Deutschland als bedeutenden Nationalökonomen, so kennt man ihn — aber besser — in Italien und Frankreich als Menschen und Philosophen. Eifrige Galianisten, wie Perey und Maugras in Paris, Livigni, Bazzoni, Ademollo in Italien, edieren immer aufs neue des Abbé Briefwechsel und andere Dokumente aus seinem Leben. Dieser Galiani ist in Deutschland nur Friedrich Nietzsche bekannt, der ihn über Voltaire stellt (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. 2. Aufl. 1891, p. 37).

Wohl sind die „Dialoge“ eine Gelegenheitsschrift, deren Veranlassung nur mehr historisches Interesse hat. Aber Form und Inhalt heben sie weit aus dem Vergänglichen der Zeit ihres Erscheinens heraus — wir können sie lesen fast wie ein jetzt geschriebenes Buch; so wenig hat das, was darin steht,

unter der Veränderung der Zeiten gelitten. Es war ein Buch für Staatsmänner und Politiker; als solches bezeichnete es Galiani selbst, und ein solches ist es auch geblieben. Nicht mit Unrecht hat ein deutscher Übersetzer zu Beginn unseres Jahrhunderts den Titel übersetzt: „Dialogen über die Regierungskunst". — Und dann ist es auch ein Buch für die Psychologen, für Epikuräer des Geistes.

Eine Einleitung soll den Leser mit der Persönlichkeit Galianis bekannt machen, zum besseren Verständnis der Zeit und Umstände, welche die „Dialoge" veranlaßten und als Galianis Kommentar zu denselben, sollen die einleitenden Bemerkungen zur Übersetzung dienen. Der Abschnitt „Litteratur" nennt die Schriften Galianis und die bei Abfassung der biographischen Einleitung benützten Quellen.

Diesem Bande soll eine Übersetzung von «Della Moneta» folgen, welcher sich dann noch eine Sammlung kleinerer Schriften und Aphorismen des Philosophen und Moralisten Galiani anschließen wird.

Wien-Zürich, im Juni 1894.

F. B.

Dialoge

zwischen dem

Marquis von Roguemare und dem Chevalier von Zanobi.

Erster Dialog

16. November 1768, bei Frau ***
vor dem Diner.

Marquis. Ich bin ganz glücklich Chevalier, Sie wieder bei uns zu sehen. Wo steckten Sie denn eigentlich diese langen vier Jahre, die wir Sie nicht sahen?

Chevalier. War auf Reisen. Die Jahre 64 und 65 war ich in meiner Heimat, von da aus ging ich durch Deutschland und Holland nach England — seit fast einem Jahr bin ich wieder Pariser

M Für längere Zeit?

Ch. Ich hoffe

M Warum sind Sie denn diesen Sommer nicht zu uns aufs Land gekommen? Mit offenen Armen hätten wir Sie empfangen

Ch Davon bin ich überzeugt. Die Verlockung war auch sehr groß — aber ich war so reisemüde, man bekommt schließlich die Landstraßen satt.

M. Ja, es ist ein bißchen weit — nun, jetzt sind Sie dieser Mühe enthoben; ich bin mit meiner Familie wieder in Paris und rechne darauf, Sie oft bei uns zu sehen.

Ch. Ich würde zu viel verlieren, wenn ich Ihrer Einladung nicht folgen würde

M. Hat es Ihnen in Italien gefallen?

Ch. Nein.

M. Sehen Sie, außerhalb Paris ist die Welt nichts. Das Vaterland hatte keine Reize mehr für Sie.

Ch. Nicht gerade das — aber ich habe mir zur dieses Wiedersehen eine schlechte Zeit ausgesucht. Als ich in Rom war, herrschte Teuerung, die Nachrichten aus Toscana und mehr noch die aus Neapel erhöhten noch das Schreckliche der Lage. In Neapel zwang die Hungersnot Tausende von Unglücklichen, Gras zu essen, und die nicht durch den Hunger starben, die blieben für die Pest übrig.

M. Entsetzlich. — Aber wissen Sie, es freut mich, daß Sie sich gerade zu dieser Zeit in Rom aufhielten. Sie sind ein Mensch, der auch aus dem größten Unglück interessante Betrachtungen gewinnt zum Wohl der Menschheit. Sie haben so eine eigene Art zu sehen. Sie betrachten Ereignisse ganz anders als die große Mehrzahl unserer Mitmenschen. Wer, glauben Sie, hat diese schrecklichen Strafen des Himmels verursacht? Wem geben Sie die Schuld?

Ch. Den Fehlern der Menschen.

M. Und was hat man gethan, um diese wieder gut zu machen?

Ch. Neue Fehler, die noch schlimmer waren.

M. Da antworten Sie mir etwas zu lakonisch.

Ch. Trotzdem enthalten meine Worte die vollständige Geschichte aller Hungersnote von Adam bis heute, und möge Gott geben, nicht auch die aller künftigen.

M. Aber was für Fehler hat man denn gemacht?

Ch. Was für Fehler? Aber kann man denn überhaupt mehr als einen machen? Die Menschen machen immer nur einen Fehler, und der ist immer derselbe.

M. Das ist mir neu! Und dieser eine Fehler aller Zeiten und aller Geschlechter, dieser eine . . .

Gh. Ist leicht zu finden — Erfahrung und Vernunft sind unsere Führer, nicht wahr?

M. Ohne Zweifel.

Gh Niemand begeht aus freien Stücken, mit Absicht einen Irrtum Jeder will der Erfahrung und der Vernunft folgen. Wenn man nun einer Idee, die an sich vernünftig folgt, sich auf eine Erfahrung, auf ein erwiesenes Faktum stützt, das aber in dem besonderen Fall nicht paßt so glaubt man ganz richtig zu handeln, — aber man begeht einen Fehler

M. Gibt es nicht Menschen, die ohne Vernunft und ohne Erfahrung handeln?

Gh. Gewiß, aber die läßt man nicht frei herumlaufen, die sperrt man ein Die gewöhnlichen Menschen, die man auf allen Straßen herumspazieren sieht und eben darum für vernünftig hält, also die Behörden, die Philosophen, die Staatsmänner — sind meistens nicht so verrückt, daß sie gegen alle Vernunft, Beispiel und Erfahrung handeln Alles das besitzen sie, aber sie können damit nicht operieren. Meist handeln sie nach einem Principe, das ihnen oder ihren Vorgängern einst mals diente, ohne zu beachten, daß die Umstände ganz andere geworden sind. Das ist einer der allergewöhnlichsten Fehler. Zum Beispiel, ein alter Mann, der viel ißt und sich den Magen verdirbt, — folgt der Erfahrung oder dem Beispiel der Jugend, daß er älter geworden, darauf achtet er nicht. Wenden Sie dies Beispiel auf alle Fälle des Lebens an, auf die moralischen Handlungen der Menschen, auf Reiche, auf Regierungen — überall werden Sie denselben Fehler finden.

M. In der That, ich kenne viele solche Fälle und ich muß Ihnen darin recht geben, daß viele schlimme Begebenheiten Verdauungsbeschwerden sind, die man hätte vermeiden können, wenn man des Magens Leistungsfähigkeit besser gekannt hatte

Gh Haben Sie je einen Menschen Holz, Kieselsteine, Rasiermesser essen sehen? Nein, weil das eben niemand ißt Aber Sie sehen oft Leute, die Trüffeln essen, und die ihnen

nicht gut bekommen. Weshalb? Ihr Nebenmann bei der Tafel ißt Trüffeln — sie schaden ihm nicht, warum soll er nicht auch Trüffeln essen — und da liegen sie ihm dann schwer im Magen.

M. Ihre Meinung ist also, daß der vollständige Mangel der Vernunft etwas bei den Menschen Seltenes ist?

Ch. So selten, daß er nicht in Betracht kommt.

M. Unrichtig untersuchende Vernunft, schlecht angewandte Erfahrung, das unpassende Vorbild — dies wären die Ursachen aller unserer Fehler?

Ch. Nur dies!

M. Wollen Sie nicht diese allgemeine These auf unsern speciellen Fall, die römische Hungersnot anwenden?

Ch. Was ich Ihnen sagte, Marquis, die Verdauungsbeschwerden des alten Mannes!

M. Wie?

Ch. Es gibt in Rom große weitläufige Magazine für das Getreide und noch viel größere und weitläufigere Verordnungen. Das Ganze heißt Annone.

M. Nun?

Ch. Magazine und Verordnungen sind beiläufig dieselben wie die aus der Zeit des Cäsar, Augustus und Titus. Diese Herren sind jetzt nicht mehr in Rom, aber an ihrer Stelle gibt es Clemense, Innozenze und Bonifaciusse, welche, wie ich weiß, mit ihren Vorgängern keine weitere Ähnlichkeit haben, als die auch jenen eigentümliche hartnäckige Abneigung gegen das Perückentragen.

M. Sonst keine?

Ch. . . . Sonst keine, und trotzdem bleiben Magazine und Verordnungen die gleichen. Die von Augustus mögen ja ganz gut sein, ich hab' mich zwar nicht genau damit beschäftigt, aber ich will es gern glauben. Rom besaß damals Sizilien, die afrikanischen Provinzen und Ägypten, ein ungeheuer großes Volk war Souverän. Man fürchtete seinen Zorn. Reichtum und Überfluß nahm es als gerechte Be-

Iohnung und Früchte seiner Tapferkeit Pflicht der besiegten Länder war es, den vielköpfigen Sieger zu ernähren. Heute hat Rom weder noch die afrikanischen Provinzen, noch Ägypten. Selbst der Bannstrahl — die einzige legio fulminatrix, die diesem alten Reiche geblieben — wird nirgends mehr respektiert, aber trotz alledem bleibt man dem alten System treu. Man hält Magazine, und die erste Sorge der Regierung ist, daß das Brot billig sei, als ob man noch die hungrigen Schreier in Cirkus und Amphitheater zu fürchten hätte, heute, wo sich das frömmigkeitsgebeugte Völklein nur mehr zu friedlichen Prozessionen versammelt und zu Gebeten um den Ablaß aus den Fingern Seiner Heiligkeit.

M. Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, Chevalier! Ich muß gestehen, ich habe mich mit dieser Sache nie sehr beschäftigt. Aber seit drei Jahren hat man in Frankreich so viel darüber gesprochen, so viele Bücher jeder Sorte sind über diese Geschichte erschienen, so viele Zeitungen und Flugschriften sind voll davon gewesen, daß man, mit oder ohne Willen, mit der Sache bekannt wurde. Das ist auch mein Fall, ich weiß davon, so vom Hörensagen. Ich glaube mich zu erinnern, daß man es als Fundamentalsatz hingestellt hat: der niedrige Getreidepreis begünstige die Industrie, indem er die Handarbeit verbilligt.

Ch. Und was für Industrien finden Sie in Rom? Ich kenne dort nur eine Fabrik — sie stellt Bullen und Dispensationen her — aber auch diese Fabrikate verlieren ihren alten Ruf.

M. Ja, ich weiß noch recht gut, als ich meine Cousine heiraten wollte, wurde diese „Handarbeit“ sehr gut bezahlt, und gewiß sind es nicht die hohen Getreidepreise, welche die römische Dispensationenfabrik fallieren machen werden.

Ch. Das glaube ich auch. Aber ich gebe Ihnen zu, daß der niedrige Brotpreis immer gut ist, wenn man ihn erlangen kann. Er begünstigt die Volksvermehrung, er ruft Fremde

ins Land, er erleichtert den ganzen Handel. Aber wissen Sie, wie man in Rom den niedern Brotpreis erzwingt? In Ermangelung der Hülfsquellen, die man früher in Sizilien und Ägypten hatte, legt man auf die Umgebung Roms eine Kontribution von Getreide, man ruiniert den Landmann, man monopolisiert das ganze Getreide. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß man das römische Volk ruiniert, um dem römischen Volk Überfluß zu verschaffen. Das ist buchstäblich wahr, nur mit dem Unterschied, daß die Stadt voll ist von Prälaten, Kardinälen, Reisenden, Fremden, Pilgern, Vagabunden, und daß der eigentliche Römer, der wahre römische Bürger, der thatsächliche Besitzer der Güter unterdrückt wird, um den Fremden, den Pilger, den bekehrten Sünder und überhaupt alle zu ernähren, die auf eine Woche nach Rom kommen, um die Peterskirche, den Papst, die Freudenmädchen, die Theater, die Rotunda und das Kolosseum zu sehen und dann wieder weiterzugehen.

M. Wie ein Buch sprechen Sie, Chevalier, ich war immer Ihrer Meinung: volle Freiheit, keine Einschränkung, kein Magazin, keine Verbote. Lange genug hat man Mühe gehabt, um dem Volke diese großen Wahrheiten begreiflich zu machen. Und werden Sie glauben, daß es noch mehr Mühe kostete, die Handelsleute zu überzeugen? Endlich hat aber doch die Wahrheit gesiegt.

Ch. Davon wußte ich gar nichts. Ich reiste gegen das Frühjahr von Rom ab und ich hörte nichts davon, daß der Kardinal Torregiani diesen wichtigen Teil seines Verwaltungssystems geändert habe.

M. Aber ich rede ja nicht von Rom!

Ch. Ja, wovon denn?

M. Von hier, von Frankreich!

Ch. Ja was geht denn Frankreich Rom an?

M. Aber, Sie haben es ja soeben gesagt. Man hat bei uns das Unzulängliche und Nachteilige des römischen Systems

eingesehen und man schlug daher den entgegengesetzten Weg ein

Eh. Köstlich! Erst vor drei Minuten mache ich Sie darauf aufmerksam, daß der gröbste Fehler der Menschen der ist, sich an Beispiele zu halten und durch Gründe bewegen zu lassen, welche gar nicht auf die Umstände passen Und jetzt gestehen Sie mir, daß ganz Frankreich diesem Fehler verfallen ist, und Sie selbst machen ihn im Augenblick. Bitte, Marquis, denken Sie ein wenig nach. Sie geben die große Verschiedenheit zu, die zwischen der französischen Monarchie und dem Kirchenstaat besteht. Klima, Boden, Wasserstraßen, Landbau, Handel, Münze, Schiffahrt, Ausdehnung, Besitz, Produktion und Verwaltung — alles ist verschieden. Und Sie schließen daraus: Man thut schlecht daran in Rom, das zu machen, deshalb machen wir es in Frankreich besser. indem wir das Gegenteil machen. Ist das nicht gerade das, was man vernunftlos handeln nennt? Ich erzählte Ihnen, wie schlecht man in Rom daran thut wenn man das System des alten Augustus befolgt, das ja damals gut gewesen sein mochte es jetzt aber nicht mehr sein kann, denn das moderne Rom ist nicht das des Augustus. Nun, nehmen wir einmal an, daß das heutige Frankreich dem alten römischen Reiche gleiche, also eine fast demokratische Verfassung, Provinzen in Afrika, dazu Sizilien, Sardinien und Ägypten, — würde da Frankreich nicht sehr wohl daran thun, die römische Getreidepolitik zu befolgen, eben weil man im modernen Rom schlecht damit fährt? Würde hier nicht, aus der Verschiedenheit heraus, was dem einen Nachteil bringt, dem andern nur nützen? Das ist doch klar? Meinen Sie nicht?

M. Ich komme nicht aus meinem Erstaunen heraus Wie ist es denn möglich, daß in dieser ganzen Frage noch kein Mensch diese Bemerkung gemacht hat, die so einfach, so klar und handgreiflich ist? Als man die Vorteile der freien Ausfuhr auseinandersetzte und Beweis auf Beweis häufte,

da wußten die Gegner nichts einzuwenden als die traurigen Nachrichten aus Rom. Sie sagten: Da seht die Folgen der Freiheit des Getreidehandels! Dann erschien eine kleine geistreiche Schrift, welche bewies, daß in Italien nichts weniger als eine solche Freiheit existiere. Das genügte, um alle zu bekehren. Alles war überzeugt, und das genügte, man griff zum System der freien Ausfuhr, das Edikt wurde erlassen.

Ch. Wundern Sie sich darüber nicht! Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß am Ende eines Streites beide Parteien Unsinn reden. Es ist vielleicht ganz gut so, man wird mit dem, der anfing Unsinn zu reden, am besten fertig, wenn man mit Trugschlüssen pariert, die ihn verblüffen und verwirrt machen. Wenigstens ist das immer besser, als wenn man ihn mit Vernunftgründen wieder ins Geleise bringen will, von dem man sich zu weit entfernt hat, als daß man wieder dahin zurückkommen konnte; der Faden ist eben verwirrt und verloren. Der, welcher mit Italien exemplifizierte, war der erste, der Unsinn redete. Man blieb ihm aber nichts schuldig. Übrigens beweis das Beispiel von Rom, Sizilien, Neapel weder für noch gegen Frankreich, das ist klar. Das Beispiel muß a simili genommen werden, es muß ein tertium comparationis da sein. Die Erfahrung muß aus einem ganz gleichen Falle genommen, unter ganz gleichen Umständen gemacht sein, wenn sie etwas beweisen soll.

M. Wie es scheint, glauben Sie, daß das Beispiel von England und der Begünstigung der Ausfuhr daselbst und der Vorteile, welche das England brachte . .

Ch. Während einiger Jahre . .

M. Erlauben Sie! Ich wollte Sie nämlich fragen, ob Sie von dem Beispiele Englands auch so großes Aufhebens machen wie man es hier tut. Wenn unsere Exporteure von England reden, da reiten sie immer ihr hohes Pferd.

Ch. Ich mache nichts daraus, aus dem gleichen Grunde. England ist nicht Frankreich. Was in England geschieht,

beweist nichts für Frankreich. Es könnte sogar sein, daß England schlecht daran thäte, die Ausfuhr so sehr zu begünstigen, wenn es für Frankreich vorteilhaft wäre, es zu thun.

M. Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß Sie der einzige vernünftige Mann sind, der nicht für die Ausfuhrfreiheit ist.

Ch. Ich bin für nichts — als für die gesunde Vernunft. Die Ausfuhr des gesunden Menschenverstandes ist die einzige, die ich nicht gern sehe.

M. Wenn Sie glauben, daß man von falschen Annahmen ausgegangen ist, so müssen Sie konsequenterweise auch glauben, daß man eine Dummheit gemacht hat.

Ch. Durchaus nicht! Man kann aus einer falschen Annahme einen richtigen Schluß ziehen. Sie, Marquis, z. B. Sie sind Franzose, Sie sind über den Sturm und Drang der Jahre hinaus, also sind Sie liebenswürdig. Diese Logik ist nichts wert, und trotzdem habe ich drei große Wahrheiten gesagt.

M. Ihre Galanterie steht Ihrer Logik nicht nach. — Aber Sie müssen zugeben, daß es ein Zufall ist, wenn man auf dem Wege der Unlogik der Wahrheit begegnet.

Ch. Ich gebe das zu, aber dieser Zufall ist häufiger, als man glaubt. Ausfuhr oder nicht Ausfuhr, das ist die Frage. Hat man gut daran gethan, die Ausfuhrfreiheit zu proklamieren? Es läßt sich gleich viel dafür und dagegen wetten.

M. Wie beim Kopf- und Adlerspiel. Aber wenn man in einer Angelegenheit der Staatsverwaltung die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspunkt beurteilt, wenn man sich von Beispielen ganz unähnlicher Art bestimmen läßt: so müssen Sie zugeben, daß man sicher darauf wetten kann, daß es schlecht ablaufen wird. Denn ein Gesetz, durch welches ein ganzes System verändert wird, ist eine sehr komplizierte Sache, über die man erst lange nachgedacht haben muß, um alle feine Folgen vorauszusehen, um allen Unebenheiten vorzubeugen, die notwendig aus Neuerungen entstehen.

Ch. Das gebe ich zu.

M. Man hätte aber viel besser daran gethan, sich an das System des großen Colbert zu halten, der war ein Mann.

Ch. Ich lasse dem Verdienst dieses großen Ministers Gerechtigkeit widerfahren. Aber wenn man seinem System folgen würde, bloß weil es sein System ist, so würde man in Gefahr kommen, ebenso unrichtig zu handeln, als wenn man England nachahmte, oder das Gegenteil von dem thäte, was Rom thut.

M. Und weshalb?

Ch. Weil das heutige Frankreich nicht mehr das Frankreich Colberts oder Sullys ist, weil es nicht England gleicht, noch dem heutigen Italien.

M. Gut, die Zeiten ändern sich, aber das ist doch nicht so bedeutend, daß . .

Ch. Irren Sie sich nicht, Marquis! In der Staatswirtschaft ruft eine einzige Veränderung unendliche Verschiedenheiten hervor. Ein neugebauter Kanal, ein neuer Hafen, eine neu erworbene Provinz, ein verlorener Markt, eine neue Manufaktur genügt, um das ganze System eines großen Reiches in Bezug auf den Getreidehandel zu ändern. Ich will nicht einmal so weit gehen, ich behaupte schon, daß in zwei gleich fruchtbaren, gleich bevölkerten, überhaupt gleichen Ländern — die verschiedene Lage allein die Regierungen nötigt, verschiedene Systeme zu befolgen. Die eine wird die Ausfuhr freigeben, die andere wird sie verbieten oder doch beschränken müssen.

M. Bitte, etwas deutlicher.

Ch. In großen Reichen sind nicht alle Provinzen gleich fruchtbar an Getreide. Eine oder zwei sind es besonders, und diese ernähren dann jene, welche andere Lebensmittel produzieren, wie Wein, Oliven, Holz. Liegt die Getreideprovinz im Centrum, so muß man die Ausfuhr begünstigen, liegt sie aber an der Peripherie des Staates, so muß man sie verbieten oder wenigstens beschränken.

M. Weshalb?

Gh. Hier die Ursache und zugleich Anwendung dieser Theorie. In Spanien ist das alte Kastilien die getreidereichste Provinz, das Reservoir, der Speicher für alle andern. Die Provinz liegt beinah in der Mitte des fast runden Reiches. Die Erlaubnis der Getreideausfuhr ist deshalb hier mit keinem Risiko verbunden, nämlich die Ausfuhr über die Grenzen der Monarchie. Von welcher Seite Kastiliens man immer ans Meer will, das Getreide muß spanische Provinzen passieren, ehe es an die Häfen kommt, wie Radien an die Peripherie durch die Kreisfläche gehen müssen. Wenn nun eine Provinz Mangel leidet, so wird das Getreide da bleiben, wo man es braucht, wo Bedarf, Nachfrage und hoher Preis ist; weiter kommt es nicht. Und niemand ist so dumm, sich dagegen zu sträuben, gegen einen guten und nahen Absatz, um in der Ferne ein unsicheres Glück zu suchen. Man setzt sich nicht großen Transportkosten aus, um alle Gefahren des Handels auf dem Meere mit dem Ausland zu wagen. — Wenn also auch die Ausfuhr in Spanien frei wäre, so können Sie doch ganz sicher sein, daß kein Getreide aus Kastilien zur See gehen wird, bevor nicht ganz Spanien hinlänglich versorgt ist. Ich sprach nur von Kastilien! Aber wenn z. B. Frankreich seine Getreideprovinzen gerade an den Grenzen hat, wie Flandern, die Picardie, Normandie rc., so wagt es mit der Ausfuhrfreiheit sehr viel. Denn wenn in ein und demselben Jahre die österreichischen Niederlande und England auf dieser Seite und die Dauphiné, Provence und Languedoc auf der andern Mangel haben, so wird Ihr Getreide ganz sicher dem Auslande, vielleicht dem Feinde zufließen und die Untertanen Ihres Königs werden verhungern. Ungefähr so: Wenn Sie ein Stück Land hätten, von der Gestalt eines Zuckerhutes, und oben auf der Spitze, der Mitte Ihres Ackers, befände sich eine Quelle; Sie ließen ihr freien Lauf, sie würde Ihr ganzes Land bewässern. Was darüber hinausfließt, wäre ein Über-

fluß, dessen Ihr Acker nicht bedarf, da er hinreichend bewässert ist. Ist aber die Quelle am Fuß des Hügels, an der Grenze Ihres Ackers, so wird sie immer den Abhang hinabfließen und niemals Ihr Land bewässern. Dann brauchen Sie Dämme, Kanäle und Schleusen, um die Natur durch Kunst zu zwingen, soll nicht Ihr Land dürr und ausgetrocknet werden. — Wenn Sie dem Getreide aus der Picardie freien Lauf lassen, so wird es nach Holland und Dänemark und überallhin gehen, wo es den Wasserweg offen hat; denn dieser ist unvergleichlich billiger als der Transport zu Land. Und Sie werden auf diese Weise eher halb Europa mit Getreide versorgen, als Sie auch nur einen Septier für die Provinzen des eigenen Reiches erübrigen.

M. Daran erkenne ich Sie! Ihr Vergleich ist ausgezeichnet und läßt mich der Sache klar auf den Grund sehen. Wenn man aber einen Kanal bauen würde?

Ch. Das erwartete ich eben. Sie sehen, ein einziger Kanal kann die Getreidepolitik einer Provinz, eines ganzen Reiches ändern. Der große Colbert erließ Verordnungen, projektierte Kanäle, Häfen u. s. w. Er wartete vielleicht nur die Ausführung dieser Anstalten ab, um dann seine Verordnungen wieder aufzuheben. Wir wollen Colbert nachahmen, ohne ihm blind zu folgen, denn zwischen diesen beiden Dingen besteht ein Unterschied, wiewohl ihn viele Menschen nicht wahrnehmen. Wir müssen das thun, was Colbert heute thun würde.

M. Ich weiß wirklich nicht, Chevalier, wie ich mit Ihnen daran bin. Bald streiten Sie sich mit der Ausfuhr herum, dann versöhnen Sie sich wieder mit ihr. Ich komme nicht hinter Ihre wahre Meinung, ich fürchte, daß wir mit verschiedenen Begriffen operieren, und daß Sie mir am Ende beweisen, daß ich unrecht habe.

Ch. Nur aus Höflichkeit wollen Sie Ihre verschiedene Meinung gegen die meine herabsetzen. Ich hätte mehr Grund,

diese Besorgnis zu äußern, denn ich höre nicht wie Sie hinter mir die lärmende Zustimmung der Masse. Um uns aber von unserer wechselseitigen furchtsamen Ungewißheit zu befreien, so sagen Sie mir, haben Sie sich denn schon eine eigene Ansicht von der Sache gebildet?

M Die Wahrheit zu gestehen ich kann mit gutem Gewissen keine Ansicht als die meine betrachten Ich habe nie darüber nachgedacht, mich bloß damit begnügt. alles zu lesen. was von rechts und von links darüber geschrieben wurde. Manchmal kam es mir fast so vor, als wenn man mich überzeugt hätte, ein anderes Mal habe ich den Verfasser nicht verstanden, ich glaubte, daß die Schuld hievon an mir läge. Nicht, als ob ich nicht bemerkt hätte. daß mich der eine oder der andere mit bloßer Taschenspielerei verblüffen wollte. Da weiß ich ein Buch, das einen populären und vulgären Stil affektierte, und in dem der Verfasser zum Beweis, daß er ein Sachkundiger sei, redete wie ein Bäcker Der Verfasser machte sich Skrupeln darüber anders als in Kursivschrift zu schreiben, nicht nur die „heiligen Worte“, sondern auch die gewöhnlichsten wie Weißbrot, Schwarzbrot. Hausbrot, hohe Preise, gute Ernte, Freiheit, Mahlgeld, Bäckerei, Kauf u. s w Alles in kursiv, als wenn der Verfasser diese Worte zum erstenmal aus Indien nach Frankreich brächte Das buntscheckige Geschreibsel mißfiel mir, ich las das Buch nicht zu Ende. Ich sah, daß der Verfasser mich durch seine tiefe Bildung im Bäckereiwesen bestechen wollte. und ich wußte, daß er in seinem Leben auch nicht ein Pfund Brot gekauft hatte — Sie sehen, wie es mit meiner eigenen Meinung aussieht.

Ch. Nun, da bin ich weiter als Sie gekommen — denn ich habe gar nichts darüber gelesen. Ich habe nachgedacht Ob andere in ihren Schriften ähnlich denken, weiß ich nicht, aber ich bin geneigt zu glauben. daß alle Köpfe. die so organisiert sind wie der meine, so denken oder so denken werden. Wenn ich Ihnen hier meine Meinung mitteile, streite ich mit Ihnen nicht über

die Ihre, denn Sie haben keine. Indem Sie mir zuhören, lesen Sie also nur ein Buch mehr, weiter nichts, und dieses Buch wird wahrscheinlich nicht mehr wert sein als die andern.

M. Ich will es wagen! Fangen Sie an!

Gh. Das würde zu lange dauern.

M. Nur was langweilig ist, dauert lang; ich verspreche Ihnen, daß Sie mir keine Langweile machen werden.

Gh. Sie versprechen viel. Nach dem Diner würde ich es eher glauben, aber jetzt —

M. Wir haben noch Zeit, fangen Sie nur an, ich bitte!

(Ein Bedienter meldet, daß gedeckt ist.)

Gh. Eine gute Botschaft, sie zieht mich aus der Verlegenheit. Lassen Sie uns unser tägliches Brot essen, bevor wir entscheiden, ob wir seine Ausfuhr erlauben dürfen.

M. Meine bescheidene Meinung wäre, sie zu verbieten, wenigstens bezüglich dessen, welches sich auf dem Tisch befindet.

Gh. Das ist auch meine Ansicht.

M. Bitte, treten Sie ein!

Gh. Sie befehlen, ich gehorche.

(Sie gehen zur Tafel.)

— —

Zweiter Dialog.

Nach dem Diner.

M. Jetzt können wir der ganzen Welt die Ausfuhr des Brotes erlauben, wenigstens bis zum Abendessen. Lassen Sie uns also nach Herzenslust darüber beschließen.

Gh. Wie ist es möglich, daß ein so ausgezeichnetes Essen uns nicht eine so traurige Unterhaltung wie über die Hungersnot aus dem Kopf gejagt hat! Genießen wir die Gegenwart, und verbannen wir die düsteren Gedanken. Die Traurigkeit ist höchst langweilig, und Sie steuern direkt auf sie los!

M. Nicht so ganz. Sie haben mich zum Nachdenken gebracht, und das ist sonst nicht meine Sache, wenn es Ihnen recht ist, möchte ich sehr gerne unsere Unterhaltung fortsetzen.

Ch. Nun, wenn Sie durchaus wollen —

M. Ich habe über das, was Sie vorhin sagten, nachgedacht, ich sehe, Sie geben nichts auf die Autorität des Beispiels, wenn es nicht aus einem ganz gleichen Fall genommen ist — aber wo findet man zwei Reiche, die einander gleich sind? Sie achten nicht die Systeme der größten Staatsmänner, aus demselben Grund, weil sich Zeiten und Regierungen nie gleichen, weil alles, Sitten, Gesetze Erfindungen, Handelswege, politische Verhältnisse einer beständigen Veränderung unterworfen sind. Ich wagte erst gar nicht die Frage, was Sie von den Einrichtungen der Polizei denken, von den zahlreichen Verordnungen über den einzigen Artikel, das Getreide — denn ich habe immer dieselbe Antwort befürchtet.

Ch. Ohne Zweifel hätte ich immer dieselbe Antwort gegeben. Wenn die Verordnungen und Erlasse nur deshalb gegeben wurden, weil man sie anderswo oder vor Zeiten praktizierte, ohne sie weiter zu prüfen, und aus keinem anderen Grund, so ist es ein bloßer Zufall, wenn man damit etwas ausrichtet. Übrigens gebe ich gerne zu, daß die meisten alten Verordnungen damals, als man sie gab, voll Weisheit und Vernunft waren, weil man sie der Zeit und den Umständen anpaßte.

M. Wie freue ich mich, Sie so reden zu hören! Alle unsere neueren Schriftsteller behandeln unsere Vorfahren sehr wegwerfend; wenn man ihnen glauben würde, müßte man annehmen, sie seien auf allen Vieren gelaufen. Auf jeder Seite wiederholen sie es, daß sie weder den wahren Vorteil der Nation, noch die Handelsbilanz gekannt, noch von der Staatsverwaltung etwas verstanden haben, daß sie weder Rechtschaffenheit noch Freiheit achteten; kurz, sie stellen sie dar als eine Bande blinder Tyrannen, die mit eisernen Ruten eine Herde stupider

Sklaven peitschen. Die gelindesten und reserviertesten dieser Schriftsteller begnügen sich mit der Bemerkung, daß unsere guten Alten ein bischen dumm waren. Diese Äußerungen verdrossen mich immer aus guten Gründen, und besonders deshalb, weil ich mich nicht darüber zu trösten im stande war, daß wir von solchen Ahnen abstammen.

Gh. Trösten Sie sich nur, lieber Marquis! Diese alten Gesetze waren gut und Sie stammen von denen ab, die sie gaben. Die, welche sie tadeln, sind vielleicht die Nachkommen derer, welche sie tadelten, als sie gegeben wurden. Die Geschichte, das einzige, treueste Bild der Sitten unserer Vorzeit, ist uns Bürge von der Nützlichkeit und der Weisheit sehr vieler Gesetze, die heute nichts mehr wert sind, weil sie auf unsere Zeit nicht passen. Bewundern wir die Weisheit unserer Väter und bemühen wir uns, sie nachzuahmen, indem wir das thun, was unsere Zeit erheischt.

M. Aber wer soll uns hierin leiten?

Gh. Unsere Vernunft! Oder haben wir keine? Borgen wir sie nicht von unsern Vätern und von unsern Nachbarn, brauchen wir unsere eigene! Der gesunde Verstand ist der einzige Gerichtshof, der nie Ferien hat. — Lassen Sie uns Grundsätze aufstellen, die in der Natur der Dinge selbst liegen! Was ist der Mensch? In welchem Verhältnis steht das Brot zum Menschen? Diese Grundsätze wollen wir dann auf Zeit, Ort und Umstände anwenden, indem wir fragen, von welchem Reiche ist die Rede? Wie ist es gelegen? Was sind seine Sitten, seine Neigungen? Welche Vorteile will man erreichen, welche Gefahren vermeiden? — Und dann wollen wir entscheiden. Ist die Vernunft wahr, wozu noch Beispiel und Autorität? Um zu beweisen, daß der Winkel im Halbkreis ein Rechter ist, hat Euklid deshalb zu den klassischen Autoritäten Zuflucht genommen? Hat er gesagt, daß sich dies in irgend einer Stadt Griechenlands so verhält? Er bewies es, und das genügte.

M. Wissen Sie, Chevalier, Ihre Methode paßt mir sehr. Ich habe ein schwaches Gedächtnis und kann deshalb nicht mit Citaten glänzen. Wenn Sie auf den Gedanken gekommen wären, Ihre Ansichten auf Autoritäten zu stützen, so hätte ich während der ganzen Zeit eine stumme Rolle spielen müssen, oder höchstens, wie in der Oper, die Rolle eines „Vertrauten" — da es aber nur darauf ankommt, zu raisonnieren, nun, so habe ich ja so viel in all den Schriften gelesen, daß ich es immer noch mit Ihnen aufnehmen kann, wenn ich auch nur den vierten Teil behalten habe.

Ch. Umso besser! Es ist also viel Raisonnement in den Büchern, die Sie gelesen haben und die ich nicht kenne?

M. Sie fließen über von Ideen!

Ch. Stellen sie Grundsätze fest, von denen sie ausgehen?

M. Grundsätze? ... Warten Sie ... Ich glaube ja ... o gewiß, stellen sie welche auf! Erstlich den Satz als Fundamentalprincip (und das ist, wie mir vorkommt, ihr Steckenpferd), daß der Ackerbau die Basis des Reichtums aller Länder sei.

Ch. Der Ackerbau die Basis des Reichtums aller Länder, wirklich so? Mit diesen Worten?

M. Ja, ich denke, so etwa war es. — Sie wissen, ich habe kein starkes Gedächtnis.

Ch. Nun, wenn sie so sagen, wie Sie sagen, dann gehen sie von einem falschen Princip aus.

M. Daß der Ackerbau ... der Boden ... das Grundeigentum ... das Netto-Produkt ... die produktive Klasse ... Sie scherzen! Das ist ein Axiom.

Ch. Ein falsches!

M. Aber wieso?

Ch. Und Genf?

M. Was wollen Sie sagen?

Ch. Genf hat kein Ackerland. Auch andere Staaten haben keines; also kann der Ackerbau nicht der Reichtum dieser Länder sein.

M. Ich dachte mir wohl, daß Sie scherzten. Was Teufel geht uns Genf an? Wie kommen Sie darauf, wenn wir von Paris reden?

Ch. Ich ...? Und warum nicht? Die Einwohner von Genf, sind das nicht auch Menschen? Bilden sie nicht eine staatlich organisierte Gesellschaft, die Gesetze und Verwaltung nötig hat? Muß man da nicht auch einiges darüber wissen, wie man die wichtige Angelegenheit des Getreides einrichtet? Und mit Ihrem Prinzip, sehen Sie, was Sie damit anfangen können!

M. Meinetwegen sollen die in Genf sich damit einrichten wie sie wollen. Halten Sie mich für ihren Bürgermeister? Hören Sie, lieber will ich mich geirrt haben, vielleicht habe ich mich der Ausdrücke der Schriftsteller schlecht erinnert. Ich gebe zu, daß es Städte, Länder und Staaten gibt, die kein Ackerland, also auch keinen Ackerbau haben. Aber meine Autoren schreiben in Frankreich, ließen in Paris drucken, wollten von diesem Lande sprechen und von keinem andern.

Ch. Sie geben also zu, daß sie weder von Städtestaaten wie Genf, Lucca, die deutschen Reichsstädte, noch von Staaten redeten wie Holland, Genua u. s. w., unter denen es welche gibt, die so wenig und so schlechten Boden haben, daß der Ackerbau gewiß nicht der Grund ihres großen Reichtums sein kann, und endlich geben Sie auch zu, daß jene Schriftsteller eben so wenig von großen Reichen sprechen wollten wie von Rußland, der Turkei, Spanien u. s. f.?

M. Ja, ich gebe das zu, aber, was sollten sie da auch? Sie wollten nur das Wohl Frankreichs.

Ch. Und um dieses Wohl zu erreichen, hätte man zu ihnen mit Hamilton sagen müssen: „Schafbock, mein Freund, könntest du nicht mit dem Anfang anfangen?" Also erst die

einfachsten Fälle, die am wenigsten komplizierten Kombinationen untersuchen, die Staaten im kleinen — sowie der Maler erst die Skizzen macht, ehe er sein ganzes Bild anfängt Euklid beginnt mit Linie, Winkel und Dreieck, um zum Parallelogramm, Fünfeck und Kreis zu kommen

M. Nun, das haben sie nicht gemacht; und wenn Ihnen das so am Herzen liegt, so will ich mit Ihnen darin übereinstimmen, daß sie Unrecht thaten. Da sie schon einmal so viel geschrieben haben, so wäre es ja darauf nicht mehr angekommen. Aber daß der Ackerbau die Basis von Frankreichs Reichtum ist, das können Sie doch nicht leugnen?

Ch. Wenn ich denke, mache ich das nicht so schnell. Noch weiß ich gar nicht, was Frankreich ist, was seine Hauptstärke ist, ob der Ackerbau oder die Industrie Ich weiß wohl, daß man in einem großen Lande beides trifft, und daß die einzelnen Provinzen, aus denen es besteht, sich nicht gleichen, daß die einen industriell, die andern ackerbauend, die dritten beides zugleich sind. Aber selbst angenommen, daß der Ackerbau die Basis alles Reichtums in Frankreich ist, so hätten diese Autoren doch ebenso falsch geschlossen

M. Wieso?

Ch Weil man niemals eine Annahme zum Axiom machen darf, deren Gegenteil möglich ist, ihr Princip ist in solcher Allgemeinheit ausgedrückt falsch und wenn es auf Frankreich im Besondern angewandt werden soll, müßte man erst beweisen, daß es auf Frankreich paßt Das aber haben sie nicht gethan.

M Sie nehmen es so genau! Hören Sie einen andern ihrer Fundamentalsätze, er fällt mir gerade ein. Ich bin neugierig, was Sie zu diesem sagen werden, also sie sagen die Teuerung des Getreides hat keine nachteilige Wirkung auf die Handwerker und die Manufaktur. Denn wenn sie auch einerseits das Brot teuer kaufen, so haben doch auch

die Landwirte ihr Getreide besser verkauft, und da diese dadurch wohlhabender werden, so kaufen sie mehr und geben also jenen mehr Arbeit. Aus diesem Grundsatz ziehen sie eine Menge von Konsequenzen, die Sie wohl selbst finden werden und die mir ziemlich richtig vorkommen.

Ch. Soll ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich über diesen andern Fundamentalsatz denke?

M. Wenn ich bitten darf . .

Ch. Sei er auch noch so wenig falsch, er ist unlogisch.

M. Wieso unlogisch?

Ch. Ja, er macht einen circulus vitiosus, und wenn man um sich selbst herum geht, kommt man nicht vorwärts.

M. Wie denn?

Ch. So: Wenn der reiche Pächter dem Handwerker mehr Arbeit gibt, so konsumiert der reiche Handwerker wieder mehr Bodenfrüchte. Folglich ist es nicht notwendig, daß man mit der Bereicherung des Landwirts anfängt, um die Fabrikanten in die Höhe zu bringen. Denn es ist genau so wahr, wenn man sagt: Bereichere den Handwerker, so wird er die Landwirtschaft in die Höhe bringen. Dies ist der logische Fehler. Ich sagte Ihnen, sei der Grundsatz auch noch so wenig falsch, und zwar deshalb. Der Pächter, der Landmann gibt nicht in dem Maße aus, als er reicher wird. Sein einfaches, arbeitsvolles und frugales Leben, sein Aufenthalt auf dem Lande, wo er keine Vergleichungen anstellen kann (die unvermeidliche Quelle von Luxus und Eitelkeit), weitentfernt von dem Schauplatz des Wohllebens — alles das führt ihn immer wieder zum natürlichen Zustande des Menschen zurück, in dem man wenig Bedürfnisse und wenig Wünsche kennt; er sammelt, findet Geschmack am Sparen, häuft Schätze, vergräbt sie in die Erde. Der Handwerker lebt in der Stadt; alles was er verdient, verbraucht er. Man kann allgemein beobachten, daß er, je geschickter im Beruf sich um so mehr alle Fehler des Städters aneignet. Kurz,

der Wochenlohn geht drauf, bei dem einen am Sonntag im Wirtshaus, beim andern in bescheidenem häuslichem Luxus Wenn er nun Sonntags den Lohn verspeist oder vertrinkt, so müssen Sie doch zugeben, daß er der Landwirtschaft mit freigebiger Hand zurückgibt, was er von ihr bekommen — **Wissen Sie, worin der Irrtum Ihrer Gewährsmänner liegt?** — ein Irrtum den diese nie bemerkt haben und der alle andern hervorgerufen hat! **Sie glauben, daß der Mensch jederzeit die gleiche Quantität Nahrungsmittel konsumiert. Das ist grundfalsch Man kann annehmen, daß der Mensch wenigstens ein Drittel mehr oder weniger verzehren kann, ohne merklichen Schaden für seine Gesundheit Das Total der Konsumation ist doch nicht eine bestimmte und sich gleichbleibende Summe? Sie steht nicht einmal im Verhältnis zur Bevölkerungsmenge, sondern sie richtet sich nach Zahl und Wohlstand der Bevölkerung Diese kann auch mehr oder weniger essen, ohne daß der Unterschied sofort merklich wird.** Aber der Unterschied ist ungeheuer zwischen einem armen Volke, das sich elend und notdurftig nährt, und einem reichen und glücklichen: je besser sich dieses nährt, desto mehr arbeitet es Die Bevölkerung wächst wegen der größeren Fruchtbarkeit der Frauen. Der Krankheiten werden weniger, und die besser behandelten Kranken entgehen leichter dem Tode. Die Bevölkerung erreicht im Durchschnitt ein höheres Alter: kurz, ich wiederhole, der Unterschied der Wirkung ist ungeheuer

M Sie sind ein feiner Anatom der Menschen

Ch Was man sein muß wenn man von den Menschen sprechen will Man muß sie gut studiert haben, bevor man sich anmaßt, sie zu regieren. Ich nehme es als eine ausgemachte Thatsache an, daß tausend wohlhabende Handwerker das Geld in größeren und rascheren Umlauf bringen als zwei-

tausend gleich wohlhabende Bauern. Und darum haben, nebenbei bemerkt, die Engländer, so fleißig, geschickt und hartnäckig sie auch sind, bis jetzt noch nicht ihre Fabriken auf die gewünschte Höhe bringen können, weshalb sie immer in der Konkurrenz nicht nur mit Frankreich, sondern sogar mit Deutschland unterliegen werden. Die Engländer mögen Gesetze machen so viel sie wollen, Gewohnheiten werden ihnen widerstehen .. und die Gewohnheiten sind immer viel stärker als alle Gesetze. Sieht bei ihnen ein Landpächter einen Rock mit Tressen, ein Stückchen Spitze, so glaubt er den Teufel zu sehen, schreit über Luxus, über Skandal, über french-dog — und die Manufakturen gehen nicht. Der Landmann geht bis zu einer gewissen Sauberkeit, bis zu einem frugalen Wohlleben — aber dabei bleibt er stehen.

M. Ihre Logik, Chevalier, treibt mich gewaltig in die Enge. Sie hat etwas Distelartiges, man weiß nicht, wo anpacken; ich kann Sie nicht fassen, ohne mich zu stechen. Da lobe ich mir meine Schriftsteller, die sind viel abgerundeter, die nehmen die Sache viel glatter. Sie stellen handliche Grundsätze auf, die ihnen niemand streitig machen kann, sie ziehen daraus flink und sauber ihre Konsequenzen nach rechts und links, ohne auf Hindernisse zu stoßen, und sie brauchen lange nicht so viel Zeit, ihr Bedürfnis zu verrichten und zu schließen, als wir schon auf den Anfang unserer Untersuchung verwandt haben.

Ch. Was wollen Sie machen? Ich bin einmal so. — Aber erlauben Sie mir noch eine Frage, die letzte. Aus welchem Gesichtspunkt haben Ihre Schriftsteller die Getreidegesetzgebung angesehen?

M. Was wollen Sie damit sagen? .. Unter welchem Gesichtspunkt .. Unter dem der Landwirtschaft .. Gibt es denn noch einen andern?

Ch. Gewiß! Das Getreide kann als Bodenprodukt betrachtet werden, als solches gehört es dem Handel und der

Wirtschaftsgesetzgebung. Ferner kann es und soll es auch angesehen werden als das erste und notwendigste Bedürfnis im Leben der Gesellschaft, und unter diesem Gesichtspunkt gehört es in die Politik und die Staatsklugheit. Wenn Sie eine Festung in Stand setzen, wenn Sie eine Armee mobil machen, wenn Sie ein Schiff ausrüsten, sagen Sie mir, werden Sie nicht ebenso, wenn nicht mehr, bedacht sein auf Getreide, Brot, Zwieback als auf Pulver und Kanonen? Was ich sage, ist so wahr, daß Sie in allen Friedensverhandlungen finden werden, daß die Lebensmittel als Kriegskontrebande gelten, und daß neutralen Mächten während des Krieges ebenso strenge verboten ist, Lebensmittel zuzuführen als Waffen und Munition. Was nun von einem kleinen Städtestaat gilt, kann auch auf Staaten mittlerer Größe und immer weiter auf große Reiche ausgedehnt werden, nur mit den Unterschieden, welche Ausdehnung, Lage, Macht und Bodenprodukt mit sich bringen, was man untersuchen und genau bestimmen muß.

M. Hier muß ich in meinem und meiner Schriftsteller Namen erröten. Für sie — weil sie daran gar nicht gedacht, für mich — da ich so manchen Feldzug mitgemacht habe. . Ich weiß ganz gut, daß bei Kriegsoperationen das Auftreiben der Lebensmittel die Hauptfrage ist. Ich erinnere mich an einen Fall .. es war im Jahr 43. . O, das war famos! Wir sollten einen Marsch machen . .

Ch. Machen wir Halt und kehren wir wieder zu unsere Quartiere zurück. Sie müssen mir zugeben, daß die Politik und das Staatsinteresse, dem alle andern Interessen weichen müssen, von Ihren Schriftstellern gar nicht in Erwägung gezogen wurden, daß sie das Wort gar nicht einmal genannt haben —

M. Es ist nur zu wahr, ich muß es zugeben und ergebe mich. Aber ich machte im Augenblick eine traurige Be-

merkung. Ich glaubte anfangs, daß ich nach meiner Lektüre sehr reich an Beweisen und sehr imstande, Ihnen Stich zu halten, sein werde. Und nun kommen Sie und beweisen mir, daß von meinen Grundprincipien das eine logisch falsch, das andere falsch oder zu allgemein gefaßt sei, und daß meine Autoren die Sache gar nicht einmal unter dem rechten Gesichtspunkte angesehen haben, auf den es hier ankommt. Jetzt sehen Sie mich an! — Sprechen Sie nur weiter, ich will zuhören. Ich sehe, es bleibt mir nur die Rolle des Vertrauten.

Ch. Nicht immer, nicht immer! Bei Frau. . .

M. Nicht davon! Sprechen Sie, ich werde hören.

Ch. Wo soll ich anfangen?

M. Wo Sie wollen.

Ch. Wenn ich die Wahl habe, so will ich mit Genf beginnen.

M. Wie? Müssen wir denn immer in das traurige Genf kommen? Können Sie nicht einen direkten Weg nach Frankreich nehmen, wohin zu kommen ich brenne?

Ch. Mit gutem Gewissen nicht.

M. Nun, meinetwegen, sehen wir uns Genf an. Aber nicht lange, wie?

Ch. Wir werden nur die Pferde wechseln.

M. Aber sagen Sie mir nur, woher kommt denn Ihre Liebe für Genf? Weshalb denn da anhalten?

Ch. Weil wir die Getreideverwaltung in den verschiedenen Verhältnissen der kleinen, mittlern und großen Staaten sehen müssen. In den kleinen ist das Getreide bloß ein Gegenstand der Politik, in den großen könnte es auch ein Gegenstand des Handels sein. Die kleinen Staaten vertragen eine Verwaltung, die für die großen, eben weil sie groß sind, unpraktizierbar ist, so wie man wohl eine Maschine mit zehn, aber keine mit tausend Rädern machen kann. Von der Weisheit unserer Vorfahren will ich Ihnen erzählen. Sie

hatten kleine Staaten zu verwalten, wie die Bretagne, Provence, Dauphiné, oder bloß einzelne Städte wie Metz, Straßburg, Lyon u. s. w., wir aber haben uns nun mit der ganzen französischen Monarchie zu beschäftigen, welche alle diese einzelnen Teile in einem Staatskörper vereinigt. Unsere Vorfahren betrachteten das Getreide nur in Hinsicht der Politik und des Staatsinteresses. Heute will man es nur als einen Handelsgegenstand gelten lassen. Es ist nicht zu verwundern, daß bei zwei so verschiedenen Auffassungen auch die Gesetzgebung verschieden wird.

M. Das ist klar, also bleiben wir in Genf!

Ch. Ich wußte wohl, daß Ihnen Genf gefallen wird. Ich sage also, daß eine Stadt ohne Land den Ackerbauern, die es nicht hat, nicht Unrecht zu thun imstande ist, und daß sie nicht nötig hat, sich um unsere Unterhaltung über Ausfuhr und Einfuhr zu kümmern. Da die Stadt alles nötige Getreide vom Auslande kauft, so kann sie den Verkäufer zu nichts zwingen, denn er ist nicht ihr Unterthan. Wenn sie daher den Einwohnern die Getreideversorgung überlassen will, so muß sie auch uneingeschränkteste und allgemeinste Freiheit zugestehen, denn das einzige Übel, das die Regierung zu befürchten hätte, wäre das **Monopol**, welches die reichen Mitbürger über die minderreichen dadurch üben können, daß sie allein Kauf und Verkauf des Getreides in die Hand nehmen. Diesem Übel wird durch die Freiheit vorgebeugt, wenn sie absolut und ohne Einschränkungen ist. Es ist eine allgemeine Regel, **dem Monopol kann man nicht anders zuvorkommen, als indem man die Konkurrenz statthaben läßt.** Jedes andere Mittel ist ebenso schlimm und gefährlich wie das Übel selbst. Also vollständige Freiheit jedem Ausländer oder Bürger, der der Stadt Getreide zuführen oder in ihr Getreide verkaufen will. Allerdings bleiben in diesem Staat — wie Genf, noch andere Übel, die durch dieses Mittel noch nicht beseitigt sind.

M. Nun?

Gh. Ein kleiner Staat ist gewöhnlich von andern umschlossen, oft von den Provinzen eines einzigen großen Reiches, in dessen Mitte er liegt. Nun verlangt es das Staatsinteresse, daß nicht nur seine Märkte immer gut versorgt sind, sondern er braucht auch Vorräte und genügende Magazine, um allenfalls eine monatelange Belagerung auszuhalten. Sonst kann ihn die Nachbarmacht plötzlich mit einem unerwarteten Krieg überfallen, und ohne Mühe, selbst ohne Belagerung, kann eine bloße Blokade die Stadt durch Hunger zur Übergabe zwingen. Hat sie aber gute Magazine, so wie sie gute Wälle hat, hat sie Bürger, die fürs Vaterland zu sterben bereit sind, so hält sie die Belagerung aus, sie ruft Alliierte herbei, und das politische Gleichgewicht gewinnt Zeit, zu Hilfe zu kommen. Wenn Sie nun die Verproviantierung der Stadt Privatsache sein lassen, so werden ihre Magazine leer bleiben, und Sie werden nie auch nur für ein halbes Jahr Vorrat für das ganze Volk finden. Denn man muß immer im Auge behalten, daß der Privatmann seinen Handel mit dem möglich kleinsten Kapital betreiben wird, weil sein ganzer Vorteil darin besteht, seine Ware so geschwind als möglich in Geld umzuziehen. Jeder Handelsmann geht mit seinen Mitteln sehr ökonomisch um; sobald sein Vorrat größer als nötig wird, so sieht er ihn als unnütze Ausgabe an und klagt über hinausgeworfenes Geld. Und wenn in einem Staate dem Privatmann allein die Anschaffung der Vorräte überlassen bleibt, so garantiere ich Ihnen dafür, daß man im Notfall, der plötzlich eintritt, kaum auf 14 Tage Vorrat finden wird.

M. Wie ist dem abzuhelfen?

Gh. In solchen Staaten muß die Versorgung mit Getreide eine Regierungsangelegenheit sein, und das Getreide darf sich nur in den Magazinen des Staates, im öffentlichen Speicher befinden.

M. Lieber Chevalier, reden Sie mir nicht von öffentlichen Speichern, Annonen, Proviantierungsbeamten. Mit denen lebe ich auf gespanntem Fuße und habe meine Gründe dafür. Ich weiß, daß es ein abscheuliches und ungerechtes Monopol ist, eine drückende Last für die kleinen Leute, eine Quelle von Mißbräuchen, eine Plünderung und offenbarer Verlust für den Staat.

Ch. Aber wenn ich Ihnen nun eine Behörde nenne, wo die Vorräte ohne alle Mißbräuche angekauft werden, wo man ein besteingerichtetes Magazin hat: werden Sie sich mit der Sache aussöhnen?

M. Wenn Sie mir ein einziges nennen können —

Ch. Sie sehen es alle Tage!

M. Wo? Was denn für eins?

Ch. Den Bettelsack des Bruders Almosensammler bei den Kapuzinern.

M. Sie scherzen, wie immer. Wir reden von einer so ernsten Sache, es handelt sich um das Problem des Regierens, und Sie bringen die Kapuziner auf die Scene.

Ch. Weil ich sie auch für Menschen halte. Denken Sie nur einen Augenblick darüber nach, wie das Refektorium der Kapuziner mit Lebensmitteln versorgt wird. Sehen Sie nur, mit welchen Schwierigkeiten dieses anfangs verbunden zu sein scheint. Ihre Ernte hängt ab von der Gnade der Menschen, sie besteht aus Almosen, welche verschieden sind nach Gegenden, Jahreszeiten und Jahren. Trotzdem hat sich bei der äußersten Armut der Kapuziner noch niemals der Fall ereignet, daß einer kein Mittag- oder Abendbrot gehabt hätte. Und niemals zeigten sie Lust ihr System zu ändern; niemals haben sie ihren Mitgliedern die volle Freiheit gegeben, sich selbst zu versorgen, und alles geht vortrefflich. Wir wollen die natürlichen Ursachen dieses großen Wunders, das St. Franziskus thut, aufsuchen. Es liegt 1) in der kleinen Anzahl, aus der ihre Gesellschaft besteht; hundert bis zweihundert

Menschen machen den ganzen Staat aus. Zu eine kleine Verwaltung können sich keine großen Mißbräuche einschleichen; man kommt zu bald dahinter, und viel kann außerdem nicht gestohlen werden. 2) das Wichtigste ist, daß, sobald die Mönche zu Hause sind, die Thüren mit dem großen Schlüssel geschlossen werden, niemand kann mehr herein: so weiß der Bruder Koch zum voraus die Zahl der Esser; er kann sich darnach richten. Alles geht darum wie am Schnürchen. Vier Menschen, die mehr hinzukämen, würden die ganze Ökonomie für morgen und schon für den Abend in Unordnung bringen. Wir wollen diese theoretischen Wahrheiten auf große Städte anwenden, und Sie sollen sehen, wie klares Licht sie darüber verbreiten werden. — Ist die Stadt nicht sehr volkreich, so kann ein staatliches Magazin lange Zeit gut verwaltet werden, ohne Mißbräuche; dabei kommt es aber darauf an, ob die Stadt ihre Thore schließen kann oder nicht. Ist sie eine unabhängige Macht, so kann sie es ohne Ungerechtigkeit thun; sie schließt ihre Thore im Falle der Not, schließt jeden Fremden aus und alle die, welche nicht ihre Unterthanen sind, gegen die sie also keine Pflichten hat. Ist aber diese Stadt Teil eines großen Reiches, mit welchem Recht wollte sie die Unterthanen desselben Herrschers ausschließen? Das wäre Grausamkeit. Wie kann man aber die Vorräte im voraus anschaffen, wenn man nicht die Zahl der Konsumierenden weiß? Und wenn man diese nicht weiß und wenn man sie auch nicht einschränken darf, so entsteht Mißbrauch, Veruntreuung, Raub, Unordnung. Ein ungeheures Magazin wird in einem Augenblick leer sein, ohne daß Sie auch nur einen Dieb bei der That erwischen werden. Sehnen Sie sich also aus, mein lieber Marquis, mit den Magazinen, das heißt unter gewissen Umständen, dann nämlich, wenn man den Staat mit einem Mönchskloster vergleichen und absperren kann.

M. Eines der besten von den guten Werken der Kapuziner. Ich konnte die Magazine nicht leiden . . schon der

bloße Name verursachte mir . . . , nun, die Mönche haben mich mit ihnen versöhnt. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es kommt mir vor, als ob ich jetzt tausend Dinge in der Geschichte und selbst in unserem Jahrhundert klar sähe, denen ich sonst niemals auf den Grund gekommen bin. Ich sehe —

Eh. Sie sehen, daß alle die Städte in Italien, wie Genua, Lucca, Piacenza, Parma, Verona, Padua, Mailand 2c. lauter abgesonderte Staaten sind, lauter Klöster gleichsam, und daß ihr System der Speicher und Annonen gut in der Politik, einfach in der Praxis und für die Bürger nützlich ist.

M. Sie glauben als Italiener, daß ich jetzt über Italien nachdenke. Keine Spur! Ich denke an unsere alten Zeiten, die Zeiten der Unruhen und Bürgerkriege, wo alle unsere Städte lauter feste Plätze waren, die man absperren konnte. Überall mußten der Gouverneur, der Bürgermeister, seine Räte mit ihren Köpfen dafür haften. Es lag sehr viel daran, daß das leicht zum Abfall geneigte Volk immer zufrieden blieb. Daher kam der Unterschied, den man zwischen Einheimischen und Fremden machte, und der noch fortbesteht. Dem Gouverneur von Amiens lag nichts daran, wenn Abbeville wegen Brotmangel einen Aufstand machte; er haftete nur für seinen Bezirk, er besorgte seine Vorräte nach der Zahl seiner Einwohner und schloß die Tore, sobald die Menge zu groß wurde. So ging die Sache vortrefflich, und die Diener des Königs thaten ihre Schuldigkeit. Wenn man mich zum Kommandanten einer solchen Stadt machte, niemals sollte es an Brot fehlen; dafür stehe ich. Ich würde meine Vorräte anschaffen, würde jeden Tag von Haus zu Haus die Zuteilung vornehmen, die Zahl der Hausväter wäre mir ganz genau bekannt. Nicht ein Scheffel sollte mir gestohlen werden! Den ersten, der sich einfallen ließe, auch nur ein Vierpfundbrot die Stadt hinaus zu bringen, ließe ich niederschießen. O, man muß nur seine Maßregeln ergreifen, dann geht alles gut.

Ch. Und den Einwohner der Nachbarstadt müßten Sie als Fremden, als Feind sogar betrachten. So lange der Konsum bestimmt und Ihnen bekannt ist, ist nichts leichter, als vom Verbrauch Ihres Getreides genaue Rechenschaft einzuziehen. Ich habe also recht, wenn ich Ihnen sagte, daß ein kleiner Staat ein staatliches Magazin haben und der Regierung allein die Anschaffung der Vorräte überlassen kann. Aber dieses System hat noch andere Vorteile.

M. Ich sehe sonst keine, Chevalier, alles was recht ist, ich habe Ihnen alles zugegeben, weil ich mich der Vernünftigkeit Ihrer Behauptungen nicht verschließen konnte. Aber seien Sie auch billig und geben Sie zu, daß ein öffentliches Magazin sogleich allen Getreidehandel aufhebt, den die Privaten treiben können. Sie bringen also Ihren kleinen Staat um diesen Handelszweig. Und das ist unzulässig.

Ch. Eben das ist der andere Vorteil. Erschrecken Sie nur nicht und hören Sie zu! Worin besteht der Reichtum, die Stärke einer Stadt, die weder Boden noch Ackerbau hat? In den Manufakturen. Die Manufaktur ist eine Produktionsart, welche die Rohprodukte verarbeitet. — Die Regierung eines solchen Landes, von dem wir eben sprechen, muß nur danach streben, die Manufakturen zu begünstigen und zu vermehren. Nun ist der Getreidehandel keine Manufaktur, er ändert nichts am Rohprodukt. Man muß also den Einwohner davon abzubringen suchen, denn hat dieser bei dem Handel Profit, so nur deshalb, weil man bei ihm das Getreide teurer kaufte als beim Fremden. Das ist auch eine Steuer, von der es besser ist, wenn sie dem Staate zu gute kommt als dem Privatmann. Ist dabei etwas zu verdienen, so muß es der Staat verdienen, ist dabei Verlust, so ist es besser, daß der Staat ihn erleide. Er kann den Stoß leichter aushalten, der allgemeine Verlust wird im einzelnen kaum merklich, er verteilt sich in kleinsten Teilen auf jeden einzelnen Bürger. Über-

dies hat der Staat größeren Kredit und kann dadurch den Schaden leichter verbessern.

M. Aber die Regierung wird immer mehr zahlen als der Privatmann. Große Defraudationen kann man zwar verhüten, das gebe ich zu, aber die kleineren werden Sie nicht verhüten. Der einzelne spart und rechnet viel genauer als eine Behörde, die das Geschäft im großen Stil betreibt.

Ch. Sie haben recht. Aber sowie einmal die Anschaffung der Vorräte die Politik interessiert, hört das Getreide auf, Handelsgegenstand zu sein. Ein Magazin kostet Geld, ohne Zweifel, aber dieser Aufwand ist ebenso notwendig wie der, den das Militär und alle anderen Anstalten erfordern, die zum Schutze des Staates nötig sind. Die genannten Vorteile wiegen diesen Verlust auf, und endlich entschädigt uns der dritte Vorteil reichlich, nämlich: wir haben gesagt, ein Staat ohne Ackerland kann nur durch die Manufaktur bestehen; darüber sind wir einig, nicht wahr? Haben Sie einmal den Fundamentalunterschied untersucht, der zwischen der Rohproduktion und der fabrikmäßigen Produktion besteht?

M. Ob ich darüber gelesen habe, weiß ich nicht, aber, wenn Sie meinen, ob ich darüber nachgedacht habe, nein, sicherlich nein . . .

Ch. Nun, in der Manufaktur gibt es weder gute Ernten noch Mißwachs. Die Genfer Uhren leiden weder durch Frost noch Hagel, noch Dürre. Diese verschiedene Natur der Rohprodukte und Fabrikate bringt auch sehr verschiedene Wirkungen hervor. Meldet Ihnen Ihr Korrespondent für Wein in der Champagne, daß dieses Jahr die Weinstöcke erfroren sind, und daß Sie ein Faß Wein noch einmal so teuer bezahlen müssen, nun, so richten Sie sich darnach ein und bezahlen die verlangte Summe. Wenn aber ein Uhrmacher kommt und von Ihnen für eine Uhr, die im Jahr 1760 gemacht ist, acht Louis verlangt, weil in diesem Jahr das Getreide teuer war, und für eine andere ganz gleiche wolle er nur sechs

haben, weil sie in dem fruchtbaren Jahre 1761 gemacht wurde, — was würden Sie sagen?

M. Ich verstehe, was Sie damit sagen wollen, ohne Zweifel wäre das lächerlich.

Gh. Sie sehen also den Unterschied. Gutes oder schlechtes Jahr — die Manufaktur muß ihren Weg gehen. Es muß die gleiche Menge Uhren fabriziert werden. Denn wollte man in einem Jahr die Quantität der Arbeit vermindern, was sollten die plötzlich arbeitslos gewordenen Hände anfangen? Wovon sollten die unglücklichen Arbeiter leben? — Man muß ferner die Uhren immer um den gleichen Preis verkaufen, man kann sie nicht das eine Jahr teurer, das andere umso billiger geben, das wäre albern und sinnlos. Sie können auch nicht den Preis erhöhen, in der Absicht, ihn immer auf dieser Höhe zu belassen, denn Sie würden dadurch in der Konkurrenz mit fremden Fabrikaten den Markt verlieren. Eine Nation gibt z. B. den Genfer Uhren nur darum den Vorzug vor den englischen, weil die ersteren billiger sind. Würde der Preis schwanken oder zu hoch steigen, so würde dieser Handelszweig verloren gehen können. Der Preis der Handarbeit muß also nach dem Preise der Ware berechnet werden, bleibt dieser immer gleich, so wird der Arbeitstag auch immer mit der gleichen Geldmenge bezahlt werden. Der Unternehmer kann nicht den Preis der Handarbeit, der er beschäftigt, erhöhen. Die Arbeiter können weder ihren Arbeitstag verlängern, noch ihre Arme vervielfältigen. Sie arbeiten ohnedies schon das ganze Jahr, so lange der Tag dauert und so viel als sie können. Nun steigt der Brotpreis, ihr Lohn aber kann nicht erhöht werden. Wollte man den Unternehmer dazu zwingen, so beginge man eine Ungerechtigkeit, man würde ihn ruinieren; denn er müßte dann mit Schaden verkaufen. Also muß entweder der Arbeiter, der vom Taglohn lebt, oder der Unternehmer in eine verzweifelte Lage kommen, und da eins von beiden unvermeidlich ist, entweder daß der eine kein Brot hat, oder daß der andere

dem Arbeiter die Arbeitsprodukte besser bezahlen muß, als er sie verkauft — in dieser Lage, sage ich, gibt es kein anderes Mittel, als daß man das Brot immer zum gleichen Preis verkauft.

M. Also eine Taxe?

Ch. Gott bewahre! Es ist die Summe aller Ungerechtigkeit, der Bedrückung und Unvernunft, den Preis einer Ware zu taxieren, die man nicht selbst verkauft. Man hat nicht dieses Recht über den einzelnen; wir wissen nicht, was die Ware ihn kostet.

M. Man kann es doch berechnen.

Ch. Man kann es nicht und man darf es auch nicht. Wo ist der, der berechnen und wissen kann, wieviel ich beim Kauf verloren haben könnte? Habe ich zu teuer gekauft — so ist es meine Sache, wenn ich betrogen bin, und es ist meine Sache, mich so gut ich kann wieder herauszuziehen; aber niemand hat ein Recht, sich darein zu mengen. Kurz, es ist eine allgemeine Regel, der Brotpreis kann nur dann ein fest bestimmter werden, wenn es die Regierung selbst ist, welche den Ankauf besorgt, und wenn es die Konsumenten aus dem staatlichen Magazin erhalten. Dann ist es keine Privatspekulation mehr und nicht mehr ein Handelsartikel. Die souveräne Gewalt verkauft in guten Jahren mit Profit, sie verliert in schlechten Jahren, aber der Preis bleibt der gleiche. Der Arbeiter weiß nun genau, was er zum Leben braucht, ohne Sorgen und Kummer über den Wechsel der Fruchtbarkeit; und nach seinem Bedürfnis regelt er den Preis seiner Arbeit. Der Unternehmer berechnet genau, was ihn eine Ware kostet, und kann nun, ohne sich zu irren, ihren Verkaufspreis bestimmen. So geht alles gut, und ein Jahr ist wie das andere. Der Kredit des Staates ist hinreichend stark, so daß er den Verlust schon eine Zeit aushalten und fruchtbare Jahre abwarten kann, die ihn wieder entschädigen. Dabei ist der größte Vorteil dieses Systems der, daß der Staat, wenn der Staatsspeicher mit Profit verkauft,

an den Nachbar verkaufen kann, wenn dieser kaufen will, je mehr man Vorrat hat, um so größer der Profit. Verkauft man mit Verlust, so schließt man die Thore der Stadt und die des ganzen Landes — man bleibt allein mit den Unterthanen bei Tisch... Der Rest der Welt kann zusehen, wie er sich hilft, wir begehen damit kein Ungerechtigkeit, an niemandem.

M. Ihre Auseinandersetzung löst mir ein Rätsel, über das ich mir einmal den Kopf zerbrach. Ich konnte nicht begreifen, warum in Zeiten der Teuerung die Handwerker immer die ersten sind beim Lärmschlagen und Revoltieren. Ich hielt sie für widerspenstiger als andere Menschen; aber ich frage mich, woher kommt dieser Geist des Aufruhrs und der Störung? Sie wohnen in der Stadt, sind durch eine sitzende Lebensart verweichlicht, sanfter gemacht durch das gesellige Leben, wie kommt es, daß sie demungeachtet wilder und tapferer selbst als die Landarbeiter sind? Denn es ist eine Thatsache: die ersten, die sich bei einer Teuerung zusammenrotten, sind immer und überall die Tischlergesellen, Tuchscherer, Leinweber &c. Niemals hört man bei einer Hungersnot, von einem Aufstand der Winzer oder Bauern reden.

Ch. Sie sind nicht widerspenstiger, aber hungriger. Ist die Ernte schlecht, so ist der Landmann, der Bauer nicht am schlimmsten dran; er ist der Besitzer des wenigen, das der Himmel geschenkt hat; und je weniger der Himmel geschenkt hat, desto teurer verkauft er es. Der Unglückliche ist der Lohnarbeiter, der ist zu beklagen, er steht, wie man sagt, zwischen Thür und Angel, er kann weder herein noch hinaus. Das Brot ist teuer, und die Arbeit kann nicht höher bezahlt werden. Die Verzweiflung erzeugt den Aufstand.

M. Aber, Chevalier, noch bleibt eine große Schwierigkeit. Sie nehmen an, daß eine Stadt einen abgesonderten Staat bildet, der mit seinem öffentlichen Speicher das Geheimnis

zu lösen imstande ist, die Manufakturen immer in Blüte zu erhalten. Wenn aber die Stadt Teil eines größeren Reiches ist, wird sie dann auch einen Speicher errichten?

Ch. Gewiß nicht! Und Sie wissen warum. Wenn man nicht gerechterweise die Thore schließen kann, bedarf der Staat keiner Annonen. Darum eben billige ich die Magazine in Genf, so wie ich sie in Rom verwerfe. Rom ist die Hauptstadt eines ziemlich großen Landes, das durch Magazine nicht genügend versorgt werden kann, außerdem kann die Stadt, als der Sitz der Kirche, nicht ohne Skandal denen den Eingang versagen, welche der fromme Eifer oder sonstige religiöse Verrichtungen dorthinführt. Niemals aber sind Magazine von Nutzen, wenn man nicht die Anzahl der Konsumierenden ganz genau bestimmen kann.

M. Hier können Sie also nicht den Brotpreis in konstanter Höhe erhalten, denn eine Taxe wollen Sie ja nicht.

Ch. Gewiß nicht! Nur das staatliche Magazin kann nach einem gesetzlich bestimmten Preise verkaufen. Die Bäcker dazu zwingen zu wollen, wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, denn diese hat man allen Gefahren eines ungleichen Einkaufes überlassen, und wenn Sie, um den Bäckern zu helfen, den Landmann zu bestimmten Getreidepreisen zwingen wollten, so wäre das gerade das richtige Mittel, um den Ackerbau gänzlich zu Grunde zu richten.

M. Wie ist dem abzuhelfen?

Ch. Ich glaube nicht, daß es ein gutes Mittel gibt, vielleicht ist dies auch eine der am stärksten wirkenden Ursachen, weshalb die Manufaktur in kleinen Republiken immer besser gedeiht als in großen Reichen.

M. In dem Fall kümmere ich mich gar nicht mehr um unsere Untersuchungen über die Magazine und Genf, weil sie auf unsere großen Fabrikstädte nicht passen. Was meinen Sie, wäre es nicht gut, wenn wir diese Stadt verließen?

Ch. Ich habe nichts dagegen; aber weil wir nun einmal in der Stadt der Uhrmacher sind, benutzen wir die Gelegenheit, uns zu erkundigen, wie viel Uhr es ist

M. Nach Pariser Uhr — ich habe keine andere — ist es gerade halb sechs

Ch. Höchste Zeit ins Theater!

M. Was? Mitten in der schönsten Unterhaltung wollen Sie abbrechen?

Ch. Eine Novität! Ich bitte Sie, es ist heilige Pflicht!

M. Ein anderes Mal Fortsetzung, nicht wahr?

Ch. So oft Sie wollen

M Also, sagen wir in acht Tagen. Einverstanden?

Ch Zu allem bereit, was Ihnen Vergnügen macht.

M Aber kommen Sie zeitig, bevor alle andern da sind.

Ch. Verlassen Sie sich darauf.

— —

Dritter Dialog.

Die Vorigen

Am 24 November 1768, bei Frau ***

Vor dem Diner.

Marquis. Sie sind ein Mann von Wort. Die Frau des Hauses ist noch nicht zurück; wir haben also Zeit genug für unsere Unterhaltung, und ich hoffe, daß Sie mich aus diesem Genf herausbringen werden, wo Sie mich vor acht Tagen so unbarmherzig sitzen ließen.

Chevalier Sehr gern

M Wir gehen doch nach Paris, nicht?

Ch Ja, über Holland

M Was?

Ch Das ist unser kürzester Weg.

M. Wann hören Sie endlich einmal auf, mich zum besten zu halten? Glauben Sie denn, ich sei in der Geographie ebenso dumm wie in der politischen Ökonomie?

Ch. Gott bewahre! Aber wir haben bis jetzt unsere Betrachtungen über einen sehr kleinen Staat angestellt, der nur aus ein oder zwei Städten besteht; es geht nicht, daß wir gleich mit großen Staaten folgen. Nach und nach! Jetzt wollen wir sehen, was in einem Staat mittlerer Größe zu thun ist, und was sich da im Vergleich zum kleinen ändert. Von da aus sehen wir dann ganz klar, was den großen Reichen zukommt. Unser Weg geht also durch Holland, wenn er auch nicht der geographisch kürzeste ist.

M. Also meinetwegen, auf nach Holland! Sie haben eine magische Gewalt über meinen Willen.

Ch. Es gibt zwei Arten mittelgroßer Staaten. Die einen haben so schlechten und magern Boden, daß er für unsere specielle Untersuchung gar nicht in Betracht kommt, weil er kein Getreide hervorbringt, so z. B. die Vereinigten Niederlande, Genua u. a. Wir können sie wie Genf als Staaten ohne Ackerland betrachten. — Die andern dagegen sind bei mäßigem Umfang sehr fruchtbar, wie Sizilien, Sardinien, Mailand, Flandern u. s. w. Wenn auch diese Länder zu andern Staaten gehören, ich betrachte sie jetzt an sich und nicht als Provinzen. Denn es sind doch abgesonderte Länder, die eigene Gesetze haben und die ein Ganzes bilden. Provinzen nenne ich nur Länder, die mit andern dazugehörigen zusammenhängen und die keinen besonderen Staat ausmachen. Was ist nun in Holland, in Genua und was ist in Sizilien, Sardinien u. s. w. zu thun?

M. Hören Sie, Chevalier! Da diese Länder sich doch in demselben Fall wie Genf befinden, obgleich sie größer und mächtiger sind, so dachte ich, Sie thäten gut daran, wenn Sie das System annehmen, welches wir für Genf gut und tauglich befunden haben. Ich sage das nur so, weil ich gerne

damit fertig wäre, und weil ich, wie Sie wissen, es nicht erwarten kann, an unsern Bestimmungsort zu kommen.

Eh. Und eben weil Sie dies nur so meinen, müssen wir ein bischen da bleiben. Waffnen Sie sich mit Geduld, ich werde Ihnen zeigen, wie ein kleiner Unterschied große Veränderungen notwendig macht.

M. Nicht möglich!

Eh. Wir haben gefunden, wenn Sie sich noch erinnern, daß die kleinen Staaten durch das Staatsinteresse, dieser Hauptrücksicht aller Politik, sich alles Getreidehandels enthalten, da das Getreide für sie nur beiläufig den Wert der Kriegsmunition hat. Bei einem etwas mächtigeren Staate ändert sich diese Politik. Wenn er auch einen langen Krieg nicht gut aushalten kann, so hat er doch so viel innere Stärke, daß er keinen plötzlichen Überfall zu befürchten hat. Eine ganze Provinz kann man nicht wie eine Stadt blockieren. Um sie anzugreifen, muß man eine Armee auf die Beine bringen, und das erfährt man bei Zeiten, so daß man sich vorsehen kann. Ferner haben wir gesagt, besteht die Stärke kleiner Staaten in den Manufakturen, ein größerer Staat nun bedarf einiges mehr, um zu existieren.

M. Wieso?

Eh. Weil die Manufakturen, so zahlreich und mannigfaltig sie sein mögen, niemals genug Menschen beschäftigen können. Es kann eine Stadt von dreißigtausend Menschen geben, die alle von der Uhrmacherei oder der Buchdruckerkunst leben; aber drei Millionen Menschen können Sie nicht Uhren machen und Bücher drucken lassen. Was wollte man mit so vielen schlechten Uhren und so vielen noch schlechtern Büchern anfangen? Um also drei Millionen Einwohner zu erhalten, braucht man außer den Manufakturen die Schiffahrt, was man gemeiniglich den Seehandel nennt, oder kurz den Handel. Er ist die große Manufaktur der großen Länder. Für

einen Staat wie Genf ist der Getreidehandel nichts, aber, wo eine blühende Marine unterhalten wird, dort gehört er hin. Der Getreidetransport aus einem Land in ein anderes ist eine Art Manufaktur; er fügt zum Rohstoff die Verfrachtung, Packung, beschäftigt und ernährt Menschen. Diesen so beträchtlichen Nahrungszweig darf man Holland nicht vorenthalten. Das Wertvollste an diesem Handel ist, daß der holländische Kaufmann, weil er das Getreide auswärts kauft und wieder in andere Länder verkauft, seinen Landsleuten niemals nachteilig werden kann, er mag nun so glücklich sein, billig zu kaufen oder teurer zu verkaufen. Der Nachteil wird ein Mal auf seiten der Rohproduzenten, das andre Mal auf seiten der Konsumenten im Ausland sein, aber Holland leidet nicht darunter. Schlimm für die, welche dabei zu kurz kommen! Aber Holland wird reich durch die Fehler anderer Staatsregierungen.

M. Der Unterschied ist mir klar. In einem Staate wie Genf, das nicht am Meer liegt und keinen Seehandel treibt, kann der, welcher Getreidehandel treiben will, das Getreide nur vom Ausland kaufen, um es im Inland abzusetzen; und wenn er zu teuer verkauft, so schädigt er seine Mitbürger und saugt sie aus, um sich zu bereichern. Aber wenn man wie in Holland den Handel betreibt, wo man das Getreide in Polen kauft, um es nach Portugal zu verkaufen, so ist das Land nur eine Niederlage, und die Schiffe, die es führen, landen oft nicht einmal an der holländischen Küste. Dieses Monopol des Holländers auf Kauf und Verkauf kann wohl für Polen und Portugal sehr nachteilig sein, aber er und sein Land befinden sich wohl dabei. Das verstehe ich, aber wie steht es mit Ihren öffentlichen Speichern?

Ch. Verlangen Sie solche für ein Land von zwei oder drei Millionen Einwohner?

M. Und wenn Sie sich alle Kaufleute der Welt zu Hilfe rufen, so werden Sie mich niemals überzeugen können,

daß solche Magazine hier zu etwas anderem führen könnten als zu Betrügereien.

Ch. Ich brauche die Kapuziner nicht, denn ich bin ganz Ihrer Meinung. Zwei oder drei Millionen, selbst eine Million regelmäßig zu versorgen, das geht über menschliche Kräfte. Denn es geht über menschliche Kräfte, hier Betrügereien zu verhüten, und noch mehr über die Kräfte der menschlichen Ehrlichkeit, der Versuchung eines ungeheuren Gewinstes, der sich bei einer ausgedehnten Verwaltung machen läßt, zu widerstehen.

M. Das ist wahr. Aber wie wollen Sie es anstellen, in diesem Lande immer gleiche Brotpreise zu erhalten, ohne Taxe?

Ch. Man kann sie eben nicht erhalten, und Sie wissen warum; immer zum gleichen Preis verkaufen hieße soviel als zuweilen mit Verlust verkaufen. Wollte man die Preise ein für allemal so hoch setzen, daß man auch in schlechten Jahren nichts verlieren kann, so wäre das empörend und sinnlos. Ist man nun in Gefahr zu verlieren, so muß man seine Thore schließen können, damit der Ausländer nicht das wenige Vorhandene wegkauft und uns zu Grunde richtet.* Ein Land wie Holland oder die genuesische Republik kann den Schmuggel in Jahren des Ausfuhrverbotes nicht verhindern. Kann man es auch verhindern, daß der Ausländer Getreide kauft, so schleppen es die eigenen Unterthanen unter tausend Vorwänden hinaus. Bald wird ein Schiff zu verproviantieren sein, bald wird es heißen, es geht aus einer Stadt des Landes in eine andere — und kaum sind sie zum Hafen draußen, so hat es der Ausländer. Die Vorräte in den Magazinen würden verschwinden, und ihr ganzer Zweck wäre verfehlt; denn in guten Jahren hätte man den Unterthanen das Brot teurer gemacht, als es bei freiem Handel gewesen sein würde, und in der Teurung hätte man nichts zu ihrer Ernährung. Der Fremde, auf den sich in den fruchtbaren Jahren der Nachteil dieser Einrichtung nicht er-

strecke, würde in Zeiten der Not alle ihre Vorteile genießen, indem er die Unterthanen derselben beraubt.

M. Das ist die wahre Geschichte aller municipalen Annonen, wie ich sie bei scharfsinnigen Schriftstellern gelesen und mit eigenen Augen gesehen habe. Es freut mich, daß Sie meiner Ansicht sind, lieber Chevalier.

Ch. Ja, lieber Marquis, die Annone in einer Stadt und einem Land, das man nicht leicht und beliebig absperren kann, ist durchaus unstatthaft. Zur Zeit des Überflusses wird die Einrichtung ein Zwang und eine Steuer, zur Zeit des Mangels läßt sie die Leute verhungern. Die Regierung verläßt sich auf die Magazine — reichen die nicht, so ist alles verloren. Zu ihren reichen Kaufleuten und Privaten kann sie dann die Zuflucht auch nicht nehmen, denn diese haben nie mit Getreide gehandelt, weil es ein verbotener Handelsartikel war; sie haben keine Korrespondenten, keine Magazine, noch Transportmittel. Jeder Handel, und sei es auch der mit Schwefelhölzchen, setzt gewisse Kenntnisse voraus. Der Neuling macht Fehler und wird betrogen. Jedes praktische Wissen bedarf der Fertigkeit, die man sich nur durch langjährige Übung erwirbt. Wollen Sie sich an ihre Nachbarn wenden? Diese haben ja einen Teil Ihres Getreides an sich zu bringen gewußt, was beweist, daß sie selbst keines hatten, sie werden Ihnen also entweder keines liefern können, oder sie werden Ihnen Ihr eigenes wieder zurückverkaufen, verdorben durch den Transport und zu einem viel höheren Preis, weil sie die doppelte Fracht und ihren wohlberechneten Gewinst noch darauf schlagen. Sie können sich also nur an die entferntesten Länder wenden, und diese oft unzureichende Hilfe wird gewöhnlich zu spät kommen und große Kosten verursachen.

M. Ich merke, Sie erzählen mir die Geschichte der Teurung in Italien.

Ch. Ja, gerade so ging es Rom und Neapel mit Genua und Livorno und hernach mit England, Holland und der

Bretagne In Neapel, das gewöhnlich 350,000 Einwohner hat, zählte man im Winter 1764 500,000, und außerdem kamen noch jeden Tag 600,000 aus den umliegenden Gegenden in die Stadt, um Brot zu kaufen Sie können sich denken, wie Vorräte, die auf 350,000 Menschen berechnet waren, für eine Menge von einer Million reichten! Da galt das Gesetz vom unveränderlichen Preis nichts mehr! Man verminderte das Gewicht des Brotes, man erhöhte seinen Preis, und trotzdem entging man nicht dem Schrecken der Hungersnot Ich zog aus dem ganzen fürchterlichen Schauspiel als Resultat die ganz einfache Wahrheit, daß die Menschen, so bald es so weit kommt, dem Brote nachgehen, wo sie es finden; und wenn in einer Stadt nur noch ein Brot von vier Pfund übrig wäre, würde man die sonderbarste Prozession zu sehen bekommen: Das Brot ginge als Reliquie voran, danach die Menschen zu zwei und zwei, so lange sie es sehen könnten — und so ginge der Zug durch alle Straßen, wo man das Brot trüge ohne frommen Gesang, aber mit dem immerwährenden Geschrei: Mir das Brot! Mir! Mir!

M. Durch alle Ihre Scherze und alles, was Sie gegen die Magazine sagen, sehe ich sehr gut die kleine Malice, die Sie immer zu verstecken suchen Sie reden mir nach dem Munde und indem Sie Schlechtes über die Annone sagen, wollen Sie nun, daß ich eine Schwierigkeit übersehen soll, die mir gerade einfällt, und die Sie sehr in Verlegenheit setzen könnte

Ch Ich bin ganz harmlos, glauben Sie mir doch! Bringen Sie mich doch in Verlegenheit, das ist mir eben recht! Sie sollen mich erleuchten — oder wir bleiben beide im Dunkeln. Trösten kann uns dann nur das sichere Bewußtsein, daß dies zwei ehrlichen Menschen nicht das erste Mal begegnet ist.

M. Nun, so hören Sie! Sie wissen doch, daß Sie mir, als wir noch in Genf waren, sagten, daß man zum Besten der Manufakturen einen konstanten Brotpreis erhalten müsse?

Jetzt sind wir in Holland, wo die Manufaktur blüht, und Sie wollen keinen konstanten Brotpreis, was soll denn da aus der Manufaktur werden?

Ch. Mag daraus werden was will, würde ich Ihnen antworten, wenn ich boshaft sein wollte, und ich würde Ihnen weiter sagen, daß der Seehandel hier von weit höherem Interesse für die Regierung ist als die Manufaktur und daß man also diese jenem opfern müsse. Ich könnte noch sagen, daß ein Land den Vorteil nicht vernachlässigen darf, den ihm seine natürliche Beschaffenheit gewährt, daß es denselben aber aufgeben muß, sowie ihn die Umstände nicht erlauben. Kann Genf mit Nutzen und ohne Nachteile öffentliche Magazine halten, gut, es thut wohl daran. Geht das in Holland nicht, so thut es gut, keine zu haben. — Aber mit all diesen Antworten wäre ich nicht aufrichtig.

M. Gewiß nicht, denn die Frage würde durch sie nicht gelöst. Aus all dem würde immer folgen, daß die Manufaktur in Holland zu Grunde gehen würde — und wir sehen im Gegenteil, daß sie blüht und glänzend gedeiht. Diese Erscheinung bei aller Ungleichheit der Brotpreise sollen Sie mir erklären.

Ch. Muß ich also durchaus ehrlich mit Ihnen sein? Gut, aber lassen Sie es mich nicht entgelten! Die Wahrheit zu sagen, der Getreidepreis in einem an sich unfruchtbaren Handelsstaat, wie Genua und Holland, ändert sich der Natur der Sache nach nicht. Die Schwierigkeit verschwindet also, weil die Erscheinung gar nicht existiert.

M. Aber wieso? Wieso kommt es, daß in diesen Handelsstaaten das Brot immer in ziemlich gleichem Preise steht?

Ch. Ganz einfach: es ist immer teuer. Diese Völker sind daran gewohnt und schreien nie über Teuerung, weil sie nie das Glück billiger Preise kannten. Wenn Sie mir nicht glauben, so erkundigen Sie sich, und Sie werden erfahren, daß ich Ihnen nichts vormache.

M. Die Thatsache selbst gebe ich zu, ich habe sie selbst auf meinen Reisen erfahren. In keiner Stadt Italiens habe ich die Wirtshäuser so teuer gefunden wie in Genua, und des Gleichen versicherten mich Bekannte, die in Holland reisten. Aber da ich nun einmal so dabei bin, will ich es aufs äußerste treiben: Sie sollen statt einer Schwierigkeit zwei zu lösen bekommen und wenn Sie damit nicht fertig werden, verlassen Sie sich auf neue. Wissen Sie, ich fühle jetzt einen Mut! . . einen Mut sage ich Ihnen! . . Also: erstens müssen Sie mir erklären, warum und wieso das Brot hier beinahe immer denselben hohen Preis hat, in guten und schlechten Jahren, und zweitens, warum dieser hohe Preis den Manufakturen nicht schadet? Der Arbeitslohn muß doch dadurch steigen, die Waren müssen dadurch teurer werden und in der Konkurrenz mit dem Ausland unterliegen?

Ch. Viele, sehr viele schwierige Fragen! Wir werden nicht so bald nach Frankreich kommen.

M. Macht nichts! Sie wollen mir ausreißen, aber ich gehe nicht eher aus Holland, bis Sie mir entweder die Aufgabe gelöst oder — kapituliert haben.

Ch. Das letztere niemals. Chi confessa è impiccato,*) sagt man in Italien. Ich hoffe, Sie zufrieden zu stellen. Sie wollen also wissen, wieso diese Länder fast immer den gleichen Getreidepreis haben, in guten wie in schlechten Jahren?

M. Das will ich wissen!

Ch. Aber, es gibt dort keine guten oder schlechten Jahre, wie sollen sie die Wirkungen davon erfahren? Sie haben vergessen, daß das Land ganz unfruchtbar ist, daß Manufaktur und Seehandel Stütze und Basis ihres ganzen Reichtums sind, ich habe Ihnen schon bei Genf gesagt, daß weder Hagel, noch Regen, noch Dürre die Uhren, Spitzen, Bücher, Fayencen, Webstühle und Papiermühlen trifft. Die

*) Wer bekennt, wird gehangen.

Schiffahrt ist zwar im Winter manchmal Stürmen ausgesetzt und im Sommer stockt sie manchmal wegen Windstille, aber das ist Regel. Kein unerwarteter Mehltau kann in einer Nacht die Hoffnungen des Getreidehandels eines Jahres vernichten. So geht der Erwerb, die Industrie, der Reichtum Hollands in gleichem Schritte fort, unabhängig vom Wechsel der Witterung, kann also nie die üblen Folgen eines Mangels erfahren.

M. Nur langsam! Sie verwirren mich mehr, als Sie mich überzeugen. Ich sehe da .. Ich denke .. Täuschen Sie mich nicht! ... Ja, das wollte ich sagen: die Holländer haben allerdings kein im Lande gewachsenes Getreide, aber wenn es da, wo sie es kaufen, teurer wird, müssen sie es doch auch teurer kaufen?

Ch. Ja, wenn sie gezwungen wären, es immer am gleichen Platze zu kaufen; aber sie hüten sich, es dort zu holen, wo es am teuersten ist.

M. Ja, wo denn?

Ch. Anderswo. Sehen Sie die holländischen Zollregister durch, so werden Sie finden, daß man in einem Jahre viel Getreide in der Pikardie und in England gekauft hat, das andere Jahr in Polen, in einem dritten in der Levante, in Rußland oder in Marokko. Und wenn alle Quellen vertrocknet sind, nun dann holen sie sichs aus den englischen Kolonien in Amerika. In so verschiedenen Ländern und so verschiedenen Klimaten ist es einfach unmöglich, daß überall in einem Jahre schlechte Ernten fallen; wenigstens ist das noch nie vorgekommen. Das Gleiche gilt von Genua, das sein Getreide bald aus der Provence, bald aus Spanien, bald aus Sizilien, Sardinien oder Apulien bezieht, auch aus der Levante. Irgendwo muß man es am billigsten finden. Deshalb hat Genf, wie ich Ihnen sagte, so leicht Mangel und Teurung zu befürchten. Denn in einem kleinen Staate ohne Schiffahrt kann man das Getreide nur von den Nachbarländern kaufen. Ist es in

Burgund und in der Franche-Comté teuer, so leidet Genf so sehr darunter, als ob es eine Stadt dieser Provinzen wäre. Eine Nation aber, welche eine blühende Marine und ein weites offenes Meer vor sich hat, sucht und findet das Getreide immer dort, wo es am billigsten ist, und wäre es am Ende der Welt.

M. Ich bin immer noch nicht überzeugt, nur noch mehr verwirrt gemacht. — Lassen Sie mich ein bißchen nachdenken. Ja, das ist's! Die Holländer können das Getreide fast immer zu gleichem Preise einkaufen, wiewohl Sie dabei die weitere Fahrt und andere kleine Umstände nicht in Anschlag bringen; doch der Unterschied kann dadurch nicht so groß werden, so wenig als dies bei uns in gewöhnlichen Jahren der Fall ist. Aber — wenn schon die Holländer dieses Glück genießen, warum können wir es denn nicht auch haben?

Ch. Von Frankreich ist noch gar nicht die Rede

M. Nun so sei die Rede davon, warum denn nicht?

Ch. Nun? Und was wollen Sie denn thun?

M. Was weiß ich! Gute Gesetze, ein gutes System, Handel, Schiffahrt, Freiheit! Getreide kaufen, wo es am billigsten ist! Kurz, einen Zustand schaffen, wie in Holland!

Ch. Lieber Marquis! Das ist nicht Ihr Vorschlag, er ist schon alt. Ein sehr geistreicher Mann hat ihn schon gemacht.

M. Wirklich?... Um so besser... Wer denn? Und was hat er vorgeschlagen?

Ch. Nun... er schlug in seiner Komödie „die Ärgerlichen" vor, ganz Frankreich ans Meer zu verlegen.*)

---

*) Molière, Les Facheux, III Akt, 3 Scene
Vous voyez le grand gain, sans qu'il faille le dire,
Que de ces ports de mer le Roi tous les ans tire
Or l'avis, dont encor nul ne s'est avisé,
Est, qu'il faut de la France, et c'est un coup aisé,
En fameux ports de mer mettre toutes les côtes.

M. Wann hören Sie einmal mit Ihren Scherzen auf?

Gh. Wenn ich keine Gelegenheit mehr dazu finde. Wie können Sie, was für eine Million Menschen praktisch ist, auf 20 und mehr Millionen Menschen anwenden? Wollen Sie aus 20 Millionen Menschen Handwerker und Matrosen machen? Wo werden Sie denn so viele Waren absetzen, und wo eine so ungeheure Schiffahrt anbringen? Die Natur hat allem Grenzen gesetzt; man kann sie nicht so leicht überschreiten. Können Sie in den Bergen der Auvergne Häfen anlegen? Was hat Frankreich Ähnliches mit Holland, einem Lande, das fast im Meer liegt, das von Flüssen und Kanälen durchzogen ist, so daß man kaum zwei Meilen weit zu Land zu fahren braucht? Wie viele Provinzen gibt es nicht in Frankreich, die nur Ackerbau treiben können, deren Reichtum in ihren Grundstücken liegt, und deren Los im Himmel? Wo die Bewohner sich oft als reiche Leute schlafen legen, um als arme Teufel aufzustehen? Wo vielleicht Millionen Septiers Getreide in einer einzigen Nacht verloren gehen? Das Unglück, alles zu verlieren, kann in Holland nur den einzelnen oder einige durch Schiffbruch treffen, aber nie kann eine ganze Provinz durch den Untergang eines oder zweier Schiffe leiden. Den Reichtum der Provinzen Frankreichs sehen Sie einem wechselreichen Schicksal ausgesetzt, und daher die Ungleichheit ihres Reichtums, ihres ganzen Zustandes, daher die verschiedenen Formen ihrer Regierung, die dort mehr monarchisch, hier mehr demokratisch ist. Bei einer weniger ungleichen Verteilung des Reichtums wäre keiner so arm, sich treten lassen zu müssen, keiner so reich, daß er die andern treten konnte. Daher hier der Geist des Luxus, dort der Geist der Sparsamkeit, ein kriegerischer Geist bei den einen, bei den andern die Neigung zum Frieden. Daher — doch ich will mich nicht zu weit entfernen. Genug — Sie sehen, mein lieber Marquis, daß Frankreich weder Holland sein, noch es nachahmen kann.

M. Und ich, ich sehe . . . wissen Sie, was ich sehe? Daß Sie heimlich darüber lachen, mich so gut abgeführt zu haben.

Ch. Sie sehen schlecht, ich lache nicht. Ich beklage Sie, und nicht Sie allein. Ich beklage ganze Völker, die sich durch den hitzigen Eifer einiger Menschen irre leiten lassen, die, mit den besten Absichten und in dem Bestreben nützlich zu sein, sich selbst täuschten. Es ist vielleicht die Schuld Ihrer Schriftsteller, wenn Sie sich einbilden, daß Sie Frankreich nur die allgemeine Freiheit zu geben brauchen, um das Getreide wie in Holland immer im gleichen Preis zu halten. Und das ist nichts anderes, als ganz Frankreich ans Meer verlegen.

M. Sie können sich nun einmal mit meinen Schriftstellern nicht versöhnen, aber ich will sie nicht auf dem Gewissen haben. Vielleicht habe ich mir die Sache unrichtig vorgestellt; vielleicht habe ich sie nicht richtig gelesen, sie falsch verstanden, vielleicht meinen sie etwas ganz anderes.

Ch. Ihr zartes Gewissen ist ja sehr erbaulich, aber es nimmt mir nicht meinen Argwohn. Ganz gleich: Der Wohlstand Hollands, seine Freiheit des Getreidehandels — das ist die Ursache des Irrtums. Und im Grunde machte man nur einen kleinen Fehler. Man bemerkte nicht, daß die unfruchtbaren Länder kein im Lande gewachsenes Getreide haben, und daß das Getreide ihre größte und hauptsächlichste Ausgabe ist. Schiffahrt und Manufaktur setzen es in den Stand, es anzukaufen, und diese Mittel bleiben sich in allen Jahren gleich. Man hat eben die Ausgabe mit den Einnahmen verwechselt und den nötigen Unterhalt nicht von den Einkünften unterschieden. In allen fruchtbaren, ackerbautreibenden Ländern ist das Getreide der Reichtum und das Einkommen der Nation. Für die Holländer dagegen ist es gerade der Gegenstand der notwendigsten Ausgabe. Da ihre Einkünfte nicht dem Wechsel der Jahreszeiten ausgesetzt sind, so haben sie es nicht nötig, mit großer Sorgfalt über

den gleichmäßigen und geregelten Gang ihrer Ausgabe zu wachen. Denn nur wenn das Einkommen ungewiß, ungleich, veränderlich ist, bedarf es großer Vorsicht, um sich vor Mangel zu hüten. Wollen Sie sich von dieser Wahrheit noch deutlicher überzeugen? Sehen Sie, wie die Länder, die keine Hungersnot zu fürchten haben, eine große Angst vor dem Krieg haben. Denn allein der Krieg stört ihre Schiffahrt und unterbricht den Absatz ihrer Fabrikate, er ändert ihre Einkünfte und macht sie mit den Schrecken des Elends bekannt. Die fruchtbaren, die Getreideländer fürchten dagegen den Krieg so lange nicht, so lange er nur ihre Felder nicht verwüstet, denn mitten im Kriege können sie eine gute Ernte haben, die sie im Augenblick reich macht.

M. Sie glauben also, daß meine Autoren Ausgabe und Einnahme verwechselt haben?

Ch. Ohne Zweifel.

M. Also, wie man sagt, ein X für ein U. Da durften sie sich am Ende verzweifelt verrechnet haben! Aber noch halte ich mich, Chevalier, und erkläre mich nicht besiegt. Denn wenn ich erst auf unser großes Schlachtpferd steige, und Sie in die Enge treibe — ich weiß nicht, wie Sie sich dann retten könnten.

Ch. Ich will nicht sagen, daß Sie bereits Ariosts berühmtem Paladin Astolph gleichen, dessen Tapferkeit in dem Hippogryphen steckte, den er ritt, aber sagen Sie mir doch, was meinen Sie für ein schreckliches Pferd?

M. England. — Na, wenn ich Ihnen dieses Beispiel citierte?

Ch. In der guten alten Zeit würden Sie sich gerade nicht viel Ehre damit eingelegt haben, wenn Sie zu Pferde mit mir hätten kämpfen wollen, mit mir, der ich zu Fuß bin. Ich reite nur meine Vernunft. Ich nehme also die Herausforderung nicht an, der Kampf wäre zu ungleich. Ich bitte Sie nur, nicht von England zu reden, und daß Sie

überhaupt Englands in unsrer Unterhaltung niemals erwähnen.

M. Ich sehe, Sie haben Angst —

Gh. Ich fürchte bloß, daß wir nicht nach Frankreich kommen, wo Sie ja schon so gerne sein möchten. Ich fürchte ferner, daß ich Ihre Begriffe noch mehr verwirre, als es alle Ihre Schriftsteller bereits gethan haben — wenn das überhaupt noch möglich ist.

M. Wenn es sich so verhält, dann lieber nichts von England, vorläufig. Aber ich sehe den Grund Ihrer Furcht nicht ein?

Gh. Hören Sie, und Sie werden mir recht geben. England ist gegenwärtig die komplizierteste Staatsmaschine Europas, jetzt und jemals. England ist — Ackerbau und Manufaktur, Soldat und Kaufmann, England ist trotz seiner Größe ganz Seehafen, wie es vorher Frankreich im Scherz werden sollte. Seine Regierung ist so gemischt, so kunstvoll zusammengesetzt, als man sich's nur denken kann. Kurz Gewohnheiten, Charakter, Boden, Klima, Produktion, politische Verhältnisse, Stärke, Schwäche, Spannkraft — alles ist in diesem Lande ganz eigen und verschieden von der übrigen Welt, oft einzig in seiner Art. Wie kann man einen Gegenstand kennen lernen, wenn man bei seiner schwierigsten Seite anfängt? Wenn Sie sich mit dem Mechanismus der Uhr bekannt machen wollen, werden Sie mit der Repetieruhr beginnen, oder mit einer, welche Sekunden, Datum und Mondwechsel zeigt? Damit würden Sie niemals eine klare Vorstellung bekommen und am Ende kaum so klug sein als vor Beginn. Wollte Gott, Ihre Schriftsteller hätten England nie gekannt, nie citiert! Sie würden sich dadurch manche dumme Urteile erspart haben. Ich fürchte mich übrigens gar nicht, von England zu sprechen. Ich habe da einige Zeit zugebracht, und ich glaube, daß ich Land und Leute genügend kennen gelernt habe. Aber ich will

Ihnen meine Meinung darüber bis zuletzt aufheben, dann will ich Ihnen, ohne das Geringste von dem, was ich sagte, widerrufen zu müssen, zeigen, daß die gleichen Gesetze wie für die einfachsten, so auch für die kompliziertesten Maschinen gelten und die gleichen Wirkungen hervorbringen, nur kann man sie nicht so leicht wahrnehmen, denn der Mechanismus ist ein anderer. Und wenn es Sie nicht langweilt, hoffe ich Sie zu überzeugen.

M. Wenn ich Sie nur verstehe, dann ist von Langweile nicht die Rede, aber das ist eben die Frage!

Eh. Wenn ich mich Ihnen nicht verständlich machen kann, so wird die Schuld weder an Ihnen, noch an mir liegen, sondern Sie haben es den Schriftstellern zu verdanken, die Ihre Begriffe verwirrt haben, indem sie von einem Lande reden wollten, das sie niemals weder gekannt noch erkannt hatten. — Aber, wie gesagt, erlassen Sie es mir vorläufig, Ihnen von einem Volke zu sprechen, welches seine Reichtümer, die es aus den Schätzen Bengalens zieht, im Pferderennen zu Newmarket verspielt, welches mit immer steigenderem Kredit und zu immer niedrigeren Prozenten Darlehen aufnimmt, je weniger es imstande ist, diese Schulden zu bezahlen, von einem Lande, dessen Boden nur Getreide hervorbringt und nur wenig davon selbst verzehrt, das den Wein leidenschaftlich liebt und in dem kein Wein wächst; von einer Nation, die keine Getreidesteuer kennt und die alle Getränke mit übertriebenen Zöllen belegt, und die trotzdem nicht mehr Brot essen und nicht weniger Schnaps trinken will — kurz, erlassen Sie mir es, jetzt von einem so einzigen Volke zu reden, das eine so eigenartige Verfassung hat, daß es ein stehendes Heer hält, dadurch daß es Kornhandel treibt.

M. Wieso das?

Eh. Natürlich, England hat keine Festungen, aber seine Mauern sind seine Schiffe, und seine Matrosen sind sein Heer. Je mehr Matrosen, desto

mehr Vaterlandsverteidiger. Da ist kein Staatsinteresse aufs engste mit seinem Getreidehandel verknüpft.

M. Aber das ist doch in Frankreich ganz der gleiche Fall!

Ch. Ach, nicht so schnell. Bleiben wir, wo wir sind. Lassen wir England und die Engländer, gehen wir nicht nach Frankreich — sprechen wir weiter von Holland!

M. Darüber ist ja nichts mehr zu sagen!

Ch. Doch! Sie vergessen den zweiten Einwurf, den Sie gemacht haben!

M. Ach, halten Sie sich dabei nicht auf, ich erlasse Ihnen die Beantwortung.

Ch. Weshalb denn?

M. Ihre Antworten beginnen mir zu viel Angst zu machen; ich weiß ja, ich sagte eine Dummheit.

Ch. Sie irren sich! Ihr zweiter Einwurf ist viel mehr wert als der erste, er hat wirklich seine Schwierigkeit.

M. Im Ernst?

Ch. Im völligen Ernst!

M. Gut, ich halte Sie beim Wort, wenn es wirklich gut ist, was ich sagte, so bitte . .

Ch. Das ist nicht so leicht. Sie wollten wissen, wie es möglich ist, daß in einem Lande ohne Ackerbau, aber mit Industrie, bei beständig teuren Lebensmitteln die Manufakturen gedeihen können, und wie es die Kaufleute machen können, daß sie ihre Waren so billig absetzen.

M. War das mein Einwand?

Ch. Das war er.

M. Ja, Sie haben recht, er ist wirklich gut. Nicht wahr, das ist ein schwieriges Stück? Ich bin neugierig, wie Sie mir auf meinen Einwand antworten wollen.

Ch. Mit Achselzucken . . . Die Thatsache stimmt. Die notwendigen Lebensmittel sind in Holland wirklich teurer als in Frankreich, und die Bücher, die dort gedruckt werden, sind um ein gutes Drittel billiger als die hiesigen.

M. Nun, was sagen Sie dazu?

Ch. Aber da kommt eben die Hausfrau, wir müssen ihr entgegen gehen. Sie kommt übrigens zur rechten Zeit.

M. Nun ja, gehen wir; aber Sie sollen mir nichts schuldig bleiben, oder höchstens bis nach dem Diner Dann —

Ch. Wir werden ja sehen Vielleicht gibt uns das Diner beiden neue Kräfte

Vierter Dialog.

Nach dem Diner.

Ch. Erst ein hübsches Gespräch über philosophische Ökonomie, dann eine reiche Mahlzeit — dies ist eine der schönsten Erfindungen unseres Jahrhunderts.

M. Sie verstellen die Worte; ökonomische Philosophie muß man doch sagen, nicht?

Ch. Ach, es liegt wirklich nichts daran, ob die Philosophie vorne oder hinten ist, ob sie vorhergeht oder nachfolgt. Beide großen Worte bedeuten keine große Sache . . . Thun Sie sie zusammen, kombinieren Sie sie wie Sie wollen, bei einander oder getrennt — das Resultat ist immer das gleiche Thatsache ist, daß wir beide gut gegessen haben.

M. Ich nicht; ich that nichts als nachdenken

Ch. Eine schlechte Gewohnheit, Marquis, Sie kennen doch die Diätetik der Schola Salernitana, diese schönen gereimten Hexameter voller Weisheit des Essens und guten Verdauens. — Sie haben diese Weisheit nicht geübt, als Sie nichts als nachdachten!

M. Sie haben leicht reden, aber wenn Sie wüßten, wie Sie Ihren Zuhörern zusetzen . . Sie haben mir das Essen unmöglich gemacht Ich weiß gar nicht mehr wo ich bin . . Sie häufen Paradoxon auf Paradoxon, und, ich weiß nicht wie es

kommt, trotzdem wird in Ihrem Munde alles deutlich, und schließlich haben Sie immer recht. Zuerst scheint alles was Sie sagen, so alltäglich und bekannt, und dann, wenn man darüber nachdenkt, findet man, daß nichts so neu ist, und daß alle Welt sich darin getäuscht hat. Wie können Sie es zum Beispiel verantworten, vernünftige Leute zu beschuldigen, sie hätten die Ausgabe mit der Einnahme verwechselt? Darin kann man sich doch nicht irren, das wäre doch ein zu sinnfälliger Fehler! Ich kann es nicht begreifen.

Gh. Also das hat Sie bei Tisch so nachdenklich gemacht?

M. Das war es.

Gh. Ja, warum haben Sie denn nicht gesprochen? Mit zwei Worten hätte ich Sie aus Ihrer Not befreit! — Haben Sie vergessen, daß Ihre Autoren als Fundamentalsatz ihrer Theorie den aufstellen, daß der Ackerbau die Quelle des Reichtums aller Länder ist? Dieses Princip haben sie verallgemeinert und es paßt doch nur auf einen besonderen Fall, bloß auf reines Ackerbauland. Dieses falsche Princip hat sie zu ihren Irrtümern verleitet. Sie sahen in einem Lande viel Getreide und sie sagten: Da sehet den Reichtum, das sind die Einkünfte — aber es waren die Ausgaben. Sie meinten, sie wären in Frankreich. Sie sahen eine allgemeine und absolute Freiheit, und sagten: es gibt nichts besseres als diese Freiheit, um den Ackerbau in Blüte zu bringen — als wenn die Freiheit, fremde Waren zu kaufen, dieselbe wäre wie die Freiheit die eigenen zu verkaufen. Schließlich sahen sie in Frankreich gute und schlechte Ernten, und glaubten, daß es überall so sei; aber dabei bedachten sie nicht, daß die Ungunst des Wetters, welche Mißernten hervorruft, für einen Handelsstaat noch gewinnbringender ist als gewöhnliche Erntejahre. In unfruchtbaren Jahren geht der Handel viel lebhafter, alles ist in Bewegung, man bekommt mehr Bestellungen, man braucht mehr Schiffe, man gewinnt mehr am

Wechselkurs; kurz, hat in einem Jahr ein Land in Europa Mangel an Getreide, der holländische Bankier gewinnt immer dabei.

M. Glückliche Leute!

Gh. Ja, wenn sie nicht traurig wären mitten in ihrem Reichtum.

M. Und was kann sie denn betrübt machen?

Gh. Die Arbeit, die ihnen dieser Wohlstand kostet. Er ist nur die Frucht einer beständigen Ökonomie, eines immer thätigen, immer beschäftigten, immer wachenden, angestrengten Kunstfleißes. Nichts ermüdet endlich so sehr als das ewige in Spannung Halten der Kräfte. Sie werden ein Pferd viel eher ermüden und in Schweiß bringen mit einer Viertelstunde hohe Schule als mit einem Galoppritt nach Pontoise.

M. Sie apologisieren Ihre Lieblingsneigung — die süße Faulheit, il sacrosanto far niente!

Gh. Fürchten Sie nichts, ich bin weit davon entfernt! Ich liebe es nicht, bereits Bekehrten zu predigen.

M. Sie Spötter! — Im Grunde haben Sie nicht so unrecht. So faul wie Sie bin ich zwar nicht; aber ich muß gestehen, ich ziehe eine lustige Dürftigkeit dem weinenden Reichtum vor. Übrigens, jeder nach seinem Geschmack.

Gh. Sagen Sie lieber, jeder nimmt den Geschmack an, den ihm seine physische und geistige Beschaffenheit gibt. Der Geschmack wird Gewohnheit, die Gewohnheit Natur. Der Mensch beneidet immer die Lage anderer und wäre in Verzweiflung, wenn man ihn tauschen ließe, er könnte sich der neuen Lage nicht anpassen.

M. Ja, alles hebt sich auf, hält sich die Wage in dieser Welt. Aber das ist ja Moral, Chevalier! Und mein Einwurf, wie steht es denn damit?

Gh. Ich bin ja eben dabei.

M. Eben?

Gh. Ja, gerade dabei.

M. Ich merke nichts davon.

Ch. Ich sprach doch gerade von diesem traurigen Geist der Ökonomie und der Sparsamkeit, der immer bei einem Volke herrschen muß, dem die Natur einen sterilen, undankbaren Boden gegeben hat. Dieser ökonomische Sinn ist, wie ich glaube, die Hauptursache ihrer blühenden Manufakturen trotz teurer Lebensmittel. Diese Völker bezahlen ihre notwendigen Bedürfnisse teuer, aber sie entsagen dem Überflüssigen, das andern Völkern wieder ein Bedürfnis ist. Ihre notwendigen Bedürfnisse sind teuer, aber es geht doch nicht zu weit. Und dieses beständige Gleichgewicht fördert ihren Handel, ihre Industrie. Steuern haben diese Völker zwar, aber die drückendste ist ihnen unbekannt: der Luxus.

M. Eine argdrückende Steuer, dieser Luxus!

Ch. Ja, die beiden Wörter sind gleichbedeutend. Aller Luxus ist eine Folgeerscheinung drückender Steuern, sie mögen es durch sich selbst oder durch die Art der Erhebung sein, und alle drückenden Steuern entstehen aus dem Luxus, den man erhalten will. Diese Völker, von denen wir sprechen, kennen ihn nicht. Ihre Regierungsform ist auf nüchterne Sparsamkeit eingerichtet, ihre Bräuche und Gewohnheiten führen zur Gleichheit, diese zur Mäßigkeit, genau so wie die Sitten anderer Nationen zu prunkendem Aufwand verleiten, welcher der Herold der Ungleichheit ist. — Das werden Sie immer in sterilen Ländern beisammen finden, es reichen sich einander immer die Hände: republikanische Sitten und Verfassung, Industrie und Seehandel, Friede, Ruhe, Wirtschaftlichkeit, ein düsterer Charakter und — ein leeres Blatt in der Geschichte. Hingegen in fruchtbaren Ländern: Ungleichheit, Ruhm, Ehre, Titel, monarchische Verfassung, viel Lärm, starke Erschütterungen und — eine Geschichte, gar lustig zu lesen. Und Sie finden das in den einzelnen Familien und bei der ganzen Nation und — lassen Sie meine Fantasie noch ein bißchen laufen, so beweise ich es Ihnen auch bei den Pflanzen und Tieren.

M. Das wäre sehr kurios.

Sch. Nun zum Beispiel, sehen Sie einmal, wie die Pflanzen, die ihr Laub im Winter nicht abwerfen, kleine bescheidene, dunkelgrüne Nadeln haben, und wie die mit breiten, pompösen und lachenden Blättern sie im Herbst immer verlieren.

M. Also monarchische Pflanzen und republikanische Pflanzen. Davon wußte Linné noch nichts.

Sch. Ich schätze ihn darum nicht weniger. Aber was wollen Sie eigentlich? Wenn Sie mich nach dem Essen zum Sprechen veranlassen, müssen Sie sich immer auf Poesie, selbst auf orientalische Poesie gefaßt machen. Ich habe doch nicht umsonst Marasquino getrunken!

M. Gepriesen sei der Marasquino! Ich liebe das Poetische, und ich liebe es, meine Fantasie auf allen Wegen spazieren zu führen, um die unendliche Menge der Verknüpfungen, diese Unzahl von Verbindungen zu sehen. Dann liebe ich auch diese seltsame Begegnung der physischen und moralischen Gesetze — Sie meinen also, daß dieser Geist der Sparsamkeit die Schwierigkeit auflöst?

Sch. Er ist gewiß die Hauptursache, aber es kommen noch andere hinzu. Eine blühende Marine erleichtert den Transport der Fabrikate, sie reduziert die Kosten der Fracht fast auf Null und dehnt den Absatz fast auf alle Länder der Welt aus. Dieser große Absatz verbilligt die Waren. Der Handel im großen trägt den Kleinhandel, trägt ihn gleichsam auf dem Rücken, und eine Fracht Bauholz bewirkt oft, daß die Dosen, die Uhren, die Kurzwaren billiger gehen. Das kommt Ihnen vielleicht rätselhaft vor; aber ich werde auf die Wichtigkeit dieser Sache zurückkommen. Fügen Sie zu diesen Vorteilen, die eine handeltreibende Nation genießt, noch den Gewinn aus dem Wechselkurs des Geldes, der fast immer zu ihrem Vorteil ausfällt, und der oft so bedeutend ist wie das, was der Unternehmer für Arbeitslohn aus-

gibt. So scheint oft der Kaufmann ohne Profit zu verkaufen, wo der Kurs allein ihm einen genügenden Gewinn sichert.

M. Chevalier, ich bitte Sie, nichts mehr vom Wechselgeschäft! — Das ist für mich ein Logogryph . . . ich habe nie etwas davon verstanden und will davon auch nichts verstehen. Also lassen wir das. Ich will mit Ihrer Hilfe ein sehr gelehrter Bäcker werden und ein ganz unwissender Bankier bleiben, denn ich sehe, das ist ein Geheimnis und dies macht mir die Sache verdächtig.

Ch. Wieso verdächtig?

M. Ich habe immer bemerkt, daß die Kaufleute meistens ihr Geheimnis verstecken, und das ist ganz natürlich, denn das Geheimnis bringt dem, der es bewahrt, den größten Vorteil. Nun meine ich, es könnte mit dem Geheimnis des Wechselgeschäfts sein wie mit dem des Staates, denn **die Hauptsache des Staatsgeheimnisses besteht nur darin, dem Volke glauben zu machen, es bestehe eines.** Ich aber nehme mir kein Blatt vor den Mund, ich sage, was ich mir denke, und ich kann diese Art der Industrie nicht leiden.

Ch. Ihr Verdacht ist nicht ganz unbegründet. **Die ganze Kunst des Wechselgeschäfts ist nichts weiter als ein gewisser Handgriff, eine Fertigkeit — vorauszusehen und zuvorzukommen.** Der ist der Geschickteste, der allein den Geldmangel in dem einen, den Überfluß in dem andern Land sich zu nutze machen kann. Man muß wissen, wittern. —

M. Bester Chevalier, noch einmal! Nichts mehr davon.

Ch. Gut! Sie sollen sehen, was für ein ehrlicher Mann ich bin, ich will nicht als ein Jude an Ihnen handeln. Ich erlasse Ihnen das Agio, wir wollen uns al pari stellen. Aber es ist kein kleiner Gewinst, den ich Ihnen damit opfere!

M. Ich glaube Ihnen schon, und bin Ihnen dafür sehr dankbar. Um Ihnen eine Probe meiner Dankbarkeit zu geben, verschweige ich einen Einwand, der mir gerade einfiel und den ich Ihnen entgegenhalten wollte

Gh. Ihr Vorgehen ist Ihrer würdig Sie bleiben niemandem eine Gefälligkeit schuldig Aber um mich ganz die Größe meiner Verpflichtungen fühlen zu lassen, sagen Sie mir in zwei Worten Ihren Einwurf und erlassen Sie mir dann seine Beantwortung.

M. Ach nein... es war eine Kleinigkeit

Gh. Nun, um so besser!

M. Also wenn Sie durchaus wollen. Sie sagten, die Blüte der Manufakturen in einem unfruchtbaren Lande sei der Sparsamkeit, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit von allem Luxus zuzuschreiben, wenngleich daselbst die Lebensmittel teurer sind als in fruchtbaren, ackerbautreibenden Ländern.

Gh Das habe ich gesagt.

M. Nun bemerke ich wohl einen bemerkenswerten Unterschied im Luxus der Vornehmen und auch des Mittelstandes bei dem einen wie bei dem andern Volk Aber das niedrige Volk, die Handwerker, Krämer, Fabrikarbeiter machen bei uns bei weitem keinen größeren Aufwand, man dürfte vielmehr, dünkt mich, bei genauerer Untersuchung finden, daß diese Klasse bei uns kaum das nackte Leben hat, wie man sagt. Ich kann nicht sehen, wie der Luxus in dieser Klasse eine Verschiedenheit äußert!

Gh Haben Sie denn alle Synonyma des Luxus vergessen?

M. Ja so! Das ist wahr; ich erinnere mich. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen hohle Nüsse verkaufen wollte

Gh. Meine Erkenntlichkeit bleibt dieselbe Übrigens wundert es mich nicht, daß Sie die Überlast der Steuern, dieses Synonym des Luxus vergessen haben, da es Ihnen so fremd, so neu war

M. Ihr ironisches Lächeln macht mir Ihre Großmut etwas verdächtig. Indes ist es mir lieb, Ihnen sagen zu können, daß mir diese holländischen Sümpfe immer weniger behagen; je länger ich da bin, desto schlechter geht es mir, wollen Sie mich nicht da heraus ziehen?

Gh. Wie Sie wollen.

M. Endlich also kommen wir nach Frankreich!

Gh. Geraden Wegs?

M. Warum nicht?

Gh. Wir müßten uns einschiffen und ich — fürchte die See. Gehen wir zu Land.

M. Meinetwegen, aber nur fort!

Gh. Wir gehen durch Flandern; es wird gut sein, wenn wir uns da ein bischen aufhalten.

M. Aber warum sind Sie so darauf versessen, mich von einem Land zum andern zu jagen und nie nach Paris zu führen? Soll ich Ihnen meine Meinung sagen? Sie haben kein gutes Gewissen, Sie fürchten sich vor Frankreich, und Sie wollen es vermeiden davon zu sprechen.

Gh. Furcht? Ja weshalb?

M. Weiß ich's? Sie führen mich von Republik zu Republik, um mit Freiheit sprechen zu können.

Gh. Wie irren Sie sich doch! Nur in Frankreich werde ich mich erst über die Freiheit freuen. Die Republiken gestatten dem Ausländer das, was sie Freiheit nennen, nur aus niedrigem Eigennutz; sie wollen ihre Bevölkerung vermehren. Aber im Grunde haben sie einen kleinlichen, selbstsüchtigen, argwöhnischen, mürrischen Charakter; und wenn sie einmal von der Korruption angefressen sind, so sind sie verfolgungswütig. Die großen Reiche haben eine natürliche Ruhe, die gegründet ist auf Macht und stolze Größe.

M. Warum bleiben wir also in Flandern?

Gh. Wir haben hier zu thun. Wir müssen jetzt ein fruchtbares Getreideland sehen, ein Land, das Getreide für

sich und die andern produziert. Oder, wenn Sie wollen, können wir auch statt Flandern — Sardinien oder Sizilien untersuchen, wo bloß Ackerbau getrieben wird. Denn in Flandern gibt es schon zu viel Manufakturen, was unsere Untersuchung verwirren würde.

M. Das wäre wohl besser, aber ich beginne die Geduld zu verlieren. Ich möchte gern, lebhaft wie ich bin, zur Sache kommen.

Ch. Herr Marquis, Sie haben den falschen Verdacht gehabt, daß ich mich vor Frankreich fürchte. Sie sind wie ein junger Mann, der seine Uhr zum Uhrmacher gegeben hat und alle Tage kommt, um die Arbeit anzutreiben. Er trifft den Mann über der Arbeit, wie er bald ein Rad macht, bald eine Feder putzt — und seine Ungeduld wächst, er sieht nicht, daß die Uhr repariert wird. Denn sind die Teile einmal fertig, so braucht man sie nur zusammenzusetzen, und die Uhr ist fertig.

M. Sollten Sie es wirklich so angestellt haben? Sollten Sie wirklich von Frankreich gesprochen haben, ohne daß ich es merkte?

Ch. Ich weiß nicht. Das zu bemerken ist Ihre Sache. Ich gehe meinen Weg.

M. Ohne mich darauf aufmerksam zu machen?

Ch. Ohne Sie darauf aufmerksam zu machen.

M. Das ist nicht hübsch von Ihnen. Wie soll ich mich denn auf all das besinnen, was Sie mir gesagt haben?

Ch. Beruhigen Sie sich nur. Wenn wir die Teile zusammensetzen, werde ich Sie schon daran erinnern.

M. Sie sind sehr liebenswürdig; ich will zum Dank dafür nicht ungeduldig sein. Reden Sie nun meinetwegen von Flandern, von Sizilien, von Lappland wenn Sie wollen. Je mehr wir von Getreideländern sprechen werden, desto aufmerksamer werde ich sein, ich sehe daraus, daß Sie sich uns

nähern, daß wir endlich nach dem Ziel meiner Wünsche kommen werden.

Ch. Und dieses ist?

M. Die Ausfuhr. Bis jetzt haben Sie nur von Städtestaaten ohne Land oder von sterilen Staaten gesprochen, wo man keine eigentliche Ausfuhr haben kann. Denn das Getreide geht hier nur von der Niederlage nach seinem Bestimmungsort oder es ist nichts weiter als ein weitergesandter Überfluß. Und Sie haben wohl absichtlich —

Ch. Sie unterschieben mir immer eine böse Absicht, und ich habe gar keine mit Ihnen. Was hätte ich denn schon wieder absichtlich gethan?

M. Sie haben es absichtlich vermieden, von unserm großen Edikt von 1764 zu sprechen, das ist jetzt die Helena unseres Troja, die vielumstrittene. Und darüber wollte ich Ihre Meinung wissen.

Ch. Nur das und nichts weiter?

M. Aber ja, das liegt mir am Herzen. Mit zwei Worten, finden Sie das Gesetz gut oder nicht?

Ch. Mein Gott, warum sagten Sie das nicht gleich am Anfang? Vor allem andern hätte ich Ihnen meine Meinung darüber gesagt!

M. Ach, Sie befreien mich von einer schweren Last. ... dann wollen wir über alles mögliche andere reden, über was Sie wollen.

Ch. Rechnen Sie darauf, daß ich Ihnen immer gefällig zu sein bemüht sein werde — Aber, à propos, Marquis, was haben Sie denn mit dem prächtigen Anzug gemacht, den Sie früher trugen? Er war so schön gestickt, so mit Spitzen besäumt.

M. Ich verstehe! Sie wollen mich gewiß nicht ungeduldig machen, aber es ist etwas anderes. Wenn Sie Bedenken tragen, sich über das Ausfuhrgesetz zu äußern, und wenn Sie

meine Frage indiskret finden, so lassen wir das und reden wir über eine andere Sache.

Ch. Bedenken tragen?

M. Vielleicht wichtige Rücksichten . . . Sie haben hier viele angesehene Männer zu Freunden . . Aber Sie brauchen nichts zu befürchten, wir sind ja unter uns, Sie können alles sagen. Hier sind Sie ganz sicher, verstehen Sie?

Ch. Nur hier? Überall! Man wird mich nie glauben machen können, daß man in einem Lande, das bestrebt ist, gute Gesetze zu geben, nicht sagen darf, daß ein Gesetz schlecht ist. Würde dieses Bestreben nicht bestehen, würde ich nichts sagen über die Gesetze, die man machen will, und ich würde diejenigen gut finden, die man schon gemacht hat, weil man sie gemacht hat. Aber unter einer vernünftigen Regierung, deren Behörden das Beste wollen es suchen und nehmen, da glaube ich darf jeder Mensch seine Meinung sagen, er darf nicht nur, er muß sie sagen Und haben Ihre Autoren nicht selbst gesagt, daß die alten Gesetze schlecht waren? Und die sind doch auch von einer souveränen Macht gegeben gewesen! Zweifeln Sie also nicht an meiner Freimütigkeit, ich sage Ihnen, was ich denke. — Aber Ihr Kleid, wo ist es denn hingekommen? Es war ganz prächtig, ein bißchen zu jugendlich für Sie, aber ganz geschmackvoll

M. Also Sie wollen weiter nichts als mich rasend machen? . . . Ich habe mein Kleid noch!

Ch. Ich dachte, Sie hätten es verkauft oder verschenkt

M. Ich verkaufe nie meine Kleider, und dieses habe ich auch nicht verschenkt, ich habe es kaum viermal angehabt

Ch Aber Sie können es nicht mehr brauchen, wir haben ja Hoftrauer

M. Was reden Sie da! Die Trauer ist bald aus, und ich denke am Neujahrstag noch in meinem Kleid zu glänzen

Ch. Sie hatten also etwas nicht für überflüssig, das Sie noch einmal brauchen

M. Nein.

Ch. Aber sehen Sie doch, was für ein schlechter Rechner Sie sind, und Sie wollen die politische Ökonomie verstehen. Sie hätten zu Beginn der Trauer Ihr Prachtkleid verkaufen, das Geld auf Zinsen anlegen und dann ein anderes kaufen müssen.

M. Ich mache keine solchen Geschäfte. Wenn man etwas verkaufen will, bekommt man nichts dafür, nichts, sage ich Ihnen!

Ch. Die Trödler müssen also Wucherer sein?

M. Zehnmal mehr Juden als die Juden! Sie haben ein Komplott mit einander, dem man nicht entgehen kann. Was der erste geboten hat, bieten alle andern auch, und wenn Sie hundert kommen lassen. So haben mir es wenigstens meine Leute gesagt.

Ch. Ich weiß. Aber wechseln Sie Ihre Garderobe denn niemals?

M. Chevalier, Scherz beiseite, wollen Sie denn eine Chronik meiner Garderobe schreiben?

Ch. Fast.

M. So zeichnen Sie auf, daß ich zuweilen meinen Bedienten Kleidungsstücke schenke.

Ch. Neue?

M. So freigebig bin ich nicht; aber solche, die ich nicht mehr brauche.

Ch. Weil Sie zu abgenützt sind?

M. Weil . . weil . . weil ich sie nicht mehr brauche — die Leute mögen damit machen, was sie wollen, sie wissen schon, was sie damit machen.

Ch. Und wenn die Motten hineinkommen, ehe sie abgetragen sind?

M. Dann gebe ich sie sehr ungern her.

Ch. Weshalb denn?

M. Ich habe politische Gründe. Denn es kommt mir dann immer vor, als ob ich die Faulheit der Bedienten, ihre Nach-

lästigkeit belohnen wollte, denn es ist ihre Schuld, wenn die Motten hineinkommen Hätten sie besser acht gegeben, so wäre das nicht passiert Denn meine Garderobe ist gut verwahrt, weder Ofen noch Schornstein sind in ihrer Nähe. — Dann zanke ich sie auch ordentlich aus, wirklich ordentlich, und drohe ihnen mit Entlassung, thue es aber nie

Ch. Und schließlich geben Sie ihnen Ihre Kleider?

M. Nun ja, was soll ich denn damit machen? . . Sind Sie endlich zufrieden?

Ch. Haben Sie viele Kleider?

M. Mehr als ich brauche. Ich wechsle gern. Es verträgt sich das nicht mit meinem Alter, nicht wahr? Aber wissen Sie, ich altere sehr ungern

Ch Ach ja! Wer thut denn das gern?! — Ihr schönes geflicktes Kleid wird man also wieder zu sehen bekommen?

M Ist es wirklich so auffallend? — Aber, wie lange dauert denn dieses Inquirieren noch? Es bringt mich zur Verzweiflung!

Ch Ich bin schon fertig. Ich weiß alles, was ich wissen wollte.

M Gott sei Dank! Jetzt ist das Fragen an mir.

Ch Ja wohl!

M. Dieses Edikt von 1764 über die freie Ausfuhr — halten Sie es für gut oder schlecht?

Ch Ich bin ganz Ihrer Meinung

M Wollen Sie mich wieder auf eine andere Weise zum besten halten? Ich habe gar keine Meinung darüber, habe nie darüber nachgedacht!

Ch. Entschuldigen Sie, Sie haben mir Ihre Meinung ja soeben gesagt.

M Ich?

Ch. Sie sagten, daß Sie das, was Sie noch zu brauchen denken, nicht für überflüssig halten, und überflüssig wäre also bloß das, was Sie nach dem wahrscheinlichen Gang der mensch-

lichen Dinge nicht mehr nötig haben werden. Sie sagten, daß es ein sehr schlechter Handel sei, wenn man eine Sache, die für den Augenblick unnütz ist, verkauft, und sie nachher wieder zurückkauft; — daß man sich vor Leuten hüten muß, die nur kaufen, um zu verkaufen, und nur verkaufen, um zu kaufen, die ein Komplott unter sich haben, um immer so billig als möglich zu kaufen und so teuer als möglich zu verkaufen; — daß es besser sei, seine Sachen aufzuheben, — daß, wenn es sich nicht länger lohne, sie aufzuheben, wenn sie verderben und Motten hineinkommen, dieser Schaden mehr der Nachlässigkeit derer, die sie hüten, zuzuschreiben ist als der Natur, besonders dann, wenn man alle nötige Vorsicht beim Bau des Aufbewahrungsortes angewandt hat; — und daß sie daher die Nachlässigkeit weder belohnen noch bestärken wollen, — daß Sie sogar mit Strafe drohen, obgleich es sich schließlich mehr lohnt, aus der Sache noch möglichsten Nutzen zu ziehen als sie ganz verderben zu lassen. Zum Schluß sagten Sie, daß Sie lieber etwas Überfluß haben, als sich auf das Notwendigste beschränken wollen; daß diese Neigung sich der Prachtliebe nähert, ohne bis zum Übermaß zu gehen, und daß sie Ihnen zu einer Gewohnheit geworden, die Ihnen Vergnügen macht und die Sie ungern ablegen würden. — Sie haben also entschieden, und ich brauche Ihr weises Urteil nur zu unterschreiben. Sehen Sie, ob das Edikt von 1764 mit Ihnen übereinstimmt oder ob es gerade entgegengesetzt ist — und dann richten Sie.

M. O Sie Hinterlistiger! Sie Schelm, der sich in meinem Kleiderkasten versteckt! Schleicht sich in mein Haus ein unter dem Vorwand, meine Kleider besichtigen zu wollen, und dann lockt er mir die Kritik eines Gesetzes heraus, ohne daß ich ein Wort darüber sagen wollte! Hat man je eine solche Perfidie gesehen!

Ch. Sie sind selbst Schuld daran. Sie haben so viel von Rücksichten, Bedenken und Vorsicht gesprochen, die ich gar

nicht hatte, bis ich wirklich furchtsam wurde. Ich suchte also nach Mitschuldigen. Klagt man mich nun an wegen Gesetzesbeleidigungen, so sage ich, das seien Sie.

M. Ich? Ich habe kein Wort gesagt. Sie haben mir alles bloß in den Mund gelegt.

Ch. Das ist alles eins, Sie sind nicht weniger schuldig.

M. Aber das ist doch alles Scherz, nicht, Herr Chevalier? Aber — ich hielt das Edikt von 1764 für gut, für vortrefflich. Alle Schriften, die vor und nachher erschienen, überzeugten mich davon, mein Herz war froh, mein Geist ruhig. Aber auf den Trödel und diese ganze Kleidergeschichte verstehe ich mich noch nicht recht. Sie haben mich überrascht, mir Antworten in den Mund gelegt. Ich habe die Sache nicht überdacht, nicht übersehen, aber so viel sehe ich zu meinem großen Kummer, daß das Edikt nicht gut sein kann oder wenigstens nicht vollständig. Und dann sind wir verloren! Wirklich, mein Herz ist so voll Kummer.

Ch. Sie ängstigen sich zu früh. Verloren? Und warum denn?

M. Weil wir niemals andere Gesetze bekommen werden. Sie kennen die Franzosen nicht. Diese Nation ist lebhaft, ungeduldig, zu den größten, schwierigsten und gewagtesten Dingen bereit, aber Langweile kann sie nicht ertragen. Den Franzosen muß man gleich mit dem ersten Schlag richtig treffen, sonst ist es vorbei. Jetzt ist die Revolution geschehen, man hat schon zu viel davon gesprochen, noch einmal von vorne anfangen wäre unerträglich. Wer soll auch nur noch ein Blatt über diese Geschichte lesen?

Ch. Die noch gar nicht zu Ende ist.

M. Vielleicht, aber man hat schon so viel darüber geredet ... Die Langweile ... Die Langweile! Der Gedanke allein, noch einmal damit anzufangen, ist schon schrecklich. Sie sehen, es ist aus, es bleibt keine Hoffnung.

Ch. Gewiß, Marquis, Sie verzweifeln zu früh. Bedenken Sie doch nur, Brot essen oder nicht essen ist Sache nicht des Geschmackes, nicht der Laune und nicht des Luxus. Brot essen ist ein notwendiges Bedürfnis eines jeden Zeitalters. Entweder ist das Gesetz gut oder schlecht. Ist es gut, so wird man nicht mehr darüber sprechen, was um so besser ist, denn es wäre dies eine Probe auf seine Güte durch seine guten Wirkungen. *Sobald sich die Menschen wohl befinden*, schweigen sie. Ist das Gesetz schlecht, so wird es schlechte Wirkungen haben, der Streit wird mit größter Lebhaftigkeit von neuem entbrennen, jeder wird daran Anteil nehmen, soweit er dabei interessiert ist. Glauben Sie, daß Brot essen wollen und es billig kaufen wollen der Mode unterworfen ist? Ich behaupte noch mehr. Jedes Land trifft am Ende die Einrichtung im Getreidewesen, die ihm am zuträglichsten ist. Zwar ist der Mensch, wie ich Ihnen schon sagte, als wir von Rom sprachen, ein furchtsames und faules Gewohnheitstier, das sich durch Herkommen leiten und alles gerne beim alten läßt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sich auch der Stand der Dinge gleich geblieben sei oder ob er sich geändert habe. *Aber der wahre Philosoph, der Weise kann die Zeit der Verbesserung beschleunigen.* Er kann einem Volke viele Versuche ersparen, die es zu seinem Schaden gemacht hätte und die ihm teuer zu stehen gekommen wären. Er sieht, er berechnet das Gute, das Nützliche, die geeignete Zeit und weist darauf hin. *Die sich selbst überlassene Natur würde endlich eben so weit kommen, über tausend mißlungene Versuche und Fehlgriffe hinweg, welche die Menschen ebenfalls klug machen würden, aber diese Klugheit käme zu spät. Der wahre philosophische Politiker ist der eigentliche Arzt eines Staates. Und die guten Ärzte heilen nicht, aber sie beschleunigen die Heilung, indem sie der Natur nachhelfen.*

M. Alles recht gut, Sie wollen mir wieder Mut machen

Aber ich bin — Bedenken Sie, wie viel es den Menschen kostet, eine einmal gefaßte Meinung aufzugeben!

Ch. Aufrichtig gesagt, das Edikt von 1764 ist, so wie es ist, eines der ruhmvollsten Beginnen aller Zeiten; es verdient einen besonderen Abschnitt in unserer Geschichte. Es ist eines der seltenen Gesetze, die bloß aus der reinen Absicht des allgemeinen Wohlthuns geflossen sind, ein Zeugniß des wechselseitigen Vertrauens zwischen Furst und Volk, dem gar nichts gleichkommt. Man wollte das Wohl des Staates, man wollte es mit solchem Nachdruck, solchem Mut und Eifer, und das trifft man wirklich selten. Die Schriftsteller schlugen es vor, man hielt sie für erfahren, denn sie führten eine zuversichtliche, sichere Sprache; dann waren sie allgemein bekannt als rechtschaffene Männer mit den besten Absichten. Man that, was sie sagten. Nur ein edler Mut kann so für das allgemeine Wohl entbrannt sein. Ist dem so, sind sie weise und ehrlich, so sind sie echte Philosophen. Und die echte Philosophie beginnt mit Zweifeln und endet nie mit hartnäckigem Festhalten.

M. Ich will sehen, wie weit Ihre Zauberkunst geht, weiß in schwarz zu verwandeln. Wie wollen Sie denn ein Gesetz zurückziehen, das von allen Köpfen geprüft wurde, das alle gesetzliche Kraft erhalten hat und von den angesehensten Behörden des Staates mit Beifall aufgenommen wurde, gar nicht zu reden von den zwei Millionen Schriften, die uns mit seiner Apologie einfach den Rest gegeben haben.

Ch. Ist es Ihnen nur darum zu thun? Gut, ich verspreche Ihnen, daß an dem Tage, an dem auch nur ein Sachverständiger einen Fehler des Gesetzes aufdecken wird, an dem Tage werden Sie erstens von Ihren Schriftstellern hören, daß das, was geschehen, keineswegs das ist was sie vorgeschlagen haben.

M. Das kann schon sein; sie fangen schon jetzt aus diesem Ton an. In ihren letzten Blättern sagen sie es ganz deutlich, daß man nichts von dem thut, was sie wollen.

Ch. Zweitens werden Sie von denen, welche das Gesetz gemacht haben, sagen hören, daß sie dem allgemeinen dringenden Wunsche hätten nachgeben müssen. Die Reinheit ihrer Absichten ist unleugbar, und ihre Ehre ist gerettet. Die respektablen Stände, die ihren Verfall gegeben haben, werden sich bloß auf die Wirkung berufen; und dann werden sie nur von der guten Wirkung auf die innere Cirkulation gesprochen haben wollen. Und trotzdem ein himmelweiter Unterschied zwischen dieser und der freien Ausfuhr ist, hat man doch beide immer verwechselt, und so kann man ihnen keinen Vorwurf machen. Sie sehen, alles ist im besten Einverständnis.

M. Sind Sie fertig?

Ch. Fertig.

M. Und noch nicht bin ich überzeugt! Ich sage Ihnen, man wird kein anderes Gesetz machen!

Ch. Das ist möglich. Aber wissen Sie warum? Nicht aus den Ursachen, die Sie angeben, sondern weil man zugleich ein besseres vorschlagen muß, wenn man das alte verwirft. Daran liegt es.

M. Ach so, da wollen Sie hinaus! Sie wollen mir das neue Gesetz mitteilen, das man machen muß — aber ich habe gar keine Lust mehr, Ihnen zuzuhören.

Ch. Sie müssen! Bis jetzt habe ich nur geredet, weil Sie wollten, nun können Sie mir auch zuhören, wenn ich reden will. Meine Ehre steht auf dem Spiel. Habe ich gesagt, daß ein Gesetz mangelhaft ist, so muß ich das auch beweisen, und darf es nicht verwerfen ohne ein besseres vorzuschlagen. Wer nichts kann als kritisieren und tadeln ist ein Dummkopf, der ein elendes Handwerk betreibt. Denn nichts in der Welt ist vollkommen, und alles ist gut, so lange man

das Bessere nicht kennt. Also, Herr Marquis, Mut und Geduld, in acht Tagen sehen wir uns wieder.

M. Ich komme gewiß — aber wir reden von etwas anderem.

Ch. Selbstverständlich!

Fünfter Dialog.

Der Marquis von Roquemare und der Chevalier von Zenobi, hierauf der Präsident von *** P. von P. zu B.

Am 2. Dezember, vor dem Diner

Chevalier. Nun, wie stehts, mein lieber Marquis, haben Sie Mut gefaßt?

Marquis. Ich habe mein möglichstes gethan, aber, wenn ich aufrichtig sein soll, es ist mir nicht gelungen. Ich habe meine ganze ökonomische Bücherei wieder durchgesehen, habe geredet, nachgedacht — alles, um mein Interesse für die Sache anzufachen, um Ihnen wieder mit Aufmerksamkeit zuhören zu können —

Ch. Und?

M. Und — ich bin in öde Hoffnungslosigkeit zurückgesunken. Das Beste, was ich gethan habe, um Sie wieder gut zu stimmen, ist, daß ich Ihnen einen neuen Zuhörer gebracht habe. Ich traf neulich den Präsidenten von ***, ich glaube, Sie kennen ihn. Ein junger, aber sehr verdienter Beamter, ein guter Kopf ohne Vorurteile, ohne Eigensinn und ein vortrefflicher Charakter. Er ist sehr wißbegierig und spricht wenig, er hört lieber zu. Ich habe ihm alles erzählt, was Sie mir gesagt haben, so gut ich es eben noch wußte; kurz und

gut, er möchte Sie selbst hören. Ich habe ihn hierher bestellt, er wird wohl gleich kommen. Sie haben es jetzt also mit ihm zu thun, ich will bloß zuhören, und das ist vielleicht besser

Ch. Besser für Sie?

M. Das wissen Sie ja schon lange. — Übrigens, da ist der Präsident.

Ch. Soeben teilte mir der Herr Marquis mit, mein Herr, was Sie hierher führt, es ist so schmeichelhaft für mich, daß ich mich zu danken verpflichtet fühle.

M. (Zum Präsidenten.) Ich habe ihm alles gesagt; er weiß alles. Er weiß, daß Sie meinen Platz einnehmen wollen, und er soll sehen, daß er einen stärkeren Gegner gefunden hat. Denn wirklich, mit mir hatte er zu leichtes Spiel.

Präsident. Das wird mit mir nicht anders sein. Meine Jugend, meine geringen Erfahrungen und die Geschäfte, die mir die Pflichten meines Amtes auferlegen, entschuldigen, daß ich ein Neuling in der großen Wissenschaft der Staatswirtschaft bin; das wenige, was ich darüber gelesen habe, hat bis jetzt nur hingereicht, mir zu zeigen, daß das Werk, welches die Menschen klüger machen soll, noch geschrieben werden muß.

Ch. Ich habe so wenig oder vielmehr fast gar nichts darüber gelesen, so daß ich nicht weiß, ob es etwas Gutes darüber gibt. Ich las die théorie de l'impôt[1]) und das scheint mir ein sehr gutes Buch zu sein. Ich habe viel daraus gelernt. Ich glaube, daß Sie recht haben. Das Buch hatte keinen großen Erfolg. Wenige haben es gelesen, noch weniger es verstanden.

M. Sie halten also viel von diesem Buch? Mir war es so dunkel, daß ich fast nichts davon verstanden habe.

---

[1]) Von Mirabeau 1760. D. Ü.

Gh. Ich will nicht gerade alles unterschreiben, aber es sind wahre und tiefe Ideen darin.

M. Aber wissen Sie, daß der Verfasser ein Freund der Schriftsteller ist, von denen Sie so viel Schlechtes sagen?

Gh. Kann sein. Ich habe Ihnen, glaube ich, gesagt, daß ich nichts über den Getreidehandel gelesen habe, ich war nicht hier als diese Schriften erschienen sind, und Sie wissen ja, daß die neuen Bücher in Paris wie die Zugvogel sind; man bekommt sie nur, wenn ihre Zeit da ist; ein Monat später und sie sind weg. Ich habe bloß nach Ihren Aussagen geurteilt, aber ich kenne einige Ihrer Autoren und ich stehe für ihre Rechtschaffenheit. Wenn sie der Verfasser der theorie de l'impôt zu Freunden hat, so ist das ganz natürlich. Ehrliche Leute finden sich.

Pr. Sie lesen also sehr wenig?

Gh. Fast nichts.

Pr. Aber wenn Sie lesen, was ist Ihre Lieblingslektüre?

Gh. Der Almanach Royal.

M. Sehen Sie, so macht er es immer. Immer den Scherz auf den Lippen.

Gh. Ich bitte, das ist das Buch, in dem die meisten Wahrheiten stehen. Und solche Bücher machen mir am meisten Vergnügen. Alle übrigen halte ich für überflüssig, denn ich denke lieber selbst nach, d. h. ich meine natürlich Bücher in Prosa, denn bei Versen nehme ich es nicht so genau. Ich will die Dichter nicht dazu verurteilen, in gleicher Zeit zu reimen und richtig zu räsonnieren. Nemo duplici poena puniendus est! Nicht wahr, Herr Präsident?

Pr. Einen Satz aus dem römischen Recht, den man aber heutzutage nicht mehr so streng nimmt. Die Dichter von heute verurteilen sich selbst zum Räsonnieren.

Gh. Man mußte dem einen Grundsatz wieder gesetzliche Kraft verleihen, Publikum und Dichter würden dabei gewinnen

Pr. Aber wenn Sie so gerne nachdenken, so müßten, meine ich, die philosophischen Schriften irgend eines tiefen Denkers für Sie sein, wäre es auch nur, um Ihr Nachdenken aufs neue zu reizen.

Ch. Solche Schriften kosten mich doppelte Arbeit. Aus bekannten Erfahrungen ist leicht eine Wahrheit zu finden, aber wenn ich einen Denker lese, der sich irrt, so muß ich gerade die Stelle aufsuchen, wo er vom rechten Weg abwich, ich muß gleichsam dem Irrtum bis in seinen Bau nachspüren, und diese Jagd macht so müde. Dann bin ich noch strenger gegen mich, da ich überzeugt bin, daß kein Mensch sich irrt, ohne durch irgend etwas zu dem Irrtum verleitet zu sein, so suche ich auch diese Ursache — ein lehrreiches aber mühseliges Geschäft. Manchmal bin ich bei dieser Jagd glücklich: ich finde die Ursache und habe es dabei zu einer gewissen Fertigkeit gebracht; ich kenne sozusagen alle Gruben und Höhlen, in denen der Irrtum haust.

Pr. Nennen Sie uns doch einige von diesen Höhlen.

Ch. Immer sind es die Sitten und die Ideen des Jahrhunderts, in dem der Verfasser lebt, der herrschende Ton der starken Geister seiner Zeit, ein berühmter Schriftsteller, der sein Jahrhundert beherrscht, **aber die Hauptquelle der Irrtümer, die alle Menschen mehr oder weniger beeinflußt und der man sich am wenigsten erwehren kann, das ist die Gewohnheit, das Besondere zu verallgemeinern.** Man erkennt diesen Fehler um so weniger, weil er nur zur Hälfte ein Fehler ist; die Idee kann in gewissen Fällen und unter gewissen besonderen Umständen richtig sein, der Fehler liegt bloß darin, daß man sie generalisiert. Montesquieu, der große Montesquieu, hat keine anderen als solche Fehler gemacht. Er war so glücklich, die feinsten Ideen und ihre zartesten Verknüpfungen zu entdecken. Mit richtigem Blick sah er das an dem einzelnen Objekt, was ihn stark affizierte, was ihn zum Nach-

denken reizte, aber dann machte er den speciellen Fall zu einem allgemeinen Satz.

M. Herr Chevalier, was halten Sie vom „Geist der Gesetze“?

Ch. Es scheint mir das beste Buch in seiner Art.

M. In seiner Art! Weshalb in seiner Art?

Ch. Weil doch ein Mensch sagen kann, daß ihm eine gute Pastete von Straßburg lieber ist, als das ganze Buch von Montesquieu, und er hat vielleicht recht, denn das ist eben sein Geschmack, und dabei würde der „Geist der Gesetze“ immer noch seinen Wert behalten. Man kann eben nur Dinge von gleicher Art vergleichen.

M. Ja, das verstehe ich. Aber im Ernst, könnte jemand wirklich den „Geist der Gesetze“ für wertlos halten?

Ch. Ganz gewiß!

M. Das ist mir unbegreiflich!

Pr. Mir nicht weniger!

Ch. Aber das ist doch ganz einfach. Untersuchen Sie doch einmal die Geistesarbeit eines Montesquieu und die jener, welche ich mit dem vielleicht unpassenden Ausdruck Metaphysiker bezeichnen will. Ihre Arbeit ist eine wahrhafte Mosaikarbeit. Sie besteht darin, eine unzählige Menge kleiner Stückchen zusammenzusetzen, die sie weder verfertigen, noch verändern, sondern die sie schon fertig vorfinden, sowie sie die Natur geliefert hat. Aus allen diesen Teilchen, die sie nach Nuancen ordnen und zusammenfügen, entsteht ein großes Bild, ein ganz neuer Anblick, obgleich er nur aus den Teilen besteht, die vorher als einzelne zerstreute bestanden haben. Das ganze Verdienst und der ganze Wert dieser Arbeit besteht also nur in dem mühsamen Aufsuchen des Materials, in der Größe des Ganzen, in der Symmetrie der Anordnung, der Schönheit der Nuancen und dem richtigen Verhältnis. Unter den Arbeiten dieser Art haben wir keines von größerem Umfang und aus mehr Material zusammengesetzt als das Werk, wel-

ches Montesquieu die Geduld zu schreiben hatte. Den Beifall des Dichters kann eine solche Arbeit unmöglich erhalten.

M. Weshalb nicht?

Ch. Weil das Werk des Dichters von gerade entgegengesetzter Art ist. Der Dichter gußt seine Form, er erschafft, er erfindet. Sein Werk ist nur dann von Bedeutung, wenn es aus einem Wurf entsteht, wenn es aus einem Guß geworden. Hier gibt es keine zusammengesetzten, aneinander angepaßten Stückchen. Eine kleine Unordnung in der Komposition, eine kleine Nachlässigkeit in der Rundung der Teile machen das Werk nicht schlechter, im Gegenteil, sie verschönern es. Deshalb findet der Dichter nichts zu bewundern in den Werken des Metaphysikers, sowie auch dieser nichts in denen des Dichters. Der Dichter sagt: „Du hast nichts erfunden," und der Metaphysiker: „Du hast nichts bewiesen."

M. Aber wenn der Metaphysiker auch Dichter wäre?

Ch. Dann würde er sich oft widersprechen.

M. Widersprechen?

Ch. Ja, so würde man sagen. Aber ich würde ihn darum nicht weniger schätzen. Diese scheinbaren Widersprüche können seinem Werk so wenig schaden, als dem Mond seine Phasen. Der Mond bleibt immer derselbe, ungeachtet der verschiedenen Ansichten, die er uns darbietet. Um es allen recht zu machen, müßte der Dichter-Metaphysiker ein Tagebuch schreiben, in welchem er bemerkte, an welchem Tage er Metaphysiker gewesen. Doch Scherz beiseite; ich werde denjenigen immer bewundern, der, gleichsam ein Spiel der Natur, in dem sie alle ihre Kräfte versuchen wollte, in sich zwei äußerst seltene und sehr kostbare Wesen vereinigt, um ein Wesen der letzten Seltenheit zu werden.

M. Ich muß Sie umarmen, trotzdem Sie mich schon so geärgert haben. Es muß sein, Sie verdienen es.

Ch. Marquis, Sie erdrücken mich!

M. Das macht nichts. Sie wissen nicht, was für ein Vergnügen Sie mir bereitet haben. Wenn Sie wüßten, was Sie gesagt haben!

Gh. Was habe ich gesagt?

M. Ach, wenn Sie es wüßten, wie viel in ihren Worten liegt; aber — der Präsident ist hier und will Sie über das Brot sprechen hören.

Gh. Immer Brot und nichts als Brot! Non in solo pane vivit homo.

M. Er ist mein Sekundant. Ich habe ihm die Geschichte von meiner Garderobe erzählt; er fand sie unwürdig, und Sie sollen sich verteidigen.

Gh. Ich bin bereit. Also: der Marquis und ich, wir machten zusammen eine Reise. Wir durchwanderten Europa und untersuchten neugierig, welche unter den verschiedenen Getreideverwaltungen für jedes Land die beste wäre. Wir waren nach Flandern gekommen und wollten noch einen kleinen Ausflug nach Sizilien machen. Auf einmal wird er der Sache überdrüssig, geht nach Frankreich zurück und da zerfleischt er ohne Anlaß das Edikt von 1764 mit seinen schönen Zähnen.

M. Wer, ich?

Gh. Erlauben Sie — er sagte, was man nur Schlechtes darüber sagen kann; ich gebe ihm Zeichen und Winke, sage: „Marquis nehmen Sie sich in acht, Sie haben Freunde, auf die Sie Rücksicht nehmen müssen". — Alles umsonst. Nachdem er sich ordentlich ausgetobt hatte, kommt es ihm noch, ich weiß nicht wie, in den Kopf, zu behaupten, daß man, wie wohl dieses Gesetz unvollkommen wäre, doch niemals ein anderes darüber machen werde. Allerdings von dieser Meinung habe ich ihn schon etwas abgebracht.

M. Sie abscheulicher Mensch, ich nehme meine Umarmung zurück. Von all dem, Herr Präsident, ist auch nicht ein einziges Wort wahr. Noch hat keiner von uns etwas Schlimmes über das Edikt gesagt; aber ich merkte, daß er es

sagen wollte, und nicht allein, daß das Edikt unvollkommen wäre, sagte der Marquis, er erbot sich sogar, das zu beweisen

Pr Ich sehe, daß ich hier nicht nur Zuhörer sein kann, ich muß auch meine Funktionen als Richter aufnehmen. Es liegen zwei sich widersprechende Aussagen vor Wie soll ich da die Wahrheit entdecken?

M (auf den Ch zeigend) Geben Sie ihm die Tortur

Pr Die ist nicht mehr in Mode Unsere Genies verwerfen sie, und dann, wem von Ihnen soll ich sie geben?

Ch Allen beiden, das ist das Sicherste

Pr Gut, ich will Ihrem Rat folgen. Ihnen will ich die Daumenschrauben meiner Fragen anlegen, und Sie, Marquis, sollen uns zuhören, ohne uns zu unterbrechen; aber ich muß es Ihnen gleich sagen, das Edikt von 1764 über die freie Ausfuhr schien mir immer ebenso weise als nützlich zu sein Ich glaube, daß der Ackerbau, der Handel und selbst die Manufakturen große und augenscheinliche Vorteile durch das Gesetz erlangen müssen. Der Herr Marquis hat mir erzählt, mit welch' sinnreicher Apologie Sie ihn merken ließen, daß Sie anderer Meinung sind Sollte Ihnen wirklich unser voriges System, welches man seit langer Zeit in Sachen des Getreidehandels praktiziert hat, richtiger . .

Ch. Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrechen muß. Diese Unhöflichkeit ist vielleicht weniger groß, als wenn ich Sie hätte ausreden lassen, ohne Ihnen dann zu antworten. Das zur Entschuldigung Aber Sie müssen wissen, daß der eigensinnige Marquis vor einigen Tagen durchaus meine Meinung über die Getreideadministration wissen wollte Ich fing damit an, ihm bemerkbar zu machen, wie sehr sich der Geist dieser Gesetzgebung nach der verschiedenen Verfassung der Staaten richten muß Wir haben Industriestaaten beobachtet, die einen unfruchtbaren Boden haben; wir kamen nun dazu, von den fruchtbaren zu sprechen, in denen man Ackerbau treibt Es ist nun durchaus nötig, daß wir lieber

stehen bleiben und erst die Beobachtungen anstellen über die Natur, den Charakter, die Verhältnisse dieser Länder, ehe ich Ihre Frage beantworten kann. Der immer ungeduldige Marquis hat mich unterbrochen, ich muß den Faden wieder aufnehmen. Vielleicht sage ich Ihnen ganz bekannte Dinge. Wenn ich alle erschienenen Bücher gelesen hätte, so wüßte ich, ob andere das schon gesagt haben, was ich für so wichtig halte, und ich könnte Ihnen die unnötige Wiederholung ersparen; aber, wie gesagt, ich weiß es nicht. Haben Sie die Güte, mich daran zu erinnern, so kann ich dasjenige übergehen, was Ihnen schon bekannt ist.

Pr. Rechnen Sie darauf, daß wir Ihnen mit Vergnügen zuhören werden, selbst, wenn Sie das sagen sollten, was andere schon gesagt haben. Obgleich Frankreich jetzt alle möglichen Arten von Manufaktur betreibt, so ist es doch seiner Natur nach ein Getreideland.

Ch. Das ist wahr.

Pr. Deshalb erscheint mir diese Untersuchung von der größten Wichtigkeit. Möchten Sie nicht damit anfangen?

Ch. Sagen Sie mir, Herr Präsident, haben Sie jemals darüber nachgedacht, was denn eigentlich eine ackerbautreibende Nation ist?

Pr. So recht weiß ich es nicht.

Ch. Ich will es Ihnen sagen, aber erschrecken Sie nicht, es ist eine Nation von Spielern.

Pr. Von Spielern?! — Dieses einzige Wort erweckt in mir eine solche Menge von Ideen, daß ich Ihnen nicht sogleich antworten kann. Ich muß erst darüber nachdenken.

M. Nehmen Sie sich in acht, Präsident, das ist die gewöhnliche Manier des Chevalier ... Er bringt immer solch seltsame, unerhörte Paradoxa vor und überfällt die Leute damit. Er hat sie wie eine Blendlaterne unter seinem Mantel, plötzlich nimmt er sie hervor, hält sie einem vor die Augen, und man ist geblendet. Und ehe man sich wieder be-

sinnt, ist er schon wer weiß wo, geht von einem Satz zum andern, von einem Theorem zu andern, und Sie sind gefangen, bevor Sie es merken.

Ch. Aber Marquis, Sie dürfen ja nicht sprechen.

M. Ich weiß, aber es ist auch während der Tortur erlaubt, dem Richter ein wichtiges Geheimnis zu entdecken.

Ch. Diesmal haben Sie recht. Also, weil Sie gar so sehr mißtrauisch sind, so will ich allem Verdacht einer Überraschung ausweichen. Ich lasse Ihnen alle Zeit zu prüfen, ob mein Vergleich richtig ist. Haben Sie in Ihrem Leben Spieler kennen gelernt?

M. Merkwürdige Frage! Und in meiner Jugend? . . . und bei der Armee? . . . Wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst ein Spieler gewesen bin, aber so unglücklich, so unglücklich! Ich bin geheilt, ich spiele jetzt nicht mehr.

Ch. Nun, Sie werden mir zugeben, daß der Charakter eines Professionsspielers das Resultat seiner Lebensart ist. Seine sichern Einkünfte stehen in gar keinem Verhältnis zu dem, was ihm ein Abend im Spiele einbringen kann. So ist sein Leben nichts als ein Gewebe von Hoffnung und Unsicherheit. Er kann seine Einnahmen weder angeben noch berechnen, und obgleich er weiß, daß das Spielglück wechselt, so liebt er es dennoch, nie daran zu denken. Er hofft immer, daß der Gewinst von morgen dem von heute oder von gestern gleich sein werde, wenn er ihn nicht übersteige. Einen Monat, ein ganzes Jahr voll Glück sieht er vor sich. Seine Hoffnung hält er für ein Vorgefühl der Wirklichkeit; er sieht goldene Berge vor sich und dieser Glaube bestimmt den Ton seines ganzen Lebens. Er liebt den Aufwand, den Luxus, und ist eben deshalb großmütig, freigebig, unternehmend. Schlägt das Glück um, so borgt er zu hohen Zinsen, versetzt seine Pretiosen, zahlt wie er kann und ist über die Wahl seiner Mittel nicht verlegen. Er versagt sich nichts außer das Notwendige. Sein Haus kündigt auf einer Seite den

Reichtum, auf der andern den Geldmangel an und im ganzen die Zerrüttung. Hat er Glück, so ist es sein erstes, daß er seine Launen befriedigt, und seine letzte Sorge ist, seine Effekten wieder einzulösen, weil er immer denkt, daß ein anderer glücklicher Abend ihm die Mittel dazu verschaffen würde. Er ist immer lustig, niemals zufrieden, furchtbar faul, d. h. er hat immer gewaltige Pläne im Kopf, die er nie ausführt, sei es aus Mangel an Zeit, sei es aus Mangel an Mitteln, oder vielleicht, weil er niemals in ruhiger Stimmung ist.

M. Ich muß gestehen, das Porträt ist ähnlich.

Gh. Es ist noch nicht fertig. Ein Spieler will auch ein Freigeist scheinen; er ist es in manchen Punkten auch. Aber trotzdem, er kann der Neigung nicht widerstehen an ein Spielglück zu glauben, und darin wird er oft lächerlich.

Pr. Das ist sehr wahr, aber worin sehen Sie die Ursache davon?

Ghr. Die Wissenschaft, die Kräfte und Mittel des menschlichen Geistes genügen nicht, um vor den Schlägen des Schicksals zu sichern. Ein Spieler ist dem Zufall ausgesetzt, der weder Gesetzen gehorcht, noch einen geraden Weg geht, und ist nun sein ganzes Wissen erschöpft und hat er alle Mittel versucht, so erwartet er dann noch mit ängstlich klopfendem Herzen den Zufall. In diesem Zustand der Bangigkeit ist seine Seele aufs stärkste gespannt, und sein Geist hat nichts zu thun. Er kann an nichts anderes denken, und es bleibt ihm nichts zu denken übrig über das, was ihn beschäftigt. Und in diesen Augenblicken irrt seine Seele im Leeren, trifft auf zufällige Verknüpfungen, hält sie fest, läßt sich von ihnen fesseln und glaubt in ihnen eine beständige Verbindung entdeckt zu haben. Und da die Sache ihm sehr wichtig ist, so will er sich keine Nachlässigkeit vorzuwerfen haben; er kann nicht recht daran glauben, aber doch und trotzdem richtet er sich danach, um sich eine Reue zu ersparen. Sich einen Zusammenhang zwischen Dingen einzubilden, zwischen

denen keiner besteht. Das ist die Definition des Aberglaubens und des Spielteufels, jener ist Genus, dieser Species

M. Sehr richtig und sehr schon gesagt. Können Sie es glauben, Chevalier, ich hatte lange Zeit die Manie, daß ich im Whist verliere, wenn meine Tabatière auf dem Tisch liegt. Ich wußte, daß es Unsinn war, aber ich hätte sie um alles in der Welt nicht aus der Tasche genommen.

Ch. Wir wollen noch sehen, wie die Spieler enden!

M. Ich weiß, zu drei Vierteln im Armenhaus

Ch. Nicht alle Die, welche bei aller Leidenschaft fürs Spiel so viel kaltes Blut und Besinnung behalten, daß sie die Launen des Glückes und das Unsichere des Zufalles nie vergessen, die richten ihre Ausgaben nicht nach dem Gewinst eines Abends ein; sie sparen, legen Geld zurück und vermehren ihr bestimmtes Einkommen, wovon sie einen Teil für Spielverluste aufheben. Besonders hüten sie sich zu borgen oder etwas zu verkaufen, um ihre Schulden zu bezahlen, und je öfter sie den Gewinn eines glücklichen Abends zu guten Zinsen ausleihen können, desto seltener spielen sie So kommen sie oft zu einem ansehnlichen und sichern Wohlstand.

M. Das ist sehr selten der Fall.

Ch. Ja, die meisten Spieler nehmen den entgegengesetzten Weg, Ihr Spiel geht gut oder hält sich doch wenigstens das Gleichgewicht, und nichts scheint die Katastrophe anzukündigen, welche sie erwartet. Aber da sie im Gewinnen unsinnig verschwenden und im Verlieren noch unsinniger Geld borgen, so müssen sie endlich zu Grunde gehen Sie glauben dann, daß sie Unglück gehabt, mehr verloren als gewonnen haben; aber der Fehler liegt nicht, wie sie meinen, am Wechsel des Zufalls und der Kombinationen, sondern lediglich an dem Gebrauch, den sie mit ihrem Geld gemacht haben. So enden sie im Elend, zu jeder Arbeit unfähig, und müssen nach einem fürstlichen Aufwand und mit dem unbändigen Stolz, der einen mäßigen und sichereren Erwerb lächerlich findet, den

Rest ihres entkräfteten Lebens in der Vergessenheit der Provinz vergraben und ihre Kinder der Sklaverei und der Armut preisgeben.

M. Ich sah einmal die Kinder eines Spielers beim Haushofmeister ihres verstorbenen Vaters dienen. — Also Chevalier, Sie haben ein ausgezeichnetes Bild des Spielers nach dem Leben gemalt, aber wozu denn das Ganze?

Ch. Für den Gegenstand unseres Gespräches. Finden Sie mein Gemälde nicht dem einer bloß ackerbautreibenden Nation ähnlich?

M. Gar nicht.

Ch. Und Sie, Herr Präsident?

Pr. Ich habe selbst keine Nation gesehen, die bloß von Ackerbau lebt, aber ich muß gestehen, daß ich mir nach der Meinung, welche mehrere Schriftsteller von der Wichtigkeit des Ackerbaues haben, ein ganz anderes Bild davon entworfen hatte. Ich hielt ein Getreideland für glücklich, glaubte, daß Müßiggang, Trägheit und Verschwendung daraus verbannt wären, daß eine große Genügsamkeit die Gleichheit der Stände erhielte, daß man da reinere Sitten, eine festere Tugend finden müßte, daß die Erde alle eine zärtliche und dankbare Mutter die Wünsche und die Arbeit ihrer Kinder segnete und ihren wirklichen Reichtum förderte, ihre Bevölkerung vermehrte, die nötigen Bedürfnisse befriedigte und daß durch die Entkräftung der Laune und leichtfertiger Bedürfnisse Friede, Freude, Gesundheit und Reichtum begründet würden.

Ch. Ihre Schilderung macht mir viel Vergnügen, sie verjüngt mich ordentlich. Die Poesie ist die Leidenschaft der Jugend. Aber hören Sie jetzt das Alter, welches diese schöne und angenehme Illusion mit allen ihren frischen, lachenden Roman-Farben wegwischt und Ihnen die Wahrheit, die traurige und fast immer häßliche Wahrheit vor die Augen stellt. Sie haben keine Getreideländer gesehen, Ihre Schriftsteller ebenso wenig, und Ihre Beschreibung kommt mir vor wie die Schilder

ungen von den arkadischen Schäfern aber Hylas und Philen gleichen in gar nichts den schmutzigen Bengeln, welche unsere Schafe hüten. Ich habe diese Länder gesehen und nicht allein gesehen — ich bin leider selbst da geboren, und ich habe in meinen alten Tagen nichts, womit ich mich trösten kann, als zu den Tugenden der Fürsten zu hoffen, daß sie endlich aus dem Getreideland Italien wieder ein Manufakturland machen, wie es ehemals eines war. Sie sollen gleich sehen, daß der Ackerbauer ein wahrer Hazardspieler ist. Er nimmt die Rollen Louis d'ors, den Preis seiner Saat und mühsamen Arbeit, und setzt sie auf ein Stück Feld gegen die Elemente und die Jahreszeit, welche die Bank halten. Der Mensch bleibt immer Mensch, seine Vorzüge, seine Fehler und seine Leidenschaften hängen von seinem physischen Zustande ab, und daher ist es unmöglich, daß ein Ackerbauer nicht einem Spieler gleich sein sollte.

Pr. Das scheint mir noch nicht so einleuchtend.

Ch. Freilich dauert das Spiel etwas lang. Er hat nur eine einzige Glückschance im Jahr. Stellen Sie sich's als Pharao vor, jede Taille dauert 26 Jahre, und Sie wissen, daß eine oder zwei Taillen nicht das Geschick des ganzen Abends entscheiden. Sie werden deshalb auch in einem Ackerland nicht alle angegebenen Wirkungen in einer Zeit von dreißig oder vierzig Jahren merken, aber nach drei Jahrhunderten, da sehen Sie, was daraus geworden ist. Soll ich Ihnen die Geschichte eines solchen Landes erzählen? Der Beginn eines ackerbautreibenden Volkes ist glücklich. Es befindet sich wohl, weil das Land noch nie bebaut wurde und deshalb fruchtbar ist; die Bevölkerung vermehrt sich. Die gute Freundschaft, welche die Kolonisten eng mit einander verbindet, gewährt ihnen im wechselseitigen Beistande eine Menge Hilfsquellen. Einfache und derbe Sitten, Abhärtung durch Arbeit und eine kriegerische Wildheit erhalten ihnen die Freiheit unter jeder Regierungsform: das ist die erste Epoche im Leben des Spielers. Aber der männliche und kriegerische

Geist der Völker erzeugt Kriege, innere Kriege oder solche mit Fremden. Der Krieg ist der Luxus der Nation. Das Staatswesen beginnt zu verfallen. Wenn einmal die starke Jugend durch den Krieg ausgeholzt ist, so verwildert die Kultur, verwildert der Anbau. Der Mangel nimmt überhand, und man muß seine Zuflucht zu den Nachbarn nehmen. Keine Manufaktur kann in den Jahren des Mangels die Kosten des Unterhaltes bestreiten, denn die Nation hat sich der Manufaktur nicht angepaßt. Man muß auf Kredit kaufen, muß Schuldzinsen bezahlen, und so wird die Ordnung zerrüttet, die Harmonie des Ganzen zerstört. Die Hoheitsrechte werden verpfändet, verkauft und schlecht verwaltet. Die Ungleichheit des Eigentums nimmt überhand, und dies ist die zweite Epoche des verschuldeten Spielers. Aber noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Durch eine Reihe guter Ernten scheint sich der Staat noch erholen zu können, aber eine einzige schlechte bringt ihn in neue Verlegenheit. Der Handel, der vorher dem Ausland und seinen Fabrikaten den Weg ins Land geöffnet hat, er führt jetzt neue Bedürfnisse und Wünsche herbei, er reizt mit neuen Gegenständen die natürliche Begierde des Menschen und er verdirbt den Charakter des Landmannes, anstatt ihn zu mildern, abzuschleifen. Zuerst zeigt sich bei den Mächtigen der Geschmack an Festen und Pracht. Sie wollen den Luxus bei sich sehen, bevor sie etwas für die eigene Industrie getan haben, sie unterdrücken den Schwächeren, um ihre Neigungen zu befriedigen. Alles scheint ihnen prächtig und kostbar, denn der Wert der Arbeitsprodukte ist ihnen unbekannt. Sie bezahlen die Fabrikate der Ausländer mit hohen Preisen. Der Ausländer gewinnt dabei; er betrügt die Großen beim Verkauf, er betrügt die Kleinen durch den Wucher, wenn er ihnen Waren auf Kredit gibt. Das Geld wird selten und verschwindet ganz. Der Ackerbau verfällt. Die Steuern mehren sich, und das nationale Einkommen wird immer geringer. Der Staat neigt sich seinem Untergange zu. Das Übel erreicht

den höchsten Gipfel. Das Volk, welches immer die Wirkungen sehr stark empfindet und sehr gut kennt, aber die Ursachen nicht zu finden versteht, schiebt sein Unglück auf den Machtmißbrauch der Großen und ruft den Despotismus zu seiner Hülfe, das ist die letzte Epoche. Auf diesem Punkt angelangt, behält das Ackerbauvolk noch die ursprünglichen Tugenden seines Charakters; es ist gut, gastfrei, großmüthig, tapfer, es ist empfindlich für Ehre; aber es ist versunken im Unglück; es ist unthätig, weil seine Lage unsicher ist, oder weil ihm die Kräfte fehlen. Das Geld liegt entweder in der toten Hand oder es ist in den Händen der großen Herren oder in denen einer kleinen Anzahl von Kaufleuten. Diese letztern sind der Gegenstand des Hasses und der Verachtung und sie wieder nehmen zum Trost hiefür höhere Prozente. Immer sind es Ausländer, oft auch von einer anderen Religion, wie Juden, Armenier, Griechen, Häretiker. Sie bilden eine Gesellschaft und eine Nation für sich, die vom Volke gehaßt und von den Herren verfolgt wird. Blutigel, aus denen man das Blut nicht anders wieder herausbekommt als wenn man sie in Stücke zerhaut. Daher jene Grausamkeit bei sonst so tugendhaften und gutmütigen Völkern, diese Grausamkeit, durch welche die Politik die Cirkulation des Geldes wieder herzustellen meint. Manufaktur, Industrie und jeder sichere aber kleine Gewinn ist dem Ackerbauvolke verächtlich, weil es sie nie kannte. Der Ackerbauer hält sich für vornehm, liebt den Krieg, die Jagd, die Galanterie, nach außen das festliche Gepränge und zu Hause übertriebene Mäßigkeit, aber nirgends ist Reinlichkeit, niemals Ordnung, nie etwas Ganzes. Fehlt ihm das Geld, so bebaut er seine Acker schlecht, verkauft kopflos und verdient viel weniger, als er hätte verdienen können. Große, ungeheure Bauten werden von einem solchen Volke unternommen, aber selten zu stande gebracht, und an diesen Prachtbauten kleben die Wohnungen des Elendes; da ist kein Plan, keine Regelmäßigkeit, keine Ordnung. Die Luxusbauten werden den not-

wendigen und nützlichen vorgezogen. Endlich findet sich die Regierung auf den Ton gestimmt, den das ganze Land angibt. Die ständigen Verluste und die Schulden des Staates haben bald alle Kassen erschöpft, man bezahlt mit Naturalien, man verkauft nicht allein die Domänengüter, man verkauft selbst die kostbaren und unveräußerlichen Rechte, die Menschen zu regieren, im Krieg ihr Anführer, im Frieden ihr Richter zu sein und Steuern von ihnen zu erheben; das ist der Ursprung des Lehnsystems und der Dominialrechte, der kirchlichen und gutsherrlichen Zehnten, das ist der Ursprung der Anarchie, welche man auch wohl Feudalregierung nennen kann, oder des Despotismus. Dieser gedeiht nur in einem Ackerbaulande, denn der Landmann ist an seinen Boden gebunden, er kann ihn nicht mit sich nehmen, und wollte er auswandern, so weiß er nicht, wovon er leben soll, da er kein Handwerk gelernt hat; er muß also bleiben und alles über sich ergehen lassen. Der Industrielle läßt sich nicht mit Füßen treten, er geht fort und nimmt mit sich seine Hände, die sein Acker und sein Reichtum sind. — Endlich bemächtigt sich der Aberglaube eines Volkes, das immer in Ungewißheit ist, wie die Ernte ausfallen wird, trotz all seiner Bemühungen, der Aberglaube wuchert in keinem andern Boden als dem der Furcht und Hoffnung und verwelkt sogleich, wenn die Unsicherheit schwindet und man kein Unglück mehr zu fürchten hat. Die Zeit der Verminderung des Aberglaubens ist allemal auch die Zeit gewesen, in der sich Technik und Industrie vervollkommneten —, und, wenn Sie die alten Römer ausnehmen, die immer eine große Ausnahme von aller Regel sind, so werden Sie kein Beispiel dafür finden, daß in einem freien Volke nicht auch die Manufakturen geblüht hätten.

Pr. Das scheint mir auch noch andere Ursachen zu haben.

Ch. Verwechseln Sie ja nicht die Ursachen mit den Wirkungen. Das ist der gewöhnliche Fehler der Menschen, und Sie werden ihn vermeiden, wenn Sie sich gewöhnen, alle

Dinge, die Sie jederzeit bei einander antreffen, für notwendig verknüpft und unzertrennlich zu halten, so daß keines zugleich die Ursache und Wirkung des anderen ist — ich sage, daß ein bloßes Ackervolk das elendeste von allen ist; es ist der Sklaverei, der Armut und dem Aberglauben preisgegeben, es baut das Land um so schlechter, weil dies seine einzige Beschäftigung ist, und es empfindet die Not um so schrecklicher, als es nichts besitzt, als was ihm sein Ackerbau einbringt. Das ist das Schicksal der Türkei, Polens und vieler anderer Länder in Europa, die ich nicht erst zu nennen brauche. Dies war das Schicksal Frankreichs und wäre es noch, wenn Colberts großes Genie nicht seine Nation aus der trägen Dürftigkeit des bloßen Ackerbaues und aus der wilden Anarchie der Feudalzeit herausgerissen und ihr mit dem Gehorsam unter die Gesetze innere Ruhe und Sicherheit und mit der Industrie Sorglosigkeit, Wohlstand und Luxus geschaffen hätte. Allerdings verlernten die Franzosen das Lanzenbrechen der Turniere, aber der Ocean trug ihre Flotte, und Künste und Wissenschaften schlugen bei ihnen ihren Wohnsitz auf.

Pr. Ihre Beispiele und Thatsachen sprechen für Sie, das ist unleugbar, aber ich kann unmöglich dieses ganze Maß von Unglück bloß darauf schieben, daß ein Ackerbauvolk die Manufaktur vernachlässigt. Es ist ja wahr, daß der Ackerbau dem Zufall des Wetters ausgesetzt ist und daß er sich dadurch wesentlich von den Manufakturen unterscheidet, deren Einkünfte sicher und regelmäßig sind. Aber da man den Wechsel der Jahreszeiten und des Wetters voraus weiß, so dünkt mich, daß man sich darauf gefaßt halten kann und daß man nur auf den gewissen Gewinn der Durchschnittsernten rechnen muß, wodurch man immer einen zur Reproduktion bestimmten Fond erhält, der vom Schicksal unabhängig macht.

Sch. Und das scheint Ihnen so einfach und so leicht auszuführen?

Pr. Ja, ich glaube

Ch. Glauben Sie es ja nicht Nichts ist einfacher und leichter als zu sagen, der Mensch soll weise und vorsichtig sein, er soll sich durch sein eigenes und andere Beispiele belehren lassen; aber nichts ist im Grunde schwerer und seltener als die Ausführung. Es ist das der Fall der weisen Spieler, und der Marquis, der sich darauf versteht, sagte selbst, daß sie sehr selten sind Er sagte, daß sie ein großes Glück machen, aber eben dies beweist ihre Seltenheit, denn sie würden kein großes Glück machen können, wenn ihrer viele wären Reden Sie, Marquis, haben Sie das nicht gesagt?

M. Sie wissen ja, daß ich nicht reden darf Weshalb fordern Sie mich dazu auf?

Ch Sie glaubten, dem Richter ein Geheimnis entdecken zu müssen, also können Sie auch den Parteien Ihr Zeugnis nicht versagen.

M Wenn ich aber schweigen will?

Ch. Wie Sie wollen; aber Sie haben sich mit Ihrem Gewissen abzufinden.

M Ja, wenn Sie mit dem Gewissen anfangen, da muß ich reden Ich wollte nichts sagen Präsident, ich habe Sie gewarnt, aber es hat nichts geholfen Jetzt — sind Sie gefangen Der Chevalier hat recht, er hat wirklich recht Anfangs war ich noch Ihrer Meinung Dann aber hat er Dinge gesagt, die mich zum Nachdenken brachten, und ich finde, daß er recht hat Ich habe auf einem meiner Güter in der Pikardie einen Pächter, dessen Frau und Kinder eine Leinwandmanufaktur haben Dieser Mann zahlt immer pünktlich; er macht keinen Unterschied zwischen guten und schlechten Ernten, sein Leinwandhandel hilft ihm fort Er hat immer Geld im Vorrat; er ist niemals gezwungen zu verkaufen, und alles geht gut. In Beauce — zwischen Paris und Orléans — habe ich einen anderen ohne Manufaktur, und ich weiß wirklich nicht mehr, wie ich bei dem zu meinem Pachtzins kommen soll

Er ist im Grunde eine gute, ehrliche Haut, ein loyaler Mensch, aber ein arger Faullenzer und sehr schlechter Rechner. Im Februar schreibt er mir immer, daß die Saat vortrefflich steht, und im Juni, daß alle seine Hoffnungen fehlgeschlagen sind. Dann schickt er einer Mutter Gottes in der Gegend ein Paar geweihte Kerzen, und damit glaubt er alles gethan zu haben. Er hofft, fällt mit seiner Hoffnung durch und darin hat er sich nie geirrt. Ich mag noch so viel Geduld mit ihm haben, ihm Nachlässe machen, Vorschüsse gewähren — ich weiß nicht wie es zugeht, er bleibt immer im Rückstand. Er borgt und schließt nachteilige Kontrakte an allen Orten, bringt sich damit um den Gewinst einer guten Ernte. Er verkauft auf dem Feld, läßt sich im voraus Abschlagzahlungen machen, nimmt Geld zu hohen Prozenten auf, und wenn er dem Ruin am nächsten steht, so überbietet er seinen Nachbarn in einer neuen Pacht und macht sich ihn zum Feind. Diese Feindschaft ist sein Luxus, wie der Chevalier ganz richtig vom Krieg sagte. Je geringer seine Mittel sind, je schlechter es ihm geht, desto weiter spannt er seine Pläne, Prozesse sind das Ende, das übrige können Sie sich denken. Strecken Sie die Waffen, mein lieber Präsident, von dem gemeinen Haufen muß man keine Weisheit erwarten. Ein einzelner, ein Individuum kann sie haben. Aber im ganzen glaube ich, daß, wenn der Ackerbau nicht durch den sicheren und beständigen Erwerb aus Manufakturen oder durch andere sichere Einkünfte unterstützt wird, er endlich zum Ruin führt. Ein Ackerbauer gleicht so dem Spieler, der bloß von dem lebt, was ihm das Spiel bringt, er kommt nicht vorwärts.

Ch. Gott möge es Ihnen vergelten, mein werter Marquis. Ihr Edelmut macht mich ganz gerührt. Ich habe Sie manchmal geärgert und ich bitte es Ihnen vor Gott und der Gerechtigkeit feierlich ab. Sie vergelten mir Böses mit Gutem.

Vollenden Sie Ihr Werk und fügen Sie noch hinzu, daß es nie eine Manufakturstadt gegeben hat, noch geben kann, deren Umgebung nicht selbst bei unfruchtbarem Boden vortrefflich angebaut wäre. Ein Holländer sagte einmal zu mir, daß Holland ein Grandseigneur wäre, dessen Grundstücke das Meer und dessen Garten das feste Land sei, und Sie haben ja hier in Paris den Garten des Herzogs von B., ein Wunder der Kultur, und der Herzog ist nicht reich, weil sein Garten so gut kultiviert, sondern sein Garten ist gut kultiviert, weil der Herzog reich ist.

Pr. Ich glaubte, daß der vortreffliche Anbau der Gegend um eine Manufakturstadt von der Bevölkerung der Stadt selbst herkäme, indem sie den Konsum vermehrt.

Gh. Sie sind nicht der einzige, der das glaubt. Alle Welt befindet sich in diesem Irrtum, denn es ist ein Irrtum.

Pr. Wieso?

Gh. Zwei auffallende Beispiele können Sie davon überzeugen: Rom und Madrid; jede hat 160,000 Einwohner, beide sind Hauptstädte, beide Residenzen, in beiden wohnen reiche Leute, in beiden Städten cirkuliert beständig eine große Menge Geldes, und die umliegenden Gegenden sind wahre Wüsten.

Pr. Das ist allerdings sonderbar, und die Ursache?

Gh. Weil es in beiden Städten aber auch nicht eine Manufaktur gibt.

Pr. Noch verstehe ich Sie nicht recht.

Gh. Eine Manufaktur kann von der Frau, von den Kindern, Brüdern oder Verwandten eines Pächters betrieben werden, und dann bleibt der Gewinn davon in der Familie und unterstützt ihn in der Bestellung seiner Äcker, setzt ihn in stand, sich selbst Vorschüsse zu machen, er kann mit dem Verkauf zurückhalten und braucht nicht mit Verlust zu verkaufen. Ohne sich zu verschulden, weiß der Pächter sich nun zu helfen. Aber wenn sich das Geld nur in den Händen der

reichen Konsumenten befindet, so ist es zu weit vom Landmann entfernt, der es sich weder borgen noch in Umlauf bringen kann. Was kümmert es den reichen Herrn, woher er seine Luxuswaren bezieht, wenn nur sein Bedürfnis danach befriedigt wird. Was kümmert es den Kardinal oder den spanischen Granden, zu wissen, woher das auserlesene Obst kommt, das seine Tafel zu schmücken bestimmt ist. Der eine bekommt es aus Toscana, Malta, Neapel, der andere aus Valencia. Ob es mehr oder weniger kostet, was liegt daran? Das Geld also, das der Konsument verschleudert, macht einen Sprung und bereichert zwar den Landbebauer, aber wo, das weiß Gott. So wird es also möglich, daß sich an einem Ort viele reiche Konsumenten befinden, und das Volk um sie her ist arm, und das Land um sie her ist schlecht bebaut. Und wenn diese Beispiele Ihnen noch nicht genügen, so zwei andere aus der nächsten Umgebung: Compiègne und Fontainebleau. Der Hof veranlaßt an diesen Orten alle Jahre eine Ausgabe von zehn Millionen, denn die reichsten Konsumenten von Europa halten sich hier auf. Dies dauert schon Jahrhunderte lang, und ich kenne wenige Gegenden, die so arm, und so schlecht bebaut wären. Die kleinste Manufakturstadt in Frankreich ist viel blühender als diese beiden Residenzen der allerglorreichsten und allerchristlichsten Könige, denn diese Ehre erfreuen sie sich seit ihren ersten Ahnen. Sie sehen also, daß hunderttausend Thaler, die durch irgend eine Fabrik in einem Land in Umlauf kommen, mehr wert sind als fünf Millionen, die man scheinbar ausgibt, scheinbar, sage ich, denn das Geld wechselt nur die Hände seiner Besitzer, und Gott weiß, wo endlich der Gewinn davon bleibt.

M. Das ist klar.

Pr. Aber —

M. Liebster Präsident, Sie können noch tausend Aber und Einwürfe machen. Ich rate Ihnen, ergeben Sie sich. Der Chevalier ist hierin zu gut zu Hause

Pr. Erlauben Sie, ich wollte gar keine Einwände machen; ich wollte bloß wissen, was der Chevalier aus all dem folgert.

Ch. Ihnen bemerklich machen, wie wichtig die Manufakturen sind und wie groß und kostbar der Schatz ist, den der große Colbert Frankreich anvertraut hat. Nur von der Industrie können Sie eine schnelle und gleichförmige Circulation des Geldes erwarten; nur die Industrie tilgt den Wucher und die verderblichen Schuldverschreibungen. Nur sie erhält die Totaleinnahmen des Staates inmitten alles Wechsels und damit erhält sie auch die Steuern, die dem Staate seine Kraft geben, im Gleichgewicht. Jede Kraft, die ungleich und nicht beständig wirkt, die nur zuweilen in heftigen Stößen zum Vorschein kommt, taugt zu nichts. Sie ist kein Wind, der die Mühle gleichmäßig dreht; sie ist ein Sturm, der sie in Stücke reißt. Von der Industrie dürfen Sie die Heilung der beiden großen Übel der Menschheit hoffen, des Aberglaubens und der Sklaverei. Aber eben diese Industrien, deren Erhaltung so wichtig ist, erfordern die äußerste Vorsicht und zarteste Aufmerksamkeit der Regierungen, denn der Fabrikant kann auswandern, während der Landmann bleiben muß.

Pr. Nach Ihrer Meinung wäre also der ganze Lärm, den man seit einiger Zeit vom Ackerbau gemacht hat, bloß eine Wirkung erhitzter Köpfe, denen der feste Boden unter den Füßen fehlt?

Ch. O nein. Ich kenne zwar den Zustand Frankreichs nicht; aber, wenn der Landmann wirklich unglücklich und unterdrückt war, so hat man gut daran gethan, darüber Lärm zu schlagen.

M. Wieso?

Ch. Weil man niemanden unterdrücken soll.

Pr. Man muß die Landleute also aufmuntern?

Ch. Wenn Sie mit dem Aufmuntern sagen wollen, man muß sie von der Unterdrückung befreien, so muß man es

allerdings, denn, noch einmal, man soll niemals unterdrücken. Meinen Sie etwas anderes, so möchte ich Ihnen sagen: Muntern Sie die Manufakturen auf und überlassen Sie es diesen, ihr Ziel zu erreichen: nämlich den Anbau der Ländereien in Frankreich zu vergrößern, denn bloß ihnen hat man den gegenwärtigen Zustand des Landes, der bereits mehr als mittelmäßig ist zu verdanken.

Pr. Und wenn man alle beide protegierte?

Ch. Wer alles begünstigen will, begünstigt nichts. Aufmuntern, protegieren heißt, genau zu reden, **auszeichnen**; denn soll es bloß heißen, nicht vernichten, so haben wir uns ja schon verständigt, daß man niemanden Gewalt anthun darf.

Pr. Aber unsere Manufakturen gehen gut, dünkt mich!

Ch. Wollten es die Götter! Ihre Manufakturen sind zu teuer, viel zu teuer. Selbst die Engländer fabrizieren eine Menge von Kleinwaren viel billiger als Frankreich sie herstellen kann.

Pr. Und daraus folgt?

Ch. Daraus folgt, daß diejenigen eine große Dummheit gesagt haben, die da behaupteten, wie es noch manche thun, daß die Teuerung der Lebensmittel und die Erhöhung des Arbeitslohnes den Manufakturen nicht schaden, und daß man, wenn es auch der Fall wäre, für den Staat dabei nichts zu fürchten habe.

Pr. Erlauben Sie mir noch eine Frage, die letzte. Warum schreiben Sie den schlechten Anbau des Landes um Rom und Madrid bloß dem Mangel an Manufakturen zu? Könnte man nicht noch andere Ursachen finden? Sollte nicht ein Fehler der Regierung —

Ch. Bologna gehört dem Papst, dieselbe Hand herrscht über Rom und Bologna. Der Hof ist nie in Bologna, die Dataria ist nie da. Dagegen aber gibt es hier eine Menge Manufakturen, und das Territorium dieser Stadt ist das best-

bebaute in ganz Italien. In Valencia und Catalonien hat man seit einigen Jahren Fabriken und Manufakturen errichtet, und in beiden Provinzen verbessert sich der Ackerbau zusehends; wenn man durchfährt, so glaubt man die Gärten der Armida zu sehen. Und ist es nicht dieselbe Hand, welche Compiegne und Fontainebleau und auch die vielen blühenden Manufakturstädte in Frankreich regiert? Selbst der Vorteil, den jene beiden Orte vor diesen Städten voraus haben, die Nähe des Herrschers, selbst dieser Vorteil ist unfruchtbar, ziehen Sie nun selbst den Schluß.

Pr. Ich merke wohl, Sie treiben mich mit der Stärke Ihrer Gründe immer mehr in die Enge; aber das sehe ich noch nicht ein, woher es kommt, daß eine große Anzahl reicher Konsumenten den Ackerbau nicht fördert?

Ch. Ich sehe, ich war vorhin zu lakonisch. Obwohl ich Ihnen alles gesagt habe, wie Sie auch finden werden, wenn Sie ein wenig darüber nachdenken. Die Manufaktur bereichert eine Volksklasse, die nahe an die Ackerbauer grenzt und mit ihnen in Verbindung steht. Eine Familie ist zur Hälfte Bauer, zur andern Fabrikant. Das ganze Jahr ist nicht mit der Ernte und den großen Feldarbeiten ausgefüllt. Ferner ist der sichere, wenn auch mäßige Profit aus den Manufakturen das einzige, welches die ungleichen Wirkungen des Wetters wieder ausgleicht und die ungünstige Witterung ist im Grunde die einzige Ursache des Untergangs der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Wäre immer gutes, fruchtbares Wetter, nichts in der Welt ginge über den Ertrag eines Grundstückes. Und schließlich, weil Sie einen so großen Vorteil von der Konsumation erwarten, so muß ich Sie auf noch etwas aufmerksam machen. Hat ein Land keine Industrie, so bleibt nur das Geld für den eigentlichen Konsum, den der Lebensmittel, im Lande. Aber die Ausgaben für Kleidung, Wohnung, und alles was nicht zur Nahrung gehört, geht anderswohin, und dieser Betrag ist viel bemerkenswerter als der erstere. Das müssen Sie

zuerst abziehen. Zweitens, nur die frischen Lebensmittel muß man aus dem Ort beziehen, wo man wohnt. Alle anderen, welche Aufbewahrung vertragen, kann man anderswoher kommen lassen. Also bleibt in Compiègne und Fontainebleau nur der Ertrag von frischgelegten Eiern, Milch, Salat und Küchengewächsen — und das ist der ganze Gewinn von den zehn Millionen, die der Hof dort verbraucht und in Umlauf bringt.

M. Ich sage Ihnen ja, Präsident, es ist ganz handgreiflich, ergeben Sie sich. Wir verlieren die Zeit und entfernen uns von unserem Zwecke, denn ich sehe, wir sind noch weit davon.

Ch. Nicht zu weit, ich sehe ihn schon und habe ihn bald erreicht.

M. Wo?

Ch. Sehen Sie nicht die gnädige Frau? Sie holt uns zu Tisch.

M. Und das ist Ihr Zweck?

Ch. Kann man noch einen andern haben?

M. Was sind Sie für ein schrecklicher Mensch! Wie kann man von so interessanten Dingen mit so wenig Interesse sprechen!

Ch. Das ist doch so einfach. Ob man von interessanten oder ob man von frivolen Dingen spricht — ich glaube man verliert bei beiden seine Zeit.

M. Sie sind ein ganz abscheulicher Mensch... Also gehen wir zu Tisch; nachher Fortsetzung! (Nach Tisch war es zu spät, und die Unterhaltung wurde auf acht Tage verschoben.)

Sechster Dialog.

Die vorigen.

Am 10. Dezember.

Marquis (zum Chevalier): Mir ist über Tisch eine Frage eingefallen, ich fürchte nur, daß sie uns zu weit abführt

Chevalier. Umso besser; ich habe die Abschweifungen gern

M. Das weiß ich wohl Aber der Herr Präsident —

Präsident. Ich bin hier, um zu hören und mich zu unterrichten; mir ist alles angenehm.

M. (zum Chevalier). Ich wollte Sie fragen, wen Sie höher schätzen, Sully oder Colbert?

Ch. Sie haben die „Elogen“ beider gelesen?

M. Ja; aber die sagen mir nicht, was Sie darüber denken

Ch. Müssen Sie meine Meinung wissen?

M. Wenn ich bitten darf.

Ch. Sully war ein tugendsamer, Colbert ein geschickter Mann. Was Sully that, kam vornehmlich aus dem Herzen Das Werk Colberts war das eines Genies Sully heilte Frankreich. Colbert bereicherte es Sullys Tugend setzte den Räubern des königlichen Schatzes, der Tyrannei der Großen, der Meuterei der Fraktionen, der Unordnung und Gesetzlosigkeit einen Damm. Colbert öffnete der Industrie, dem Gewerbe Thür und Thor. Beide kamen ihrer Zeit und ihrem König gelegen Der eine war gut für einen Regenten, der gerade den Thron bestiegen hatte, den jeder ausbeuten wollte und der überall Brachfelder vorfand Der andere brauchte ein Herz, vor dem sich alles beugte und in dessen Fußstapfen sozusagen Blumen wuchsen. Die strenge, harte, unerschütterliche Tugend eines Ministers brauchte ein großer König an jener Seite, ein König, dessen Güte sein ein-

ziger Fehler war. Ein schöpferischer, erleuchteter Geist war das wesentlichste Erfordernis in dem Minister eines andern großen Königs, dessen Schwäche seine Majestät selbst war. Daher schätze ich Sullys Herz und Colberts Kopf.

M. Ihre Parallele ist ganz anders und besser als die, welche man gewöhnlich gezogen hat; ich bin soweit damit zufrieden. Aber Sie sollen mir mit der Antwort nicht entwischen! Es kommt jetzt darauf an, was Sie höher schätzen, Herz oder Kopf.

Ch. Auch darauf muß ich Ihnen antworten?

M. Natürlich.

Ch. Sie sind etwas zudringlich. — Haben Sie die Gazette de France gelesen?

M. Was für ein Mensch sind Sie doch! Wie ein Aal! Ja — ich habe sie gelesen.

Ch. Haben Sie auch von dem Experiment gelesen, das man mit Schnecken gemacht hat?

M. Ja.

Ch. Daß Wesen ohne Kopf leben können, diese Entdeckung ist gemacht; aber ohne Herz kann nichts leben, wenigstens haben wir bis jetzt keine Kenntnis davon.

M. Es lebe die Gazette, es leben die Schnecken! Sehr gut!

Ch. Die natürlichste Wahrheit, die wir aus jenem Experiment lernen können, ist vielleicht die: Ein Staatskörper kann — wenn er auch nicht gerade gedeiht, so doch bestehen ohne geniale Menschen; aber ohne Ehrlichkeit ist alles verloren.

M. Also Sie schätzen Sully höher?

Ch. Ich weiß nicht. Aber ich weiß, daß gebackene Schnecken in grüner, etwas pikanter Sauce mir ausgezeichnet schmecken.

M. Daß Sie nicht einen Augenblick ernst bleiben können!

Ch. Ernst? Würde Sie das mehr amüsieren?

M. Das meinte ich nicht. Aber nehmen Sie doch Rücksicht auf den Präsidenten. Sie reden von sehr wichtigen ernsten Dingen, aber Sie sprechen davon in einer zu leichtfertigen Weise.

Ch. So muß man es aber gerade machen! Besonders in Paris; über Kleinigkeiten muß man wichtig sprechen, um sie zu heben und interessant zu machen, weil sie an sich kein Interesse erregen. Schwere Dinge muß man leicht vortragen, sonst erdrückt uns ihr Gewicht. Aber kommen wir wieder auf unsere Sache.

M. Ich werde immer ungeduldiger, ziehen Sie unsere alte Getreideverwaltung der neuen Einrichtung von 1764 vor?

Ch. Mein Herr, bevor ich Ihnen antworte, will ich Ihnen eine richtige und genaue Vorstellung von den Ländern geben, welche Ackerbau treiben; denn ich dachte wohl, daß dieser Colbert diesen Begriff die Franzosen vergessen gemacht hat. Ich wollte Ihnen die Wichtigkeit der Manufakturen und deren Beziehungen zur Landwirtschaft klar machen. Ich habe es schon dem Marquis gesagt, daß man in dieser ganzen Frage die Länder und Menschen, über die man sprechen will, genau studieren, und daß man dann das Verhältnis des Getreides zu diesen Menschen und diesen Ländern kennen lernen muß, — dann erst kann man entscheiden. Wir haben daher Frankreich und seinen gegenwärtigen Zustand betrachtet. Es bleibt uns noch zu untersuchen übrig, was das Getreide seiner Natur nach ist, wir müssen seine wesentlichen Eigenschaften erforschen, sein Verhältnis zu den Bedürfnissen der Menschen, zum Handel, zur Industrie, — dann wird alles klar sein.

M. Ich werde Ihnen aufmerksam zuhören.

Ch. Vorerst will ich noch bemerken, daß ich unter dem Wort Getreide nicht nur dieses, sondern auch Reis, Mais und alles das, was sowohl Reichen als Armen gewöhnlich zur Nahrung dient, verstehe. Der Kürze wegen will ich nun immer von Getreide sprechen.

M. Das versteht sich von selbst. Alle diese Gesamt sind auch in dem Ausfuhrkredit inbegriffen. Also fangen Sie an!

Ch. Der Handel ist ein Austausch des Überflüssigen gegen das Notwendige.

M. Das gebe ich zu.

Ch. Es gehört nun, glaube ich, viel Mut dazu, zu behaupten, das Getreide sei ein Überflüssiges und daß man etwas Notwendiges finden will, das diesem Überflüssigen entgegengestellt werden kann. Das Getreide ist nach den Elementen das größte, dringendste und beständigste Bedürfnis des Menschen. Und da die Elemente wegen ihrer allgemeinen Verbreitung kein Gegenstand des Handels sind, so steht folglich das Getreide in der Reihe der menschlichen Bedürfnisse obenan. Das ist nun Ihr Überfluß, und diesen wollen Sie zum Handelsartikel machen.

Pr. Nach diesen Grundsätzen dürfte man also niemals einen Getreidehandel haben.

Ch. Ich will nicht leugnen, daß das Getreide für den Landmann nicht ein Überfluß sein kann, und daß er es nicht verkaufen soll, um sich alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Aber eine Nation setzt sich aus unendlich vielen Klassen zusammen, die alle Konsumenten sind. Wie viel Landwirte und Bauern — glauben Sie — zählt Frankreich?

Pr. Ich weiß es nicht.

Ch. Ich wette, es sind kaum 1 ½ Millionen, Männer und Weiber. Das Produkt der Handarbeit dieser kleinen Anzahl soll 18 Millionen Menschen Brot geben! Darnach noch von einem Überfluß zu reden, der dem Ausland zu verkaufen ist, das ist etwas stark.

Pr. Sie glauben also nicht an einen Überfluß?

Ch. Das sage ich noch nicht. Ich gebe zu, daß ein Überfluß da sein kann, und daß man in dem Falle damit Handel treiben muß. Aber ich will Ihnen bloß zeigen, wie vorsichtig man in dieser Sache sein muß, wie man die Wage immer

in der Hand halten muß, wenn man sich nicht unbesonnen des Notwendigen berauben will, in der Meinung Überfluß zu verkaufen. Um jeden Irrtum zu vermeiden, müssen wir den Begriff des Überflusses genau bestimmen. Der Marquis hat mich belehrt, daß er die Kleider nicht für überflüssig hält, die er gerade heute nicht trägt; denn niemand kann seine ganze Garderobe auf seinem Leib herumtragen; er nennt überflüssig nur die, von denen er gar keinen Gebrauch mehr zu machen weiß, die er nicht mehr anzieht.

M. Schon wieder die Geschichte meiner Garderobe!

Ch. Sie wird noch öfter vorkommen. . . , denn ich will nur aus Ihren Erkenntnissen und Ihren Urteilen sprechen.

M. Das freut mich ungemein. Sie machen mich zum Orakel und lassen mich sagen, was Sie wollen.

Ch. Es ist hier nun nicht die Frage vom Überfluß einer Familie, nicht vom Überfluß einer Provinz, sondern es handelt sich um den Totalüberfluß von ganz Frankreich. Alle Unterthanen desselben Herrn, alle Kinder dieses guten Vaters haben ein gutes Recht auf sichere Ernährung; dies ist die erste Pflicht eines Familienvaters: dann erst, wenn Getreide übrig bleibt, kann es der Fremde vielleicht, der nicht zur Familie Gehörige, bekommen. Und noch eins, in einer wohleingerichteten Wirtschaft ist es nicht genug, daß vom Mittagessen Brot übrig bleibt, man muß auch welches für das Abendessen haben, — niemals darf es ausgehen! Hieraus sehen Sie, daß der Getreideüberfluß einer außerordentlich guten Ernte noch nicht hinreicht, um einen Handelszweig abzugeben. Man müßte einen Überfluß aus Durchschnittsernten haben, um zu sagen: das Land zählt das Getreide unter die Artikel seines aktiven auswärtigen Handels. Hätte man zufällig nicht untersucht, ob Frankreich im Durchschnitt gewöhnlicher Ernten mehr Getreide hat als zu seinem Verbrauch nötig ist, hätte man das nicht untersucht, sage ich, so beginge man eine große Unvorsichtigkeit, wenn man mit

großem Geschrei ein allgemeines fortgültiges Gesetz verlangte, welches mit gleicher Kraft alle Jahre die Ausfuhr in so hohem Maße begünstigt. Wenn ich Ihnen nun beweise, daß die, welche die Ausfuhr angeraten und verlangt haben, selbst eingestehen, daß sie nicht wissen, ob ein Überfluß zum Verkauf da sei oder nicht, was werden Sie dazu sagen?

M. Man hätte uns einem großen Risiko ausgesetzt, und wir würden froh sein, mit der bloßen Furcht wegzukommen.

Ch. Von dem Risiko später. Erst will ich Ihnen sagen, daß die ganze Frage der Ausfuhr einfach und leicht zu lösen ist.

M. O, wenn es leicht ist, lassen Sie mich das machen.

Ch. Sehr gern, antworten Sie. Was ist besser, sein Getreide verkaufen oder es ins Wasser werfen?

M. Verkaufen.

Ch. Und — gleichen Preis vorausgesetzt — ist es besser, seinem Bruder oder seinem Feinde zu verkaufen?

M. Seinem Bruder.

Ch. Ausgezeichnet! Man könnte nicht besser antworten, Sie urteilen mit einer Tiefe . .

M. Was meinen Sie, habe ich nicht Fortschritte gemacht?

Ch. Ganz erstaunliche! Sie denken, wir spassen, Herr Präsident, und der Marquis hat soeben eine Aufgabe gelöst, die so wichtig, so verwickelt und schwierig, daß seit Jahrhunderten weder Frankreich noch eine andere Nation mit ihr fertig wurde. In Frankreich fand man bis zum Jahre 1764, daß es besser wäre, sein Getreide wegzuwerfen, als es zu verkaufen, und seit vier Jahren bildet man sich ein, daß es besser ist, es an seinen Feind als an seinen Bruder zu verkaufen.

Pr. Ich schätze Sie und was Sie sagen unendlich hoch, mein Herr, aber ich muß Sie bitten, mir dies zu meiner Belehrung zu beweisen.

Ch. Ich glaube, es zu können. Aber ich versprach Ihnen, zu zeigen, wie niemand weiß, ob Frankreich Überfluß an Getreide hat oder nicht. Wissen Sie, wie man es macht, um heraus zu bekommen, wie groß der Inhalt und welches der Überfluß von einer Sache ist?

M. Eine Aufgabe für mich?

Ch. O nein, das ist zu schwer für Sie. Ich will es Ihnen sagen. Sie haben z. B. eine Punschterrine, deren Inhalt Sie wissen möchten. Da gibt es zwei Methoden. Die erste: Sie schicken besagtes Gefäß zu einem Mathematiker zum Ausmessen. Der sieht es, dreht es nach allen Seiten, und findet, es ist ein cylindrisches Gefäß, das, um eine Axe gedreht, einen umgekehrten Kegeladschnitt beschreibt, welches Ding wir andern Nichtgelehrten eben eine Terrine nennen. Er beginnt zu rechnen und findet, daß der Kegelabschnitt eine verzweifelte Hyperbole dritten Grades macht, mit der sich nichts anfangen läßt. Der Mathematiker nimmt seine Zuflucht zur Integralrechnung, und nach einem halben Jahre bringt er mit einer Flut von x und y, von plus und minus, durch eine Gleichung die Quadratur des Kegelabschnittes und seines Inhaltes zu stande; er schickt Ihnen auf einem Stück Papier die ganze Rechnung, gespickt mit x, y, z. Sie können sie in der Akademie vorlesen. Aber ich rate Ihnen, verlassen Sie sich nicht darauf; er kann sich irren, ein minus für ein plus schreiben. Sie können Ihre Terrine nicht füllen, oder der gute Punsch wird überlaufen. Das war die erste Methode. — Die andere ist weniger exakt, aber dafür um so einfacher. Rufen Sie den ersten besten Menschen und sagen Sie ihm: Guter Freund, miß mir einmal aus, wieviel Wasser in diese Terrine hineingeht. Der Mensch wird erst die Terrine ganz gerade aufstellen, dann gießt er einen Liter Wasser hinein, ist sie noch nicht voll, so noch einen, und so immer bis sie voll ist und das Wasser überläuft. Dann wird er Ihnen sagen: Mein Herr — wird er Ihnen sagen — die Terrine hält so und so viele

Liter, weniger so und so viel Seidel — und Sie können sich darauf verlassen.

M. Chevalier, das war doch nicht so schwer, das hätte ich auch gekonnt.

Ch. Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, ich habe es nicht geglaubt, aber weiter, Herr Präsident, war Frankreich jemals so mit Getreide gefüllt, daß es überlaufen mußte? Behaupten das Ihre Schriftsteller?

Pr. Ich verstehe, was Sie mir sagen wollen: die Herren haben sich selbst widersprochen. Sie haben mir ganz richtig bewiesen, daß die innere Cirkulation des Getreides in Frankreich so sehr gehindert war, daß die eine Provinz manchmal im Überfluß schwelgte, während die benachbarte Not litt, — daß Privatbegünstigungen, Rechte, Auflagen, Zölle, und wie die Abgaben alle heißen, die Cirkulation und die gleichförmige und allgemeine Versorgung mit Getreide gehemmt haben, welche die Natur selbst besorgt hätte, hätte man sie nicht eingezwängt und ihr Gewalt angethan. Hierin stimmt alle Welt überein; alle haben den Mißbrauch und die Übertreibungen gewisser Polizeiverordnungen bemerkt, Verordnungen, welche den Zwecken einer guten und vernünftigen Politik direkt entgegen sind. Wir sind deshalb jenen ihr Vaterland liebenden Schriftstellern zu großem Dank verpflichtet, die gegen diese Fehler der Verwaltung ihre Stimmen erhoben haben.

Ch. Mit dem Publikum lobe ich ihren Patriotismus, aber zu gleicher Zeit hätte ich mich an ihr eigenes Geständnis. Hat Frankreich seit undenklichen Zeiten keine freie Getreidecirkulation im Inland, woher wissen die Leute nun so zuverlässlich, daß man welches ausführen kann? Wenn die Terrine nicht ganz gerade steht, und das Wasser deshalb überläuft, weil sie sich auf eine Seite neigt, so würden Sie sich sehr irren, wenn Sie daraus auf den Inhalt schließen wollten. Erst ins

Niveau stellen, dann vollziehen — und dann können Sie predigen was Sie wollen Es ist schlimm, wenn man in diesen schwierigen Dingen auch nur einen groben Fehler macht

Pr. Den glaubte man nicht zu machen Die Erhebung der Taillen und Vingtiemes, die Einkünfte aus den verschiedenen Douanen und Zöllen, die Listen der Intendanten, die Beobachtungen und Berechnungen aufgeklärter und scharfsinniger Männer und endlich der Getreidepreis selbst, der schon so sehr gefallen war, daß sich der Anbau gar nicht mehr rentierte, sogar mehr kostete als er einbrachte — alles das zusammen kündigte nicht nur den Nutzen, sondern sogar die Notwendigkeit der Ausfuhr an

Gh Ja, ja, das ist ganz genau die erste Art zu messen: das Sichverlassen auf die Berechnungen der großen Männer. Mit dieser Methode können Sie sich, nach den genauesten Untersuchungen, nach genauester Einsicht in alle Zollbücher aller Departements, alle Contobücher der Getreidehändler, in den Ertrag aller Zehnten an Geistlichkeit und Herrschaft, — alles, alles können Sie untersuchen — Sie können sich, sage ich, höchstens um — die Hälfte irren, eine Kleinigkeit

Pr. Eine Kleinigkeit?! Und nichts mehr machen Sie sich aus den Berechnungen? Und wozu, ich bitte Sie, nützen sie uns denn dann?

Gh. Mein Gott, Lektüre nach dem Essen, im Wagen oder auf dem Lande, zur Schulung des Geistes, zum Zeitvertreib, zum Amüsement und besonders dazu, daß die Menschen aufhören, ihre Nächsten zu lästern. Müßiggänger und die Damen werden über eine solche, so unterrichtende Lektüre ganz vergessen, die Skandal-Anekdoten ihrer Freundinnen zu erzählen.

M. Schöne Aussichten! Lästern sie nicht mehr ihren Nächsten, so lästern sie dann die Regierung … und das ist noch schlimmer

Ch. Diese Schriftsteller sind nicht gewöhnt, in der Regierung einen Nächsten zu sehen.

M. Da haben sie durchaus sehr unrecht. Ich halte es für ebenso unrecht, von der Regierung als vom Nächsten Böses zu sagen. Ich glaube, jeder ehrliche Mann muß so denken.

Ch. Vergessen Sie nicht, mich zu diesen Ehrlichdenkenden zu zählen, welche Ihrer Meinung sind. Doch erlauben Sie, daß ich fortfahre. Sie sehen, Herr Präsident, daß es sehr zweifelhaft ist, ob Frankreich Überfluß an Getreide hat, weil man noch nie versucht hat, es ganz mit Getreide zu füllen. Aber noch zweifelhafter wird ein solcher Überfluß, wenn man den Durchschnitt von 10 Jahren nimmt. Man hätte den Getreideüberfluß von reichen Ernten aufheben müssen, um ihn in unfruchtbaren Jahren zu konsumieren. Jetzt sagen Sie mir frei und offen, was hat man gethan? Hat man Magazine begünstigt oder sie erlaubt? Hat man sich darum gekümmert, wie große Vorräte von Getreide aufbewahrt werden können? Wie groß die Kosten sind? Wie groß die Ersparnisse? Kurz, hat man daran gedacht, den Landmann in den Stand zu setzen, daß er nicht gezwungen ist, sein Getreide zu verkaufen, nur um den Anbau für das nächste Jahr bestreiten zu können?

Pr. Sie haben sehr recht, die Kunst, das Getreide aufzubewahren, hat bei uns keine Fortschritte gemacht. Die italienische Erfindung des Getreidetrocknens, der Gebrauch des Ventilators und andere Mittel sind zwar von bedeutenden Männern empfohlen worden, aber kein Mensch hat sich darum bekümmert. Wir haben noch kein einziges gut eingerichtetes Magazin, und die Aufhäufung ist verboten oder wenigstens durch Verordnungen beschränkt, und ist außerdem dem Volk als vermeintliches Monopol so verhaßt, daß man sich hütet, davon zu reden. Indessen, Sie müssen zugeben, so ganz unrecht haben die Urheber des Ediktes nicht. Erstens haben sie

fortwährend die Abschaffung aller jener Einschränkungen vorgeschlagen, die dem äußern und dem innern Getreidehandel Fesseln anlegen. Dann haben sie gezeigt, daß je größer die Freiheit sei, desto besser der Anbau würde, man würde mehr Land urbar machen, man würde infolgedessen mehr Überfluß haben — für die Ausfuhr. Endlich haben sie festgestellt, daß man zur Verhütung einer übertriebenen Ausfuhr nur eine gleiche Freiheit der Einfuhr zu gestatten brauche. Und in diesem Fall kann ich die Notwendigkeit einer Kontrolle des Überflusses nicht einsehen. Die freie und erleichterte Einfuhr wird immer eine zu starke Ausfuhr korrigieren, das eine wird das andere in den richtigen Grenzen halten.

Gh. Deutlicher und mit mehr Energie kann man die gegnerischen Gründe des Ediktes nicht vortragen.

M. Sie wollen diese Gründe umstoßen?

Gh. Sie haben es immer so eilig! Ich weiß nicht, was ich thun werde. Ich liebe es, über alles zu diskutieren, aber dazu ist jetzt noch nicht die Zeit. Ich will nur ganz kurz darauf antworten. Was den ersten Punkt betrifft, so ist ein großer Unterschied zwischen Vorschlagen und Ausführen. Die Abschaffung des Zwanges, der die Freiheit des innern Handels behindert, zu empfehlen, ist gar nichts, man hätte die Sache thun müssen.

Pr. Dem stimmen jetzt alle zu. Alle sagen, man habe es vorgeschlagen, aber nicht gethan. Die Urheber des neuen Systems schieben, da sie es ja gesagt und ausdrücklich darauf gedrungen haben, die Schuld auf die, welche es ausführen sollten und die allein imstande waren, die Wünsche zu realisieren.

Gh. Gibt man das zu, so habe ich darüber nichts mehr zu sagen. Es fragt sich dann nur, ob die, welche das Edikt gefordert haben, auch ein Recht haben, diese Beschuldigung zu erheben. Glauben Sie das?

Pr. Man sollte meinen.

Eh. Und ich glaube, daß sie sehr unrecht haben, wenn sie andern die Schuld geben und nicht sich selbst, ich glaube, daß der Fehler im Plan ihres Systems selbst liegt, und daß es bei der Befolgung desselben ganz unmöglich ist, eine freie Circulation herzustellen und ganz Frankreich in allen seinen Teilen mit Getreide zu versehen.

Pr. Auf den Beweis hiefür bin ich sehr neugierig

Eh. Glücklicherweise können Sie darüber nicht böse werden, da Sie zu jenen gehören, denen die Ausführung übertragen war.

Pr. Das ist wahr.

Eh. Auf die zweite Ihrer Bemerkungen kann ich nicht recht antworten Ich bin hier fremd und kenne Frankreich nur von der Landstraße Haben Sie viel unkultiviertes Land in Frankreich? Ich habe fast nichts davon bemerkt.

Pr. Aufrichtig gestanden, wir haben lange nicht so viel als unsere Schriftsteller angeben, aber etwas, da und dort gibt es wohl Auch alle Verordnungen, die man vor kurzem zur Förderung der Urbarmachung erlassen hat, haben nichts geholfen. An einigen Orten hat man gefunden, daß die Stellen, die man für brach und unbenutzt hielt, den anliegenden Ortschaften gemeinsam gehörten; an andern waren es wieder Hutweiden, deren Bebauung der Viehzucht geschadet hätte. Oft sah man auch Land unbebaut und brach, weil darauf eben gar nichts gedeihen wollte. Also im großen und ganzen kann man sagen, daß in Frankreich kein gutes Stück Land ungenutzt liegt, aber es gibt Felder von mittlerer Fruchtbarkeit, die man künstlich verbessern konnte, und sollten deren auch nur wenige sein, Sie werden doch zugeben, daß sie nicht zu verachten sind.

Eh. Gewiß nicht, kein Zoll Erde soll verloren gehen. Das kleinste Stück unbebauten Landes ist eine Schande für die Regierung Aber das wollte ich nicht sagen Ich meine

nur, daß nach Ihrem eigenen Zugeständnisse der Ertrag dieser Stellen, wenn sie angebaut wären, keinen großen Überschuß an Getreide ergeben würde.

Pr. Nein, das gewiß nicht

Ch. Nehmen wir an, der zwanzigste Teil von Frankreich sei noch nicht urbar gemacht, und die Hälfte davon wäre Getreideland, das ist das Höchste, was wir annehmen können, damit gewinnen wir nur $^{1}/_{40}$ mehr Getreide, als wenn ganz Frankreich bebaut wäre.

Pr Das ist doch keine Kleinigkeit

Ch. Gewiß nicht, ich will es Ihnen auch gutschreiben.

M Sie haben das Haideland um Bordeaux vergessen!

Ch. Das gehört nicht hierher.

M. Weshalb nicht?

Ch. Weil man Fehler in der besondern natürlichen Beschaffenheit eines Landes nicht durch ein allgemeines Gesetz verbessern kann. Wenn jemand eine Wunde am Bein hat, so werden Sie ihn nicht heilen, so lange Sie ihn bloß mit innern Mitteln behandeln. Sie müssen ihm Umschläge auf die leidende Stelle selbst geben Purganzia werden ihm seine Wunde nicht kurieren Ich weiß nicht, aus welchem Grund man jenes Haideland liegen läßt Aber ich weiß, daß Sie mit einem allgemeinen Gesetz über Ein- und Ausfuhr vielleicht Frankreich gesund machen, niemals aber ein lokales Übel damit heilen werden. Man muß da eben die Ursachen aufsuchen, dieser Gegend seine besondere Aufmerksamkeit schenken. Fehlt es hier an Menschen, so muß man kolonisieren, liegt es am Klima, so muß man Sümpfe ableiten, ist der Boden schlecht, so muß man pflanzen, was da gerade noch fortkommt Bäume oder etwas anderes. Deshalb meine ich, daß das Edikt den Anbau jener Gegend nicht bewirken wird

M Ich verstehe

Ch. Um mich hiefür zu revanchieren, will ich Ihnen, Herr Marquis, aber auch etwas aufgeben. Sie sollen sich nun die

Mühe nehmen, zu unterscheiden, ob der dritte Grund jener, welche das Edikt verlangten, richtig ist oder nicht. Sie sagen nämlich — wie wir vom Herrn Präsidenten gehört haben — daß man von einer freien Ausfuhr nichts zu fürchten hat, wenn man zugleich die freie Einfuhr gestattet. Ich bin in dieser Sache ganz unerfahren, Sie sind aber hierin zu Hause, also bitte.

M. Ich bin bereit. Ich hätte nur gerne einen Souffleur, der mich an meine Meinung erinnert.

Ch. (zum Präsident). Hören Sie unserem Marquis aufmerksam zu; er wird Ihnen zeigen, daß es ein sehr schlechter Handel ist, wenn man das, was man hat, verkauft, um es nachher wieder zurückkaufen zu müssen. Er behauptet, daß das gar nichts wert sei. Ich schlug ihm neulich in der besten Absicht vor, er möchte doch während der Hoftrauer seine farbigen Kleider verkaufen und sich dann neue machen lassen. Aber siehe da, mit Hilfe seines Bedienten war er bei den Trödlern in die Schule gegangen und wußte nun viel davon zu sagen. Er hat vornehm meinen guten Rat belächelt und mich ganz beschämt damit abziehen lassen.

M. Das habe ich gesagt und werde es auch nie widerrufen. Aber ich sprach von meinen Kleidern, es ist ein großer Unterschied zwischen neuen und gebrauchten Kleidern. Aber gibt es denn neues und gebrauchtes Getreide?

Ch. Gewiß, mein lieber Marquis, gebrauchtes Getreide ist das, welches man verkaufen, neues das, welches man kaufen will. Das ist ein ewiges unveränderliches Gesetz, gegründet in der Natur des Handels selbst. Immer besteht ein merkbarer Unterschied zwischen verkaufen wollen und kaufen wollen. So wie Sie sagen, ich will verkaufen, drücken Sie auch schon den Preis jeder Ware, und wären es Goldbarren, herunter und Sie schrauben ihn in die Höhe, sobald Sie sagen: ich will kaufen. Die Ursache hiervon ist klar. Der Preis ist nichts weiter als das Verhältnis zweier Willen, die sich im

Gleichgewicht befinden. Der erste, der spricht, stößt mit dem Atem an die eine Wagschale und macht sie sinken.

M. Was meinen Sie, Herr Präsident, hat er nicht recht? In den meisten Fällen hat man Verlust, wenn man etwas verkauft, was man hernach wieder kaufen muß. Denn da man gerne verkaufen möchte, so läßt man gern vom Preis etwas nach. Und nachher, wenn man zu kaufen genötigt ist, so muß man sich jeden Preis gefallen lassen, und dieser steigt im gleichen Maß wie das Bedürfnis nach dem verlangten Gegenstand.

Pr. Im allgemeinen kommt es mir auch richtig vor. Aber was mich wundert, ist nur, daß noch keiner von jenen, die darüber geschrieben haben, diese einfache und gewöhnliche Wahrheit bemerkt haben sollte. Ich vermute daher, der Getreidehandel müsse eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machen.

Ch. Das werden wir gleich sehen. Jetzt suche ich nur einige feste Prinzipien, welche uns als Führer dienen können. Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß es sehr zweifelhaft ist, ob wir gegenwärtig von einem Getreideüberfluß in Frankreich sprechen können und noch zweifelhafter, ob er durchschnittlich existiert. Auch darin sind wir einig, daß die Stellen, die man noch urbar machen könnte, den Ertrag nur sehr mäßig vermehren würden, sowohl im Verhältnis zum ganzen Produkt als zur Total-Konsumation Frankreichs. — Wir können also daraus den Schluß ziehen, daß es nicht gewiß ist, ob die Vermehrung des Anbaues einen möglicherweise vorhandenen Überfluß vergrößern könnte; oder ob sie einen noch nicht vorhandenen Überfluß hervorbrächte, oder ob sie schließlich dem bestehenden Deficit abhelfen würde. Und so lange es nicht feststeht, daß ein durchschnittlicher Überfluß vorhanden ist, so lange wissen wir auch ebensowenig, ob

Frankreich einen dauernden und erheblichen Aktivhandel mit Getreide haben kann. Ich habe es noch nicht unwiderleglich bewiesen, aber doch hinlänglich einleuchtend dargestellt, daß man bloß den thatsächlichen Überfluß ausführen lassen darf, und daß es ein sehr verlustreicher Handel ist, wenn man ohne Grund dem Ausland Getreide zuführt, welches man selbst noch nötig hat, und zwar nicht gerade in außerordentlichen Unglücksfällen nötig hat, sondern schon bei dem so gewöhnlichen Fall eines Mißwachses, der in zehn Jahren drei- oder viermal wiederkommt.

M. Sie mögen sich alle erdenkliche Mühe geben, uns ängstlich zu machen; ich möchte doch wetten, daß Sie insgeheim überzeugt sind, wir haben Überfluß an Getreide und können damit Handel treiben.

Ch. Woraus wollen Sie das schließen?

M. Aus Ihrer Miene, aus Ihrer ganzen Art, die so etwas Sokratisches hat, indem Sie immer das Gegenteil von dem anzunehmen scheinen, was Sie beweisen wollen. Sollte ich mich irren, so ist das, was ich sagte, nur der hoffnungsreiche Wunsch meines Herzens. Sprechen Sie frei heraus: Glauben Sie, daß wir Getreide zum Absatz ins Ausland haben?

Ch. Nachdem ich Ihnen gezeigt habe, wie unvorsichtig jene sind, die diese Fragen bejahen, ohne beweisen zu können, wollen Sie, daß ich durch ein Verneinen in denselben Fehler verfalle? — Ich weiß es nicht. Niemand weiß es und niemand kann es mit Gewißheit sagen, bevor nicht die allgemeinste innere Cirkulation hergestellt ist und einige Jahre hindurch gedauert hat.

Pr. (zum Chevalier). Ich glaube nicht, daß Ihnen der Marquis eine verfängliche Frage vorlegen wollte, um sich mit Ihrer Antwort gegen Sie in Vorteil zu setzen. Er wollte Sie nur bitten, uns zu sagen, was Sie so ungefähr, ohne für

die Richtigkeit der Rechnung verantwortlich zu sein, davon denken, oder auch nur vermuten.

Ch. Nun, wenn Sie meine Vermutung nicht für eine Behauptung nehmen wollen, so kann ich Ihnen, ohne Gefahr zu laufen, sagen, daß nach einer beiläufigen Schätzung und Meinung — wovon ich Ihnen aber nicht sagen kann, wie ich dazu gekommen — daß, sage ich, vermutlich —

M. Überfluß?

Ch. Daß vermutlich —

M. Nicht?

Ch. Er kann es nicht erwarten! Nun, — ich glaube Ihnen aus vollem Herzen dazu Glück wünschen zu können, daß Frankreich gegenwärtig Getreideüberfluß nicht hat und keinen Handel damit treiben kann.

M. Sie bleiben immer derselbe! Glückwünschen? Man muß nicht immer scherzen, Chevalier! Da hört der Scherz auf.

Ch. Ich spasse nicht, es ist mein heiliger Ernst.

Pr. Ihrer ernsten Miene kann man es glauben — Aber ich muß Ihnen gestehen, ich bin ebenso sehr erstaunt wie der Marquis. Wie können Sie uns Glück wünschen, daß wir einen so bedeutenden Handelsartikel nicht haben, auf dessen Ertrag — nach unsern Schriftstellern — das Glück und der Reichtum Frankreichs sich gründet. — Alle ihre Hoffnungen sind ja verloren, wenn dieser Überfluß an Getreide wirklich nicht da ist! Sie finden darin etwas zum Glückwünschen?

Ch. Gewiß. Nichts ist so klar wie das. Was will das eigentlich heißen, Überfluß an Getreide haben, um ausführen zu können? Es scheint nichts anderes, als daß in dem Lande nicht Menschen genug sind, es zu konsumieren, also daß das Land nicht so bevölkert ist, als es sein könnte u. s. w. Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie haben gewiß den «Ami des hommes» gelesen, worin es irgendwo

heißt, daß das Geld ein Gut ist, weil es Brot repräsentieren kann, aber daß der Mensch der wahre Reichtum ist, und ich wünsche Frankreich Glück, daß es diesen wahren Reichtum besitzt, wenn auch nicht in dem zu erreichen möglichen Maße, aber immerhin genug davon. Erlauben Sie mir, diesem Glückwunsch noch das Geständnis hinzuzufügen, daß Frankreich unter seiner Bevölkerung die liebenswürdigsten Männer und die schönsten Frauen besitzt.

M. Eben dieses Kompliment, für welches ich Ihnen danke, erweckt meinen Verdacht. Ihr Beweis ist zu klar, als daß dahinter nicht eine Falle versteckt sein könnte. Sie hätten sonst zu sehr recht, zu sehr einleuchtend recht.

Ch. Gewiß habe ich recht. Ich will Sie sogar bis zum Ursprung Ihres Irrtums führen, um Sie vollends zu überzeugen. Sie haben nicht in Betracht gezogen, daß man zum Getreidebau zweierlei braucht: Boden, welcher bebaut werden soll, und Menschen, welche ihn bebauen. Dem Boden sind gewisse Grenzen gezogen vom Meer, von den Flüssen und den benachbarten Mächten; über diese Grenzen hinaus können Sie ihn nicht ausdehnen. Die Kultur des Bodens erreicht einen bestimmten Höhepunkt; ist man bei diesem Punkte angelangt, so kann die Intensität der Bebauung nicht gesteigert werden, und wenn Sie die Zahl der Arbeiter noch so sehr vermehren wollten. Sie haben nun in Frankreich Millionen von Morgen zum Getreidebau; die Menge ist eine bestimmte und unveränderliche Größe. Ist das ganze zum Anbau fähige Land einmal bebaut, so trägt es durchschnittlich immer die gleiche Menge Getreide. Diese zu vermehren ist unmöglich, denn die Naturgesetze sind unveränderlich, und diese wollen, daß Frankreich durchschnittlich jedes Jahr die Aussaat sieben- oder achtmal einbringen soll. Hat nun das Land genügende Menschen zum Konsum des Ertrages, so können Sie kein Getreide exportieren, so viel Mühe Sie sich auch geben mögen.

Pr. Das ist wahr.

Ch. Und das ist der große Unterschied zwischen dem Handel mit Fabrikwaren und dem mit Lebensmitteln. Der erste wächst mit der Zahl der Arbeiter; beim Handel mit Lebensmitteln ist das Gegenteil der Fall; er vermindert sich mit steigender Arbeiterzahl. Da nun das Ziel einer jeden vernünftigen Regierung die Bevölkerungsvermehrung ist, so muß sie also bestrebt sein, die Manufakturen zu vermehren, die mit der Menschenmenge steigen, gleichsam ins Unendliche gesteigert werden können; sie muß mit Vergnügen die Abnahme der Lebensmittelausfuhr bemerken. Ja, man kann schließlich so weit kommen, daß dieser Handel vollständig aufhört, wenn die Bevölkerung sich so sehr vermehrt hat, daß sie den ganzen Bodenertrag konsumiert. Dann gibt der Ackerbau dem Volk seinen Unterhalt, und die Manufakturen allein bringen das Geld und den Reichtum ins Land. Und endlich kann man auch diese Grenze überschreiten und es zu einer solchen Übervölkerung bringen, daß man genötigt ist, von entvölkerten Ländern aus dem Ertrag der Manufakturen die Nahrungsmittel zu kaufen, welche man für den Menschenüberschuß braucht. Das ist das Meisterstück der Regierungskunst, welches Meisterstück darin besteht, die Natur zu beherrschen und sie zu einem Wunder zu zwingen, wie es dieses ist, daß auf einem begrenzten Boden mehr Menschen leben können, als er selbst ernähren kann.

Pr. Als Sie die Getreideländer mit den Manufakturländern verglichen, haben Sie diese Bemerkung, die mir so siegthaft vorkommt, nicht gemacht.

Ch. Damals war sie noch nicht am Platz. Meine Absicht war nämlich, Sie ganz den Strom der herrschenden

Modebegriffe durchschwimmen zu lassen, Sie selbst sollten, in der Mode befangen, den Irrtum demonstrieren und dazu kommen, es als ein großes Glück zu preisen, daß Ihre Bevölkerung das Privilegium hat, so schwach zu sein, daß sie die notwendigsten Lebensmittel an das Ausland verkaufen muß. Ich wollte, daß Sie die vielgepriesenen Zeiten eines Sully zurückwünschen, Zeiten, in welchen Frankreich vierzig Jahre lang von den blutigsten Bürgerkriegen verwüstet war — und die Zeiten vorher, in welchen auf die für Frankreich so verhängnisvollen Kriege in Italien und den Niederlanden die andern folgten, in denen man bald bei Pavia seinen König, bald bei Ravenna und Neapel die ganze Armee, bald bei St. Quentin die Blüte des Adels verlor — die Epochen, in welchen Frankreich noch durch große Auswanderungen entvölkert wurde, einer Frucht der Religionsstreitigkeiten — in welchen die Kolonien der neuen Welt der alten die Menschen raubten und ganz Europa das Goldfieber hatte. Damals erfreute sich das Königreich des unglücklichen Glückes trotz schlechter Bebauung auch in gewöhnlichen Jahren noch mehr Getreide zu haben, als es brauchte. Sie haben ja, man trieb damals sogar, für jene Zeit, einen Handel mit Getreide. Und Ihnen thut es leid, daß wir ihn jetzt nicht haben? Lassen Sie diese Ehre der Türkei, Egypten, Algier, Marokko, Polen und andern armen, volkarmen und unglücklichen Ländern. Diese werden Ihnen mit der Zeit selbst Getreide abgeben, wenn Sie welches brauchen. Sehen Sie sich einmal um und sagen Sie, ob auf der ganzen Erde andere als volkarme Länder einen beträchtlichen und kontinuierlichen Getreidehandel treiben?

Pr. Im allgemeinen bin ich Ihrer Meinung; ich habe diese Beobachtung nie gemacht und sehe nun, wie wichtig sie ist. Aber England?

Ch. Zu Eingang des Gespräches sind ich und der Marquis übereingekommen, dieses Land nicht in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen; die Gründe hiefür sind ihm bekannt.

M. Ja, aber der Herr Präsident hat dieses Gelübde englischer Enthaltsamkeit, das Sie mir abgenommen haben, nicht abgelegt, Sie müssen ihm antworten.

Pr. Ich danke, ich will es lieber nicht ablegen, falls uns meine Frage zu weit abführen sollte.

Ch. Das ist es eben. Ich habe dem Marquis versprochen, England ein ganz besonderes Kapitel zu widmen. Um Sie aber nicht ganz ohne Antwort zu lassen, will ich ein paar Worte darüber sagen.

M. Von einem schlechten Schuldner muß man immer Abschlagszahlungen nehmen; denn Gott weiß, ob das versprochene Specialkapitel überhaupt kommt, benützen wir also den günstigen Augenblick.

Ch. (zum Pr.) Sie citierten England. Aber wissen Sie nicht, daß England, als es die Ausfuhr begünstigende Gesetze gab, entvölkert war durch hundertjährige Bürgerkriege und durch Auswanderungen? Wer sagt Ihnen, ob es nicht und jetzt noch entvölkert ist, obgleich es bereits gezwungen ist, sein Getreidehandelssystem zu ändern, denken Sie, ein Land mit neun Millionen Einwohnern und so groß wie Italien, wo sechzehn Millionen leben. Wissen Sie, ob diese Ausfuhr nicht den Manufakturen und der Bevölkerung geschadet hat, und ob es nicht die hohe Teurung der Lebensmittel ist, welche so viele Menschen und Manufakturen aus England nach Amerika getrieben hat, von wo aus sie schon einen drohenden Blick auf ihr unfluges Mutterland werfen? — Aber wir kommen zu weit ab. Also der Ertrag der Manufakturen ist unbegrenzt, denn er nimmt zu im Verhältnis der Volksmenge, der Ertrag aus Ackerbau ist eingeschränkt und begrenzt von der Ausdehnung des Bodens.

Pr. Aber wenn man auf einen Boden eine andere Kultur anwendet, so ändert sich auch der Ertrag desselben. Wir haben noch Urland, das urbar gemacht werden kann, wenn auch nur in geringer Menge.

Ch. Gut, ich will Ihnen Rechnung legen. — Man hat gesagt, daß die Ausfuhr seit dem Edikt von 1764 jährlich höchstens 500,000 Septiers Getreide beträgt, und ich glaube, die Angabe ist richtig. Nichts mehr und nichts weniger brauchen gerade 200,000 Menschen zu ihrer Nahrung. Verdreifachen wir nun durch bessern Anbau diesen Ertrag, so haben wir einen Überschuß an Nahrung für 600,000 Menschen. Hierzu kommen noch die unbebauten Strecken, deren Größe gleichgültig ist. Aber Sie müssen nicht vergessen, daß man nicht allein von Brot lebt. Der Überschuß an Menschen, den Frankreich haben könnte braucht auch viel Land zu Weideplätzen für das Vieh, welches auch Nahrung und Kleidung, Talg ꝛc. geben muß. Der Überschuß braucht außerdem noch Land für Brennholz, Wein- und Obstgärten, für den Hopfen u. s. w. Dafür bestimme ich dies dazu urbar zu machende Land. Wenn Sie glauben, dies sei zu viel, so nehmen Sie an, daß dieses Land noch weitere 500,000 Septiers trägt was noch weiteren 200,000 Menschen Nahrung verschafft, also rund einer Million. Folglich könnte das gesamte Getreide, welches Frankreich jetzt ausführt und welches es bei der intensivsten Bewirtschaftung des Bodens ausführen könnte, nur für ein Deficit von 800,000 Menschen oder höchstens einer Million der gegenwärtigen Bevölkerungszahl hinreichen. Die Hälfte dieses Defizits ging vielleicht im letzten Krieg verloren, die andere wird vielleicht gedeckt durch das Brachliegen oder die schlechte Bewirtschaftung genannter Landstrecken. Das ist vielleicht die Ursache des Getreideüberflusses, über den man sich im Jahre 1763 beklagte. Eine kleine Abnahme der Bevölkerung, große Armeen, die jenseits unserer Grenzen größtenteils fremdes Getreide konsumierten, das hat die Konsumtion im Lande ver-

mindert. Im Verlauf von 6 Jahren häufte sich dieser scheinbare Überfluß zu Bergen; aber Sie haben gesehen, wie er in kurzer Zeit zusammengesunken ist. — Zum Schluß noch die Bemerkung, daß diese ganze Berechnung nur oberflächlich gemacht ist, und ich darauf weiter keinen Wert lege.

M. Sie können ganz beruhigt sein, wir sind auch trotz dieser Bemerkung überzeugt. Aber lieber Chevalier, was kann eine volkreiche und durch die beste Kultur wohlgenährte Nation hindern, ihr Gebiet zu vergrößern?

Ch. Ihr militärischer Geist regt sich, aber, ich sage Ihnen gleich, wenn Sie Krieg führen wollen, ich thu' nicht mit. — Ja, zum Schluß will ich Ihnen noch sagen, daß es zwei Sorten von agrikolen Ländern gibt. Solche mit einem ganz bestimmten natürlich begrenzten Gebiet, wie Sizilien, Sardinien, Großbritannien und solche mit einem unendlich ausgedehnten und unbestimmbaren Gebiet, wie Rußland, die Türkei oder die amerikanischen Kolonien u. s. w. Dieser Unterschied allein verlangt in beiden Länderarten eine verschiedene Gesetzgebung. Ein Volk mit weitem unbebautem Land und das noch brach[es] Land zur Rechten und Linken hat, ein solches Volk kann sich ganz auf den Ackerbau verlegen, sich diesem ganz widmen. Es hat viel Land zu seiner Verfügung, und es braucht nicht zu fürchten, daß es ihm an Boden fehlen wird, Jahrhunderte sind nötig, bis das ganze große Land bevölkert ist, und dann kann es immer noch seine Hand nach den brachen leeren Ländern zur Rechten und Linken ausstrecken. Deshalb allein wuchs Volk und Macht des römischen Staates während sechs Jahrhunderten, einzig durch den Ackerbau, ohne zu Manufakturen seine Zuflucht nehmen zu müssen, es hatte das ganze westliche Europa zu erobern und urbar zu machen. Hat aber ein an seine Grenzen gebundenes Land einen gewissen Grad von Volkszahl und Kultur erreicht, so hat auch der Ertrag des Bodens seine Grenzen erreicht. Der Ertrag wird im Innern konsumiert, und ohne die Zuhilfenahme der Manu-

faktur wird es nie den nationalen Wohlstand erreichen In dieser Lage befindet sich Frankreich. Es könnte Eroberungen machen, aber seine Nachbarländer haben eine gleichgroße oder größere Bevölkerung als Frankreich, nirgends unkultivirtes Land. Ihr Krieg würde zu nichts führen, er würde nur beide Länder aussaugen, und der Anbau würde dort stehen bleiben, wo er vorher gestanden Die Ufer des Rheines sind nicht mehr die, welche die Siege des Germanikus über die Katten oder über den Nabob Arminius sahen. Das alte Germanien hat ein ganz anderes Aussehen bekommen — Es blieben also keine andern Mittel zur Vergrößerung übrig, als die Vermehrung der Kolonien in Amerika oder Afrika; aber das hieße eigentlich nicht sich vergrößern, als vielmehr sich zerstückeln. Nur das Sich-Vergrößern von Grenze zu Grenze ist von Nutzen Es ist ja wahr, heutzutage verbindet die vervollkommnete Schiffahrt Länder, die von der Natur Oceano dissociabili getrennt waren Aber ich will darauf nicht weiter eingehen Die Kolonien in entfernten Ländern haben ihr Gutes und ihr Schlimmes Diese Sache bedarf einer langen Untersuchung und gehört auch nicht hierher. Das aber werden Sie mir zugeben, daß die Eroberung einer Nachbarprovinz durch Frankreich, wenn sie der Krieg nicht entvölkert haben würde, die Getreideausfuhr nicht vermehren würde, weil diese Länder schon gegenwärtig bei beträchtlicher Bevölkerung kaum genügend für den Eigenkonsum haben

Pr Nun bin ich hierüber vollständig befriedigt; nur eines bezweifle ich: Sie sagten die Manufakturen vermehrten sich, wie die Arme sich vermehrten, und sie wüchsen ins Unendliche.

Chr Sie dürfen sich nicht zu streng an dieses Wort halten. Freilich ist auf dieser elenden Erde, die wir zu bewohnen die Ehre haben, nichts unendlich; Jupiter und Saturn können mit dieser Kugel von 1500 Meilen Durchmesser Fangball spielen. Ich wollte nur die starke Ungleichheit beider

Arten von Handel andeuten. Die Expansionsfähigkeit der Manufakturen, wenn ich so sagen darf, ist viel größer als die des Handels mit Lebensmitteln. Alle Manufakturen können ohne Schaden den Äquator passieren, aber weder Getreide noch Mehl können ungestraft der Hitze trotzen. Sie wissen, daß es eine Menge Menschen in Paris gibt, die in China flicken oder selbst ihre Kleider machen lassen; ein Schneider in Peking kann also seine Kunden in der Rue Vivienne haben. Aber suchen und finden Sie mir einen Bäcker in Peking, der sein Brot in den Pariser Hallen verkauft. Der einzige, der einen Handel mit frischen indischen Eiern vorgeschlagen hat, ist — Harlekin — Sie können mir noch einwenden, daß man zu allen Manufakturen einen Rohstoff benötigt, den die Erde liefert, aber es ist ja gar nicht nötig, daß die Erde gerade Ihre französische sei. Seien Sie ohne Sorge, es wird immer genug träge, das heißt, schlecht regierte Völker geben, welche Ihnen ihre Wolle, Seide, ihren Flachs und Hanf roh verkaufen und von Ihnen verarbeitet wieder zurückkaufen werden. Zu fürchten, daß es an solchen Ländern fehlen könnte, heißt die Sorge zu weit treiben.

Pr. Meine Zweifel sind gehoben; ich sehe den Nachteil des Handels mit Lebensmitteln gegen den mit Manufakturwaren ein.

M. So sind also, wenn ich mich nicht irre, unsere Fragen und Ihre Mühe zu Ende, lieber Chevalier. Da Sie bewiesen haben, es sei zweifelhaft, ob Frankreich einen Überfluß an Getreide hat, es sei sogar ein schlechtes Zeichen, wenn ein solcher vorhanden wäre, und man dürfe sich also darüber nicht freuen — so erkläre ich für meine Person, daß das Gedeihen der Manufakturen und nicht der Getreidehandel die Fürsorge und Begünstigung der Regierung haben muß. Mehr brauche ich nicht. Ich habe den Schluß gezogen, habe entschieden — den Rest erlasse ich Ihnen.

Ch. Was haben Sie für einen Schluß gezogen?

M. Daß man das Edikt nehmen, ins Feuer werfen und wieder zu dem alten Stand der Dinge zurückkehren muß.

Ch. Wie schade! An Ihnen ist ein Groß-Inquisitor verloren gegangen!

M. Mein Gott, man spricht ja nur so! Wir plaudern ja hier unter uns! Ich weiß schon, welche Achtung ich einem Gesetze des Königs schuldig bin. — Ich wollte nur sagen, man muß es aufheben, und auf den alten Stand der Dinge setzen und nicht mehr weiter daran denken.

Ch. Und das ist Ihre Entscheidung?

M. Jawohl.

Ch. Ich wette, daß sie es nicht ist! Wollen Sie wetten?

M. Das kann ich nicht mit gutem Gewissen, Sie können doch nicht besser als ich wissen, was ich mir denke!

Ch. Das macht nichts, ich will wetten und Sie schlagen ein?

M. Also wetten wir, aber um eine Kleinigkeit.

Ch. Um was?

M. Um eine diskrete Sache.

Ch. Das ist zu wenig, um eine indiskrete.

M. Ich bin einverstanden.

Ch. Eingeschlagen?

M. Meine Hand!

Pr. Ich bin Zeuge.

Ch. Nun, mein teurer Marquis, Sie müssen mir eingestehen, ob Ihre Frau Sie niemals betrogen hat.

M. Eine so hohe Wette habe ich nicht erwartet. Die Indiskretion geht zu weit. Übrigens, ich fürchte mich vor dem Geständnis durchaus nicht. — Aber wie kommen Sie darauf?

Ch. Kümmern Sie sich nicht darum. — Nun, Sie müssen es uns sagen!

M. Gut. — Als ein Mann von Ehre, nein — ich glaube nicht.

Ch. Und wäre es Ihnen angenehm gewesen, betrogen zu sein?

M. Natürlich würde ich mich darüber geärgert haben Allerdings, im Grunde genommen ist weiter nichts dabei, aber..

Ch. Als Sie heirateten, nahmen Sie sich vor, es so einzurichten, daß Ihnen Ihre Frau die Treue bewahre

M. Jeder anständige Mann wird das Gleiche thun

Ch. Sehr richtig, Sie sind also immer sehr eifersüchtig auf Ihre Frau gewesen, haben sie verfolgen, beobachten, ausforschen lassen, erlaubten ihr selten auszugehen . .

M. O, im Gegenteil! Kein Mann kann weniger eifersüchtig sein als ich. Ich liebte meine Frau, behandelte sie gut und ließ ihr immer volle Freiheit.

Ch. Aber diese Methode war gegen Ihren Zweck: sie konnte das herbeiführen, was Sie gerade damit unmöglich zu machen glaubten

M. O, nicht doch! Ich hatte in der Welt Erfahrungen genug gemacht, so daß ich, als ich heiratete, wußte, kein besseres Mittel, betrogen zu werden, als — eifersüchtig sein

Ch. Sie glauben also, daß für Ihren Zweck die Freiheit ein sichereres Mittel sei als der Zwang?

M. Ohne Zweifel.

Ch. Und das glauben Sie auch jetzt noch?

M. Mehr als je

Ch. Zahlen Sie, Sie haben die Wette verloren! — Die Sorge einer guten Regierung muß sein, daß den Franzosen das Getreide Frankreichs treu bleibt, daß es ihnen allein gehört und nicht zu Fremden geht. Um aber dies zu erreichen, ist es, wie Sie sagen, besser, ihm alle Freiheit zu lassen, als sie ihm zu nehmen, eifersüchtig darauf zu sein. Und das ist also Ihre eigentliche wahre Meinung.

M. Ich habe mich fangen lassen, bin ein . . . Ich hätte eigentlich das Gegenteil sagen sollen

Ch. Da wären Sie nicht aufrichtig gewesen!

M. Das ist wieder wahr.

Pr. Sie unterscheiden sehr scharfsinnig und sehr richtig Zweck und Mittel. Gerade jetzt sehe ich, wie sehr oft die Menschen hierin irren. Diejenigen Mittel, die am sichersten und schnellsten zum Ziel führen, schienen uns davon zu entfernen, und die uns demselben näher zu bringen scheinen, führen uns davon ab. Das Ausfuhrverbot, welches wir zu allen Zeiten und bei allen Nationen sehen, gehört mit zu den Fehlern dieser Art. Deshalb sind die Schriftsteller, welche gegen diesen alten Irrtum kämpften, immer zu loben.

Ch. Ich habe sie nicht gelesen. Aber wenn sie das Mittel zum Zweck gemacht haben, wenn sie zum Beweis, daß man den Getreidehandel frei geben müsse, behauptet haben, daß die Regierung die Getreideausfuhr als Hauptaufgabe des Handels betrachten müsse, — so haben sie falsch geschlossen, und ich würde ihnen keine Beachtung schenken, selbst wenn sie eine Wahrheit gefunden hätten. Ich sagte neulich dem Marquis, daß eine solche falsche Annahme nicht richtig wird, wenn man eine richtige Folgerung daraus zieht. Eine Wahrheit, die man durch Zufall findet wie einen Pilz auf der Wiese, ist nichts wert, wenn man nicht weiß, wie man dazu gekommen ist und auf welchen Voraussetzungen sie beruht, so weiß man sie auch nicht zu gebrauchen. Eine Wahrheit, aus dem Zusammenhang gerissen, wirkt oft schädlicher als der Irrtum.

M. Darin haben Sie vielleicht recht. Aber gestehen Sie endlich, daß Sie für die freie Ausfuhr sind?

Ch. Ich? Sie sind ja dafür, obgleich Sie die Wette verloren haben.

M. Und Sie?

Ch. Noch habe ich nichts gesagt.

M. Ist denn Ihr Gleichnis, mit dem Sie mich überführt haben, nicht richtig?

Ch. Ach, da ließe sich noch so manches darüber sagen.

M. Habe ich die Wette vielleicht gar gewonnen und Sie wollten mich nur verblüffen?

Ch. Sie werden sehen. Ich bin bereit, Ihnen Ihr Geld wieder zurück zu geben, wenn es in einer nicht ehrlichen Wette gewonnen war.

M. Wahrhaftig, Chevalier, ich wollte mich lieber wie der unsterbliche Sancho Panza prellen lassen, als Ihnen länger zuhören. Es ist das eine ewige Ungewißheit . . bald oben, bald unten. Sie wollen die Ausfuhr und wollen sie wieder nicht, Sie lieben die Freiheit und lieben sie wieder nicht. . Sie nähern sich der Meinung unserer Schriftsteller, um dann wieder weit von ihnen abzuweichen. Es ist nicht mehr zum Aushalten, nicht wahr, Herr Präsident?

Pr. Ich werde nie ungeduldig. Ich bewundere das Vorgehen des Chevalier, dieses Schritt für Schritt, und wie er einen Gedanken an den andern knüpft, allmählig den Resultaten näher kommt, bis er ihrer gewiß ist.

M. Das freut Sie? Und ich sage Ihnen im voraus er gewinnt die Schlacht, wenn man sieht, wie der feindliche Feldherr vorrückt, einen Posten nach dem andern nimmt und behauptet, keine Lücken läßt — das ist ein schlimmes Zeichen, man wird geschlagen!

Pr. Er soll mich schlagen, aber ich werde es von ihm lernen.

M. Wie Peter von Karl XII sagte. — Aber, Chevalier, was machen wir nur aus dieser unglücklichen Ausfuhr?

Ch. Stellen wir sie für einige Tage ein, bis wir sie wieder aufnehmen. Heute ist es schon zu spät.

M. Aber dann sagen Sie uns Ihre Meinung? Ja oder nein?

Ch. Ja, ganz bestimmt, ich werde dann gleich damit anfangen.

M. Hören Sie, Chevalier, ich habe eine gute Idee Hier werden wir zu leicht gestört. Kommen Sie nach dem Diner zu mir Bei mir ist es sehr behaglich und wir können plaudern so viel wir wollen, bis zum Abendessen

Ch Gut; ich bin einverstanden!

Siebenter Dialog

Die vorigen

Am 12. Dezember

M. Heute werden Sie uns also endlich Ihre Meinung über das Edikt sagen?

Ch. Vielleicht

M. Wie? Ist es denn nicht sicher?

Ch. Man darf nie die Hoffnung aufgeben.

M. Sie wollen meine ohnedies schon ungeduldige Erwartung noch höher spannen! Ich wollte mir den Text des Edikts kaufen und war so unvorsichtig, es zu vergessen.

Ch. Kein großes Unglück, wir kennen ja alle den Inhalt

M. Ziehen Sie mich doch, ehe der Präsident kommt, aus der quälenden Ungewißheit, in der Sie mich ließen! Habe ich wirklich die Wette gewonnen?

Ch Was meinen Sie darüber selbst?

M Aufrichtig gesagt, ich glaube, ich habe verloren Das Beispiel war zu schlagend Ich sehe, daß in einer Ehe ein vernünftiges Maß von Freiheit, wechselseitiges Vertrauen, Liebe, Sanftmut und Offenherzigkeit eine bessere Wirkung thun als Eifersucht, Zwang und Härte, und ich glaube, daß auch in einem Staat, der im Grunde nichts anderes als eine große Familie ist, die Freiheit, besonders im Handel, bessere Wirkung thun müsse als die Verbote.

Sch. Wenn Sie das glauben, so kann ich Ihnen mit gutem Gewissen sagen, daß Sie verloren haben.

M. Gut, aber Sie haben mich über Ihre wahre Meinung im Zweifel gelassen. Haben Sie ehrlich mit mir gespielt?

Sch. Darauf hätten Sie achtgeben müssen.

M. Das gebe ich zu. Auch wurde es, wenn wir um Geld gewettet hätten, mein erstes gewesen sein, Sie zu bezahlen, auch wenn es Tausende gewesen wären. Aber, ohne einen Ersatz zu fordern, ich bitte Sie, sagen Sie mir, habe ich mich geirrt? Es ist nur um meiner Belehrung willen.

Sch. Da Sie so überaus ehrlich sind, will ich Ihnen also sagen, daß ein Gleichnis, eine Geschichte, so schön, so einleuchtend sie auch sein möge, niemals ein Beweis ist; man darf sich nie darauf verlassen. Der Beweis muß aus der inneren Einsicht in die Natur des Gegenstandes kommen — einen andern Weg darf man nicht einschlagen. Hinterher kann das Gleichnis den Vortrag verschönern, kann ihm rednerischen und poetischen Wert geben, aber das ist der Firnis, nicht das Gemälde selbst. Hätte man in allen Wissenschaften den Gleichnissen weniger getraut, so würden wir viel weniger Bücher und viel weniger Irrtümer haben. Dann würden die Ärzte, die sich besonders gern einer bilderreichen Sprache bedienen, einer Dame nicht sagen, daß ihre Nerven zu sehr „gespannt" oder „verstimmt" seien, denn die Dame ist keine Laute und kein Klavier. Die Dame aber, die musikalisch ist, glaubt, daß ihr Arzt etwas Großes und Schönes gesagt habe und daß er ihre Krankheit kennt. Sie überredet sich selbst dazu umso lieber, da sie weder geheilt werden kann, noch geheilt sein will — aber doch ihren Arzt konsultieren muß.

M. Das ist mir klar.

Sch. Von welch zweifelhaftem Wert ein Gleichnis ist, ersehen Sie daraus, daß ich Ihnen ein ganz anderes hätte erzählen müssen, wenn ich Sie zum Gegenteil hätte überreden wollen. Ich hätte angenommen, daß Sie einen sehr teuren

Kanarienvogel besitzen, den Sie in einem Bauer halten. Ein Freund kommt zu Ihnen und sagt: Warum sperren Sie denn diesen reizenden Vogel so unbarmherzig ein, wenn Sie ihn so lieb haben? Machen Sie sein Gefängnis auf und haben Sie keine Angst. Er findet bei Ihnen Sicherheit, Nahrung, Liebe und Vergnügen; er bleibt bei Ihnen, ohne Zweifel, und wenn er auch für einen Augenblick wegfliegt, so kommt er sicher wieder. — Und würden Sie auf diesen Rat den Vogelbauer aufgemacht haben?

M. Gewiß nicht, der Vogel würde wegfliegen.

Eh. Und dies Gleichnis ist eben so hübsch wie das andere. Es beweist die Vorteile des Verbotes, wie jener die Vorteile der Freiheit. An welches wollen Sie sich halten? Um zu einem Entschluß zu kommen, müßten Sie erst wissen, ob das Getreide einer Frau oder ob es einem Kanarienvogel gleicht. Können Sie diese Frage lösen?

M. Nein! Das Getreide gleicht weder dem einen noch dem andern. — Aber da ist der Präsident.

Pr. Haben Sie auf mich gewartet, mein Herrn? Oder haben Sie schon angefangen?

Eh. Eigentlich noch nicht. Der Marquis beschuldigte mich der Unredlichkeit in der Wette, die er verloren hat. Ich spiele nobel, und habe ihm, ohne zu streiten, sein Geld zurückgegeben. Glauben Sie, daß er ein Recht hatte, es zu verlangen? Ich hatte ihn doch besiegt?

Pr. Ihr Gleichnis von Eifersucht und Freiheit war sehr fein und die Verblüffung des Marquis sehr spaßhaft. Aber bei einigem Nachdenken wird man doch noch manches einwenden können.

M. Wieso?

Pr. Die Klugheit Ihrer Frau Gemahlin, ihre Liebe und Treue für Sie, haben sie der Freiheit würdig gemacht, und Sie befanden sich gut dabei. Ich weiß nicht, ob man soviel Tugend, Sittlichkeit und Mäßigung beim Volke voraussetzen

darf. Arme Bauern, die immer dem ersten besten Gewinn nachlaufen, und habsüchtige, schlaue Kaufleute konnten die Freiheit sehr mißbrauchen. Ich will nicht entscheiden, aber ich fühle, daß man die Sache genauer untersuchen muß.

Ch. Der Herr Präsident scheint zu glauben, daß das Volk ein ungezähmtes Tier ist, und so würde es dem Kanarienvogel gleichen. Aber wir wollen nicht durch Bilder entscheiden, und Sie, lieber Marquis, sollen das Edikt nicht gleich verbrennen. Wir waren eben dabei, das Wesentliche unserer Aufgabe, das worauf es ankommt, zu suchen. Wir wissen, daß kaum ein wirklicher Überfluß an Getreide in Frankreich vorhanden ist, und daß dies, wenn es der Fall wäre, nur die Folge eines Mangels an Bevölkerung sein würde. Die Bevölkerungsvermehrung aber stellt sich nicht so bald wieder ein, als man denkt, und man macht Kinder nicht mit einem Federstrich — wie der Pater Petavius. Mehrere Generationen gehören dazu, um hier einen Verlust wieder auszugleichen. Wenn es also wahr wäre, daß Frankreich zur Zeit einen Überfluß von Getreide hat, was soll man damit anfangen, bis neue Esser geboren sind? Ins Wasser werfen? Sie sagen nein! Man muß also damit Handel treiben. Nun wollen wir sehen, welche Vorteile oder Nachteile dieser Handel mit sich bringt. Erst wenn wir das gehörig erkannt haben, können wir entscheiden, was mit dem Getreide zu geschehen hat.

Pr. Sie haben schon gezeigt, daß der Gewinn aus dem Getreidehandel weit geringer ist als der aus Manufakturen, seitdem habe ich mich nicht genug über den Leichtsinn wundern können, mit dem man uns unter den schmeichelhaftesten Hoffnungen jenen Handel angepriesen hat, der, wie die Schriftsteller versichern, Wunder wirken müßte.

Ch. Bis jetzt haben Sie nur in großen Umrissen den Unterschied gesehen, wir wollen aber einmal ins Detail gehen. Hören Sie und zählen Sie.

Erstens: Der größte Vorteil eines Handelsartikels ist der, daß er bei möglichst hohem Wert möglichst wenig Raum einnimmt. Das Gold und die Edelsteine nehmen daher den ersten Rang ein, das versteht sich von selbst. Je kleiner der Raum, desto größer der Gewinn, in Hinsicht der Kosten und der Gefahr des Transportes, die sowohl dem Verkäufer als dem Käufer zur Last fallen, weil man sie auf den Preis schlagen muß. Nun ist es unter allen Handelsartikeln gerade das Getreide, welches den geringsten absoluten Wert in Bezug auf Umfang und Gewicht hat. Nicht allein alle Manufakturen, sondern auch alle andern Lebensmittel, wie Wein, Öl, Fleisch, eingesalzene Fische haben hierin einen großen Vorzug vor dem Getreide. Eine Tonne Wein ist zehnmal mehr wert als eine gleichgroße Tonne Getreide, und wiegt viel weniger. Denken Sie also, wie viel durch den Transport am Gewinn verloren geht. Die Fracht kostet gleichviel, ob Sie nun ein Schiff mit Getreide oder mit Goldbarren anfüllen.

Zweitens: Eben diese unbehilfliche, schwerfällige und voluminöse Ware ist zu allem Unglück auch noch am leichtesten der Zerstörung ausgesetzt. Tausend Feinde können sie verderben. In der Hitze keimt sie, in der Nässe fault sie, unzählige Tiere zehren daran, Vögel, Insekten, 2c. Wir müssen mit der ganzen Natur kämpfen, um unser Getreide zu erhalten. Also wird es auch aus diesem Grunde viel unbequemer für den Handel als Steine, Kohlen, Torf, Bau- und Brennholz, die einzigen schweren Waren, die billiger sind als das Getreide.

Drittens: Wenn es uns nur wenigstens, sobald es an Ort und Stelle ist, in Ruhe ließe, aber es ist in den Magazinen ebenso lästig; es verdirbt und kommt um; man muß es wenden und das ist kostspielig. Je länger man es aufbewahrt, desto größer ist der Ausfall an Quantität und an Wert. Nichts ist ungünstiger für den Handel, und diese so verwickelte und schwierige Kunst, über die so viele Leute ohne

Erfahrung geschrieben haben, läßt sich auf einen ganz kurzen Grundsatz zurückführen.

M. Wenn er kurz ist, ist er für mich gut; denn dann werde ich ihn behalten.

Ch. Er heißt: Man muß beim Kaufen und Verkaufen Zeit und Gelegenheit abwarten, das ist die ganze Kunst; und das ist der ganze Unterschied zwischen den Trödlern und Ihren Kammerdienern. Der Trödler kauft Ihre Kleider, weil Ihr Kammerdiener sie verkaufen will, und er verkauft sie denen, die sie kaufen wollen. Aufbewahren können, Platz zum Aufbewahren haben, das ist das Gesetz und die Propheten. Das ist doch ganz einfach, das Getreide läßt sich am schwersten aufbewahren, nimmt den meisten Platz ein, und seine Aufbewahrung kostet am meisten. Es ist also dem Handel am wenigsten günstig.

Viertens. Das Getreide ist gerade mitten im Sommer reif. Ehe man es ausdrischt und aufschüttet, geht ein Teil des Herbstes hin. Also fällt der Handel damit zwischen Herbst und Frühjahr. Denn später haben die Vermutungen über die künftige Ernte schon sein Schicksal entschieden, und die Anfragen der Käufer, oder die Bereitwilligkeit der Verkäufer hört auf. Es bleibt also für diesen Handel die ungünstigste Jahreszeit: das Meer ist stürmisch, die Flüsse sind gefroren oder über die Ufer getreten, die Straßen durch Schnee und Morast unpraktikabel, die Tage am kürzesten, also eine sehr häßliche Zeit.

M. Das ist eine ganz neue Beobachtung.

Ch. Für Sie vielleicht, und für Ihre Schriftsteller, aber den Fuhrleuten, den Bäckern und den Kaufleuten ist sie sehr bekannt.

M. Warum hat man also diese nicht zu Rate gezogen?

Ch. Ich weiß es nicht. Und dann: jeder Narr kann allenfalls eine Antwort geben, wenn man ihn fragt; aber nur ein verständiger Mann versteht zu fragen. Diese Ungunst

der Jahreszeit, in welcher man den Getreidehandel betreiben muß, kommt weder in Betracht bei dem Handel mit Manufakturwaren, die in jeder beliebigen, also in der bequemsten Zeit verschickt werden können, noch auch bei den übrigen Lebensmitteln, wie Wein, Öl, 2c., weil man diese zu Ende des Herbstes oder im Winter einerntet und das Frühjahr und den Sommer für den Handel übrig hat.

Fünftens: Und das ist das Schlimmste in der ganzen Sache. Das Getreide kommt fast überall fort. Kein Land Europas ist dessen ganz bar. Nun beruht aber der ganze Handel auf dem Satze: non omnis fert omnia tellus; also ist eigentlich das Getreide keines Landes vorzüglicher Reichtum. Ich verstehe unter vorzüglichem Reichtum ein Produkt, das alle Menschen brauchen müssen, das aber nur in einigen Ländern zu haben ist, so wie die meisten Metalle und die Südfrüchte, deren Handel deshalb sicher, beständig und gleichförmig bleibt. Die Provence wird immer ihr Öl nach der Normandie verkaufen, weil hier keines wächst. Dieser Handel wird also immer aktiv von der einen, passiv von der anderen Seite sein. Jedes Jahr wird der eine Teil Bestellungen machen und der andere das Produkt absetzen. Das kann sich nicht ändern. Frankreich hat also, wie Sie sehen, seinen vorzüglichen Reichtum unter den Naturprodukten in Wein und Öl. Der ganze Norden braucht sie und erzeugt sie nicht. Ist ein solcher Handel einmal eingerichtet, so geht er seinen Gang fort, hört auf eine Spekulation zu sein und wird Gewohnheit. Selbst Menschen von sehr beschränktem Verstande können ihr Geschäft dabei machen; sie brauchen nur Routine zu haben. Nehmen Sie nur den Handel mit französischen Weinen nach Stockholm. Ein Pariser Kaufmann hat dort seinen Korrespondenten und kann ruhig schlafen. Jedes Jahr bestellt der eine, der andere expediert. Der in Paris riskiert nichts, wenn er im voraus auch größere Vorräte anlegt. Der Absatz ist ihm sicher. Schickt er seinem Korrespondenten einen zu starken Posten, so

wartet er das künftige Jahr nur etwas länger. Der Wein wird in Stockholm schon getrunken werden und niemals mit Verlust. Er kann in der günstigsten und ihm bequemsten Zeit einkaufen und versenden. Er hat nicht zu fürchten, daß sein Wein nach der neuen Lese ankommt, denn in Schweden ist keine. Vergleichen Sie das alles mit dem Getreidehandel. Der in Paris weiß nicht, ob er dafür in Stockholm einen Korrespondenten haben soll oder nicht. Das eine Jahr wird man Getreide bei ihm bestellen, das andere wird man ihm selbst welches anbieten, und am öftesten wird man keines von beiden thun. Verlangt man welches, so kann der Händler in Paris vielleicht nicht billig verkaufen; bietet man ihm welches an, so hat er vielleicht gerade keines nötig. Es ist ein Wunder, wenn zur gleichen Zeit der Überfluß in dem einen Lande mit dem Mangel in dem anderen zusammenfällt. Der in Paris wird sich also nichts aus einem Korrespondenten machen, der ihm meistens nichts nützen kann, und doch kann dann wieder der Fall eintreten, daß es ihm Schaden bringt, wenn er keinen hat. Ist Schweden in Verlegenheit, so werden die Bestellungen immer in folgenden Ausdrucken kommen. „Kaufen Sie um jeden Preis, aber schicken Sie bald und nur vor dem Sommer, denn nachher ist es zu spät." Diese Bestimmung der Zeit verdirbt den ganzen Handel, denn nun muß sich der Kaufmann in Frankreich beeilen. Sobald man das merkt, steigen die Preise, die Transportkosten verdoppeln sich und zehren den ganzen Gewinn auf; und wenn noch unglücklicherweise eine langsame Fahrt, ein Schaden, ein Leck, eine ungünstige Strömung oder widrige Winde die Ankunft bis nach dem bestimmten Termin verzögern, so verkauft man offenbar mit Verlust und ist ruiniert. Das Handel zu nennen, ist ein Mißbrauch des Wortes. Das ist nicht mehr Handel, es ist ein Räubergewerbe, bei dem es nur darauf ankommt, der erste zu sein, flink zu sein und zu riskieren. Denn das ist die ganze nötige Kunst beim Getreidehandel, und das ist dem Geiste des

Handels gerade entgegen. Denn dieser verlangt, daß man weder mit dem Einkauf noch mit dem Verkauf eilt, und verspricht desto mehr Vorteil, je weniger man riskiert. — Da überall Getreide produziert wird und überall welches fehlen kann, so müßte man überall seine Korrespondenten haben, und wie ist das möglich? Welcher Aufwand von Briefen, die oft ganz unnütz sind! Wie kann man mit so vielen Menschen in geschäftliche Verbindung treten und sich von ihrer Ehrlichkeit überzeugen? Man könnte also nur zu den berühmtesten Bankiers seine Zuflucht nehmen, die durch ihren Reichtum in ganz Europa bekannt sind. Da diese schon mit anderen Handelsartikeln ihre Korrespondenz und ihren Ruf begründet haben, so werden auch nur sie allein sich mit dem Getreidekauf befassen können und wollen, aber ihre Korrespondenten sind oft unerfahrene Neulinge in diesem Handel, Fehler und deshalb auch Verluste werden sich mehren; um diese wieder einzubringen, muß man eines großen Gewinstes sicher sein, und deshalb hört man immer vom Getreidemonopol und hört niemals von einem Leder-, Zucker- oder Weinmonopol sprechen. Hat der Weinhändler, von dem wir vorhin sprachen, nur ein kleines Vermögen, so wird er kleine Geschäfte nach Stockholm machen, aber er macht doch Geschäfte dorthin, und sein kleiner Handel thut dem großen keinen Abbruch und leidet nicht durch diesen. Zwei Haushofmeister zweier Herren, einer in Frankreich, einer in Schweden, können diesen Handel mit einander machen. Er ist sogar viel einträglicher im kleinen. Sparsamkeit und Redlichkeit befördern ihn, er vergrößert sich und schafft beiden Teilen hinlänglichen Unterhalt. Aber zum Getreidehandel braucht man die mächtigsten Hände und die längsten Arme der größten Kaufleute. Nur sie können immer die neuesten Nachrichten haben, von einer schlechten Ernte hier, von einer guten dort. Und nur sie können die ersten sein und den anderen zuvorkommen. Wenn sie also den Handel allein treiben, so kann man nicht sagen,

daß sie ihn an sich reißen, sondern daß man ihn ihnen überläßt. Ja man bittet sie oft flehentlich, daß sie sich damit befassen. Der kleine Kaufmann kann dabei nur verlieren; der große riskiert, aber er kann gewinnen. Glauben Sie daher nicht, daß dieser Handel jemals die Sache kleiner Kaufleute war, und wenn es so scheint, so können Sie versichert sein, daß sie nur die Kommissionäre der Großhändler sind. Sie sind nicht so verrückt, auf ihre Kosten ein Risiko zu übernehmen, wobei ein einziger Schlag sie an den Bettelstab bringen kann. Ist die Gefahr des Verlustes groß, so ist auch der Gewinn im gleichen Verhältnis größer. Der Blick auf ein großes Risiko zerstreut den Haufen und nur einer bleibt — der Monopolist. Das bringt die Natur der Dinge hervor, nicht die Bosheit der Menschen. Aber die Menschen sind so gern geneigt, sich mehr Bosheit zuzutrauen als wirklich in ihnen ist. Freiwillig opfern sie die Meinung von ihrer Rechtschaffenheit dem Wahne, listiger zu sein, als sie sind. — Dies sind so ungefähr die Hindernisse und Schwierigkeiten des Getreidehandels ins Ausland. Nun die des inneren Handels.

Sechstens: Ganz Frankreich erzeugt Getreide. Gewiß sind einige Provinzen mehr oder weniger fruchtbar; aber fast jede hat in guten Ernten genug an dem ihrigen, und jede braucht in schlechten Ernten die Hülfe einer anderen Provinz. Hier sehen Sie den gewaltigen Unterschied zwischen dem Getreide und dem Wein. Zwei oder drei Provinzen geben die besten Sorten; einige andere die minder guten, der Rest wird dort verbraucht, wo er wächst, und diese Weine haben wieder ihre Gütegrade. Pontac, Clos de Vougeau, La Romanée, das sind die Kardinäle in diesem heiligen Kollegium. Ist es mit dem Getreide auch so? Auf welchem Boden der Erde finden Sie das Brot welches nur die Großen dieser Welt an ihren Tafeln speisen können? Wo ist das Getreide, auf das man besondere Bestellungen macht und das man zehn, zwanzig mal höher bezahlt als das andere? Das Brot schmeckt überall

ziemlich gleich. Es ist wie die Luft immer ein Bedürfnis des Menschen, niemals ein gesuchter Leckerbissen. Gegen den Handel sträubt es sich, da es nicht das Eigentum und der Schatz eines besonderen Landes, sondern der Unterhalt eines jeden ist. Mit Wein, mit Öl können Sie handeln, wenn Sie einen Freund in der Bourgogne oder in der Provence haben. Das ist ein wohlgekannter Handel, der immer seinen gewöhnlichen Gang geht und auf den sich jeder versteht. Die kleinlichste, peinlichste Aufmerksamkeit ist nötig, um etwas zu sparen, und diese Ersparnisse machen den Gewinn. Glauben Sie mir, es ist ein großer Unterschied, ob man einen guten oder einen schlechten Fuhrmann hat.

M. Die besten, glaube ich, sind die, die am wenigsten fluchen und am wenigsten mit der Peitsche knallen.

Ch. Und die am besten auf ihre Waren zu achten wissen. — Aber um alle diese Kleinigkeiten kennen zu lernen, dazu gehört die Erfahrung eines ganzen Lebens, natürlich nicht für einen Newton, wohl aber für einen Fuhrmann. Und die Newtons werden auch gewöhnlich keine Fuhrleute. — Wenn der Handel also seine beständige Quelle und seine sicheren Kanäle hat, so läßt sich die Sache unschwer machen. Wenn das aber nicht der Fall ist, wenn man weder weiß woher, noch wohin, wie soll man sich da zurechtfinden? Wo wollen Sie Ihren Getreidekorrespondenten hinsetzen? In Ihre fruchtbaren Provinzen meinen Sie, in die Pikardie, nach Brie, der Beauce, dem Soissonois, aber wie, wenn diese Gegenden selbst Mangel haben und von andern regelmäßig fruchtbaren Getreide verlangen? Diese Unmöglichkeit, so viele sichere, intelligente und zuverlässige Korrespondenten zu haben, ist die Ursache, daß man diese ganze Spekulation des innern Verkehrs den Fuhrleuten, Müllern und Bäckern überläßt, die diesen Handel ganz im kleinen, unter sich und auf eigene Rechnung betreiben. Also der Getreidehandel ins Ausland ist so groß, so schwierig und mit einem solchen Risiko ver-

bunden, daß er ganz naturgemäß das Monopol hervorruft. Andrerseits ist der Binnenhandel von Hand zu Hand zu klein, kleinliche Habsucht und Gewinnsucht erzeugen Betrügereien. Also Monopol dort, Betrug hier, haben Sie genug der Gründe, die gegen den Handel mit Getreide sprechen?

Pr. Ich noch nicht — sechs sind mir noch zu wenig.

M. Das kann ich von mir nicht sagen. Mir fängt allmählig das Brot an, so zuwider zu werden, daß ich glaube, ich werde wieder zu den Eicheln zurückkehren, der berühmten aber sehr bitteren Kost unserer Vorfahren.

Ch. Bis Sie sich im goldenen Zeitalter werden eingerichtet haben, wird der Herr Präsident weiterzählen — Siebentens. Wie soll man es also anfangen, um den so viel gepriesenen und oftgewünschten Aktiv-Getreidehandel Frankreich zu verschaffen? Ich denke, es kommt darauf an, den Überfluß Frankreichs an Getreide von dem Notwendigen abzuheben. Aber schon der Gedanke an die Behutsamkeit, die dies Beginnen erfordert, erschreckt. Es kommt sozusagen darauf an, Frankreich die Epidermis abzuziehen, ohne tief in die Haut zu kommen, denn das thut weh, zum Schreien weh, — und kann man das? Und ist es nicht die wahre Ursache des beständigen Schmerzgeschreis des Volkes, wenn man nur etwas den Getreidehandel anrührt? Das Volk ist weder dumm noch blödsinnig wie das immer die Schriftsteller so schmeichlerisch zu sagen nicht müde werden, es ist nur empfindlich, und wenn man ihm ins Fleisch schneidet, so schreit es. Auch gibt es nicht so viele schlechte Kerle, als man meint. Diese Monopolisten, diese Wucherer, diese Ungeheuer, welche Getreide ankaufen, es zurückhalten und ein Land ohne Mitleid und Barmherzigkeit aus reiner Profitwut aushungern, die sind doch nicht das Gewöhnliche. Aber weil die Operation so schwierig, so heikel und behutsam ist, so ist es unmöglich, nicht weh zu thun. Wenn man die Voraussetzungen, unter denen man immer so liebreich andere beschimpft, immer auf die natür-

lichen Gesetze zurückführen würde, würde man sich viel weniger in seinen Urteilen irren. In der That, wie soll man es anfangen, nur den wirklichen Überfluß zu verkaufen? Die am wenigsten schlechte Methode wäre noch die, jene Getreidequanta aufzukaufen, welche die großen Pächter auf ihren Schnittboden haben — aber gerade diese Methode ist verboten. Nach den Verordnungen darf nur auf den Märkten gekauft werden.

M. Diese Gesetze sind unsinnig, man muß sie abschaffen.

Ch. Nur langsam! Diese Gesetze, diese Verordnungen ruhen völlig auf dem Getreideverwaltungssystem Ihrer Vorfahren. Diese betrachteten das Getreide als einen Gegenstand der Regierung; wir wollen daraus einen Gegenstand des Handels machen. Was unter einem Gesichtspunkt weise und nützlich, wird unter einem andern sinnlos und schädlich. Aber da nun einmal die alten Einrichtungen noch gelten, so müssen wir die Sache nehmen, wie sie ist. Also, man darf jetzt Getreide nicht anders als auf dem Markte kaufen, und man straft die mit Gefängnis, die es von den Pächtern unter der Hand beziehen und festhalten. Bei diesem ganzen Handel ist der Hauptkunstgriff der, sich nicht merken zu lassen, daß hinten nach ein anderer Käufer mit großen Aufträgen kommt. Denn würde das bekannt, so würden die Verkäufer sofort mit dem Preis aufschlagen, und der Handel wäre nicht so gewinnbringend. Was geschieht also auf den gewöhnlichen Wochenmärkten in den Dörfern und Weilern der verschiedenen Provinzen? Die Pächter, welche ihre Getreide weiter schicken, wissen mit unglaublicher Bestimmtheit voraus, wie viel Getreide auf den Markt gebracht und wie viel verkauft wird. Eine lange Erfahrung hat sie dies gelehrt. Da die Zahl der Konsumenten fast immer die gleiche ist, und da man weiß, welche Orte sich dort gewöhnlich versorgen, so ist der Absatz eine ziemlich konstante Größe. Die Verkäufer wollen sich nicht gern die Mühe machen, ihr Getreide wieder nach Hause zu führen. Also haben sie ein ziemlich genaues Maß von

200 Säcken bleiben an einem Markttag kaum drei oder vier unverkauft. — Wir wollen nun annehmen, es werden auf einen Markt 300 Säcke gebracht, nach Schätzung des gewöhnlichen Absatzes. Der Kommissionär kommt, schiebt einige Leute vor, um so sein Spiel besser zu verbergen, bietet etwas mehr — und 100 Säcke Getreide gehören ihm. Ein Drittel der Bewohner eines Dorfes gerät dadurch in schreckliche Verlegenheit, ihr Vorrat reicht noch auf drei, vier Tage; sie wollten sich für 14 Tage versorgen. Was thun? Bis auf den nächsten Markttag zu warten ist unmöglich. Sie schreien und schimpfen und beschuldigen die Gemeindeverwaltung, daß sie ihre Pflichten vergessen, den Fremden den Vorzug vor den Einheimischen gegeben habe. Die Behörde wird unruhig, verlegen, verspricht, nicht ohne Furcht, für künftig eine größere Wachsamkeit. Sie stattet dem Intendanten einen umständlichen und wortreichen Bericht ab, daß diese Woche der Markt nicht gereicht habe. Der Intendant berichtet an den Hof. Aber kein Mensch sagt, daß höchstens 100 Säcke zu wenig gewesen waren, und in keinem Bericht steht ein Wort davon. Die große Neuigkeit, daß an einem Markte Getreide gefehlt habe, kommt an den Hof, das Ministerium spitzt die Ohren. Währenddem bleiben die betreffenden Landleute ohne Getreide, hungern; da überlaufen sie die benachbarten Märkte, wo sie unerwartete Gäste sind, sie laufen hier das Getreide weg, so daß es nun auch hier fehlt. Die Neuigkeit, daß schon wieder ein Markt nicht gereicht habe, geht von Mund zu Mund, von Markt zu Markt, das Ministerium spitzt die Ohren noch mehr. Plötzlich steigen die Preise, und das treibt die Landleute, die kaufen wollen, von einem Markt zum andern, bis zu den entferntesten. Dieser Gegenschlag wirkt immer weiter, verursacht eine allgemeine Erschütterung. — Auf der andern Seite bringen die Verkäufer die folgende Woche viel mehr zu Markt, denn das Getreide hat ja nicht gereicht und wurde auch rasch abgesetzt. Jetzt aber ist der Kommissionär versorgt; es finden sich nur die

gewöhnlichen Abnehmer ein. Eine neue Krise! Man muß das Getreide entweder wieder nach Hause führen, oder im Preis heruntergehen und mit Verlust verkaufen. Aber das erste ist wieder durch Verordnungen verboten, selbst das Aufheben dessen, was einmal auf dem Markt war, ist verboten — und die Verkäufer sind ruiniert. Lassen Sie sich solche Fälle auf drei oder vier Märkte hintereinander ereignen, und Sie werden die Wirkungen sehen: Teurung, Aufstand, Verzweiflung in einer großen Provinz. Ein paar Regentropfen fallen auf einen ruhigen Wasserspiegel in ein Bassin; es bilden sich kleine Kreise, die bis an den Rand gehen, wieder zurückkommen und sich überschlagen — bis das ganze Wasser in wilder Bewegung ist: so kann der außergewöhnliche Ankauf von fünf oder sechshundert Sacken Getreide, wenn der Kauf auf mehrere Märkte fällt, genügen, eine ganze Provinz für eine Zeit in Unruhe zu bringen.

M. Eine solche Kleinigkeit!

Ch. Eine Kleinigkeit! Nennen Sie das eine Kleinigkeit, wenn eine Familie fünf, sechs Tage kein Brot hat? Sie vergessen, daß das Brot das erste Bedürfnis des Menschen ist. Und eben weil das Getreide ein allgemeines, dauerndes und dringendes Bedürfnis ist, wird es so ungeeignet für den Handel. Ich habe es von Leuten, die sich für gescheit halten, gehört, daß man sich um den Getreidehandel so wenig kümmern müsse wie um den Lederverkauf; kein Gesetz, keine Verordnung kümmere sich um Stiefel und doch sei man nie barfuß gegangen.

M. Das ist doch wahr, nicht? Das Beispiel kam mir immer sehr treffend vor, finden Sie nicht?

Ch. Ich finde nicht.

M. Weshalb? Sind die Schuhe nicht ebenso notwendig wie das Brot?

Ch. Kann sein, aber wenn auch das Bedürfnis darnach bei beiden gleich groß ist, so ist es doch nicht gleich

dringend. Das ist es! Sie brauchen sehr nötig ein paar Schuhe, gut. Wenn aber der Schuster gerade kein Leder hat und nicht gleich neue machen kann, so werden Sie sich noch einige Wochen mit den alten behelfen, die Sie sonst als abgetragen wegwerfen würden. Können Sie sich und Ihre Familie mit einem Pfund Brot einige Wochen hinhalten? Gewiß nicht. Das Brot trägt sich nicht ab, es verzehrt sich. Es verzehrt sich schnell, und das Bedürfnis darnach kommt bei schwachen Personen zweimal, bei starken drei-, viermal des Tags wieder. Und das ist es, was die Begierde, die Habsucht aufstachelt und was den ehrlichen und rechtlichen Handel, den für den Staat einzig guten und nützlichen, verdrängt. Die Menschen wenden allen ihren Scharfsinn auf, erschöpfen ihre List an einem so drängenden Bedürfnis — und weil sie eines ungeheuren Gewinnes sicher sind, so bemühen sie sich, Unruhe hervorzurufen durch die Gespenster der Teurung und der Hungersnot, die sie heraufbeschwören, um ihren Gewinn zu vergrößern. So viel Scharfsinn verwenden sie nicht auf den Lederhandel, denn sie wären dabei selbst die Dupierten. Deshalb geht jeder andere Handel fast von selbst, denn bei jedem kann man Zeit gewinnen, und diese Zeit genügt, um wieder das Gleichgewicht herzustellen. Aber die Versorgung mit Brot drängt, man muß beständig darüber wachen — und das Gleichgewicht käme zu spät, wenn die Leute schon verhungert wären.

Pr. Alles, was Sie sagen, ist ja ganz richtig; aber ich kann nicht begreifen, wie Sie einen so kleinen Umstand, als es der Ankauf von einem Hundert Säcken Getreide ist, als ein so großes Übel ansehen können?

Ch. Sie wissen nicht, was eine Hungersnot ist. Sie glauben, sie sei ein Unglück, das alle trifft — aber Sie irren sich, die Hungersnot ist der allgemeine Jammer aber das Unglück einzelner. Der Reiche, der Wohlhabende leidet nicht unter ihr, die Verkäufer gewinnen sogar, aber alle, alle zittern beim

Anblick des schrecklichen Schauspiels. Hier sieht man welche, die vor Hunger sterben, dort irren andere durch die Straßen wie Gespenster — aschgraue, verdorrte Gerippe mit hohlen, verweinten Augen, struppigem, zerraufftem Haar und in Lumpen voll Ungeziefer. Mit wankenden Schritten kommt einer auf Sie zu, seine schwache Stimme bittet um Brot, und seine bettelnde Hand zittert. Sie sehen ihn zu Ihren Füßen zusammenbrechen — und wie er stirbt. — — Das habe ich gesehen! . . Und das nennt man eine Hungersnot. — Ach ja, noch einmal der Vergleich mit Leder und Getreide! Ja, wenn das Leder fehlen sollte, das wäre freilich unangenehm, hm, wenn man sich der Holzschuhe bedienen müßte aber was anderes bliebe uns übrig? Und das Schauspiel wäre am Ende mehr lächerlich als unangenehm. Denken Sie nur einmal Ihre reizenden Pariserinnen in Holzschuhen . .

M. Es wäre wirklich sehr pikant. Aber es ist wahr, am Ende würde man darüber lachen.

Gh. Fast jeder andere Mangel würde fein eine Tragikomödie. Gingen die Stoffe aus und man würde sich in dünne Linnen kleiden, so wäre das unangenehm. Aber glauben Sie mir, man würde den Damen nicht weniger Schmeicheleien sagen, wenn sie auch gleich angezogen wären wie die grauen Schwestern?

M. Ach wenn das in meiner Jugend nur immer gewesen wäre. Eine graue Schwester, ich bitte Sie! Nichts ist reizender! Ich erinnere mich an einen Vorgang, es war noch bei der Armee, ich lag im Spital —

Gh. Ja, Sie haben reizende graue Schwestern im Spital gesehen; aber auch die schrecklichen Krankheiten, welche von schlechter Ernährung verursacht waren? — Also das wirkliche Unglück einer Hungersnot fällt auf eine kleine Anzahl, aber das Gefühl des Mit-den-andern-leidens durchdringt alle Herzen, auch die gefühllosesten. Ein einziger, der auf der

Straße vor Hunger stirbt, wirft eine ganze sattgegessene Stadt in unruhige Angst.

M. Aber wenn man ein Surrogat für das Brot erfände?

Ch. Pastetenrinden aus Butterteig, nicht wahr?

M. Aber kann sich das Volk nicht wenigstens eine Zeit lang von Fleisch, Gemüsen und Milchspeisen ernähren? Das gemeine Volk hat doch einen Magen aus Eisen, der kann alles verdauen.

Ch. Ja, das gemeine Volk verdaut alles, aber mit Brot. Diese Gewohnheit ist so stark, so erstaunlich, daß man sie gar nicht begreifen kann. Ich bin selbst Zeuge dieses Unglücks gewesen. Ohne Brot kann man nichts essen, und ißt man aus Hunger trotzdem, so kann man nicht verdauen. Ein epidemisches und tödlich verlaufendes Fieber erwartet alle die, welche glauben, den Hunger anders stillen zu können als mit Brot. Und dieser Tod ist noch schrecklicher als der erste, weil er ansteckend ist.

Pr. Nach allem, was Sie gesagt haben, scheint es mir, daß Sie das, wie soll ich sagen, unvermutete, plötzliche Aufkaufen des Getreides auf den Märkten für die einzige Ursache der Unruhe, des Aufstandes und der Not einer Provinz halten. Wenn man erlaubte, es im großen gleich beim Pächter in Beschlag zu legen und hier aufzukaufen, so würde alles ruhig sein, und die Märkte würden genügend Getreide haben. Ein Pächter z. B., der tausend Septiers geerntet hat, schickt davon nur zwanzig auf jeden Markt. Verkauft er nun en gros 300 an einen fremden Händler, so wird er deshalb immer noch die gewöhnliche Quantität auf den Markt schicken können und sich damit nur seines Überflusses entledigen.

Ch. Richtig.

Pr. Das alte Gesetz, bloß auf den Märkten kaufen zu können, ist also ein schlechtes Gesetz?

Ch. Ist ein sehr gutes, wollen Sie sagen. Was seinem Zweck entspricht ist immer gut. Die Vorfahren haben das

Gesetz gegeben, damit das Getreide kein Handelsgegenstand werde. Und diesen Zweck erreicht es vollkommen, also ist es gut. Es erfüllt seinen beabsichtigten Zweck so gut, daß Sie versichert sein können, so lange man es halten und üben wird, so lange ist es schlechterdings unmöglich, daß ein Getreidehandel im großen irgend stattfinden kann. Und das ist so wahr, daß alles Getreide, welches in den letzten Jahren den Exporthandel gebildet hat, daß all' dieses Getreide ohne Ausnahme gegen das Gesetz und außer den Märkten gekauft worden ist. Man hat sich die lächerliche Mühe gegeben, den Ursprung des Monopols und des besonderen Aufkaufs zu entdecken, wo es doch klar zu Tag liegt, daß man unmöglich anders kaufen kann als so, wenn man damit handeln will. Schlimm für die, welche sich dabei nach dem Gesetz richten wollten.

Pr. Das ist wahr. Die Vorkommnisse in manchen Provinzen beweisen das. Unkluge Kommissäre wollten auf den Märkten in kleinen Quantitäten Getreide für das Ausland, oder selbst für die Hauptstadt kaufen, da wollte sie das Volk steinigen.

M. Aber es ist doch nur Ironie, Chevalier, wenn Sie sagen, daß diese Verordnung gut sei. So als ob Sie sagen wollten, daß ein Dolch gut ist, weil seine Klinge aus Damaskus ist.

Ch. Da hatte ich doch ganz recht.

M. Ja, aber der Zweck ist ein schlechter, wenn ich mit dieser guten Klinge Menschen umbringe.

Ch. Nennen Sie doch nicht die Präcision des Ausdrucks Ironie. Das Gesetz ist und bleibt gut, weil und so lange es seine Absicht erreicht.

M. Meinetwegen, wie Sie wollen. Den ganzen En-gros-Getreidehandel zu Grunde richten, zu vertilgen — das nennen Sie gut?

Ch. Ich habe noch nichts gesagt. Wir sprachen von den Vorteilen und Nachteilen des Getreidehandels. Ich habe Ihnen bewiesen, daß, so wie die Sache jetzt steht, der Ankauf unmöglich ist, und daß es ein ungemein schwieriges Unternehmen ist, von einem Lebensmittel, das überall wächst, das man überall nötig hat, und das doch ungleich ergiebig ist, den thatsächlichen Überfluß abzuheben und den notwendigen Bedarf übrig zu lassen. Ich stimme mit Ihnen völlig überein, daß unsere Vorfahren den Getreidehandel zu Grunde richten wollten. Ob sie daran recht oder unrecht thaten, ist eine andere Frage. Davon später. Aber das müssen wir ihnen lassen, daß sie zu diesem Zweck das allerwirksamste Mittel gefunden haben. Und da sie das Mittel so außerordentlich richtig trafen, sagen Sie selbst, wäre es nicht äußerst merkwürdig, daß sie sich so geirrt haben und so bar aller Vernunft gewesen sein sollten, als man daraus schließen will, daß sie sich gegen den Getreidehandel erklärten? — Aber ich habe noch etwas über den Getreidehandel zu sagen.

M. Noch etwas? Sie sind noch nicht fertig?

Ch. Ich sprach ja nur von den Schwierigkeiten des Einkaufs, nun die des Absatzes. Es ist ein Grundsatz jedes Handels, daß er dann am gewinnbringendsten ist, wenn er sich so wenig als möglich zersplittert, und wenn eine große Geldsumme so rasch als möglich aus der Hand des Konsumenten in die des Verkäufers kommt. Der Profit des Handels realisiert sich erst dann, wenn die Ware vom letzten Verkäufer an den, der sie verbraucht, übergeht. Erst mit dem Kauf des Konsumenten ist der Vorgang abgeschlossen. Was dazwischen geschieht, ist nur ein Wechsel des Besitzers. Durch je mehr Hände die Ware geht, desto geringer wird der Gewinn des Produzenten, desto größer die Kosten des Konsumenten. Der Zwischenhandel absorbiert Profit und verteuert die Ware. Schon aus diesem Grunde wie wohl auch aus andern, ist der Juwelenhandel der gewinnbringendste

An einem Tage verkauft der Juwelenhändler einen Diamant für 30,000 Livres, die in einem Augenblick in seine Kasse spazieren. Ein Dutzend Juwelenhändler genügt, um das Luxusbedürfnis eines ganzen Reiches zu befriedigen. — Wie aber ist es mit dem Verkauf des Brotes? Es gibt keinen Handel, der so im Detail verkauft wie der Brothandel. Jeder will es frisch gebacken haben. Man kauft nicht mehr, als man in drei oder vier Tagen verzehrt. Reiche und Arme kaufen es, Tausende von Menschen thun den Tag über nichts anderes als es verkaufen, und wollen sie dann von ihren Gewinneinnahmen sich ein Kleid machen lassen, so schneidet der Tuchhändler mit einem Schnitt für zehn Louis d'or Tuch herunter, der Spitzenhändler schickt Ihnen an einem einzigen Morgen für hundert Louis d'or Ware. Aber an dem gleichen Morgen haben Sie nur für fünfzehn oder zwanzig Sous Brot gekauft, mehr brauchen Sie nicht. Denken Sie einmal über diesen gewaltigen Unterschied nach, und Sie werden finden, was für eine Menge Menschen ihr ganzes Leben lang mit diesem Detailverkauf zubringt. Sie müssen davon leben, und da sie nicht Produzenten sind, so sind sie dem Staat nicht sonderlich wertvoll, sie sind für ihn keine Quelle des Reichtums, denn diese ist nur bei den Produzenten. Sie sind gerade nur eine notwendige Last, ein unheilbares Übel der menschlichen Gesellschaft. In dieser Hinsicht steht also das Brot unter allen Manufakturwaren, ja selbst unter allen übrigen Lebensmitteln. Vornehme und Geringe, Reiche und Arme kaufen das Brot im Detail, es sei denn einmal ein ungeheurer Hochzeitsschmaus oder sonst ein Übel, so daß der Haushofmeister an einem Tag für hundert Francs Brot kaufen muß. Könnte man es mit dem Brot wie mit dem Wein machen, so wäre der Detailhandel geringer; aber ich wollte wetten, daß Sie jetzt für mehr als 4000 Francs Wein im Keller, aber nicht für 15 Francs Brot in der Speisekammer haben.

M. Ich will nicht dagegen wetten

Ch. Der Brotverkauf ist also höchstens mit dem Verkauf von frischem Fleisch zu vergleichen; aber auch dieses hat eine Unbequemlichkeit weniger, denn diese Ware läuft auf eigenen Füßen, der Transport eines lebendigen Ochsen kostet fast nichts. Aber der Transport von vier Zentner Mehl kostet viel. Noch mehr, alle die, welche Fleisch essen, essen auch Brot, aber eine große Menge, besonders auf dem Lande, ißt alle Tage Brot und bekommt im Jahr kaum viermal Fleisch zu riechen — Doch das ist noch nicht alles.

M. Wie? Noch nicht genug?

Ch. Noch etwas von großer Bedeutung. Die meisten Menschen kaufen das Brot auf Kredit, die Reichen aus Stolz, die Armen aus Not. Bedenken Sie nur, wie viel Zeit darauf geht, bis man seine Rechnung abschließen kann und bis das Geld eingeht. Bedenken Sie, was dabei verloren geht, wie viele Arme nicht bezahlen, und wie groß die Schuldregister in der Hinterlassenschaft eines Grand-Seigneur sind. Bedenken Sie das alles — und weinen Sie über die Bäcker. Ein guter Mann, voll Eifer und ohne alle Erfahrung hat dieser Tage eine Schrift herausgegeben, die einzige, die mir von allen dergleichen in die Hände gekommen ist, durch Zufall, auf einem Kamin fand ich sie, warf nur einen Blick hinein und sah, daß sie der Verfasser dazu schrieb, alle anständigen Leute zu einer Revolte aufzuhetzen.

M. Wie? Zu einem Aufstand? Anständige Menschen?

Ch. Er sagte es zwar nicht so gerade heraus, weil er überhaupt nicht wußte, was er sagte, oder sagen wollte. Aber er wollte, und zwar aus selbst angestellten Versuchen, beweisen, daß man das Brot um ein Drittel billiger verkaufen könne als man es verkauft. Die direkte Folgerung aus seinem Buche ist, daß man alle Bäcker steinigen müsse. Aber durch eine geschickte Redefigur — obticentia nennt sie Quinctilian — war diese Folgerung nicht ausdrücklich genannt. Seine Rechnung

war übrigens ganz hübsch; er hat bloß einen kleinen Umstand vergessen.

M. Nämlich?

Ch. Er hat alles, was durch Zufälle verloren geht und ausfällt, rein vergessen. So berechnet er z. B. sehr schön, was einem Müller gewöhnlich ein Esel kostet, aber er vergaß, daß der Esel doch auch einmal sterben kann, ebensogut wie ein Schriftsteller, nach dem Wort Salomos: Similis est interitus hominis et jumentorum. Er berechnete die Miet- und Baukosten einer Mühle, eines Magazins, eines Backofens, aber er vergaß wieder die Kosten der Reparaturen, die Verluste durch ausgebliebene Zahlungen, Betrügereien, Prozeßkosten &c.

Pr. Wie konnte er denn das vergessen?

Ch. Weil in dem engen Kreis seiner Erfahrungen und in der kleinen Zahl seiner Experimente ihm kein solcher Fall vorgekommen war und er also glaubte, es gebe überhaupt keinen.

Pr. Wie hätte er dies aber auch berechnen können?

Ch. Diese Art von Unfällen sind im einzelnen ein Zufall, der sich weder voraussehen, noch berechnen läßt. Aber nehmen Sie sie zusammen, summieren Sie alle diese Zufälle, die in einem Jahr einer ganzen Klasse oder einer ganzen Nation begegnen, so lassen sich diese Zufälle ziemlich genau auf ein bestimmtes, regelmäßiges, immer gleiches Resultat eines oder mehrerer Jahre bringen. Diese zufälligen Ausgaben beeinflussen den Preis der Waren, sind ein Teil ihres Preises. Wäre das nicht so, dann würden alle Kaufleute zu Grunde gehen, nicht alle in einem Jahre, aber einer nach dem andern, wie einen jeden gerade die Reihe im Unglück trifft. Die Menschen haben diese Verluste taxiert, ebenso wie die Kosten ihrer Waren, und sie haben damit durch Annäherung ein Resultat zustande gebracht, das sich gründet auf lange Zeit, auf Übung, schmerzliche Erfahrungen und besonders

auf eine moralische Equilibristik, die darin besteht, daß der eine den andern drückt und hält, daß man den Schlag immer weiter gibt, so lange man noch Kraft und Atem hat. Es ist gleichsam ein natürlicher Instinkt, der diese verwickelte Aufgabe löst, und an der jeder Rechenmeister scheitern muß. Dieser Instinkt hat uns endlich belehrt, daß die Summe aller Zufälle, welche das Getreide und das Brot treffen können, sich ungefähr auf ein Drittel der gewöhnlichen Kosten beläuft. Und Sie sehen, wie gut jener »Moniteur des hommes de bien« das Ziel getroffen hat, trotzdem er es nicht sah. Er fand, daß in den letzten Monaten die Kosten eines Brotes nur zwei Sous und drei Liards betragen; nehmen Sie dazu ein Drittel für die Zufallskosten, so haben Sie den Marktpreis von vier Sous.

Pr. Ihre Meinung ist also, daß man bei der Bestimmung des Preises einer Ware auch die Zufallskosten einbezieht?

Ch. Ohne Zweifel.

Pr. Und selbst die Laster der Menschen, wie mir scheint, denn Sie sprachen auch von Betrügereien, von Prozessen?

Ch. Sie beschämen mich, indem Sie mich dahin bringen, Ihnen dies zu gestehen.

Pr. Aber wieso denn? Das ist mir ja gar nicht eingefallen!

Ch. Aber doch thun Sie es. Man muß die Dinge beim rechten Namen nennen. — Wenn der Verfasser der erwähnten Broschüre und die ähnlicher sich irren, so ist die Ursache doch eine gute und keine beschämende für sie. Ist ein wohlwollendes und ehrliches Herz einmal von einem lebendigen und unschuldigen Enthusiasmus für Menschenglück erfaßt, so bildet sich in dem zu diesem Herzen gehörigen Kopf eine ideale Welt. Alles in diesem Gemälde ist mit den lachenden Farben der Einbildung gemalt. Er sieht sich selbst in seinem Werke und

glaubt die ganze Menschheit darin zu sehen. Alle Laster und unrechten Leidenschaften sind verbannt, weil sie sich in dem kleinen Kreise, in dem er lebt, nicht finden. Fuhrleute, Müller, Bäcker sind bei ihm eine Klasse von Heroen.

M. Da hätte sich der Heroismus etwas niedrig einquartiert.

Ch. Er könnte keinen besseren Wohnort haben, wenn er wirklich so allgemein verbreitet wäre, als diese Schriftsteller glauben. Darum wendet sich ja der Autor an die „anständigen Menschen, die das Gute wollen.“ Er wäre sehr erstaunt und verlegen über die kleine Anzahl, die er um seine Rednerbühne versammelt sähe. Aber seien wir billig gegen die Wahrheit und gegen diese Schriftsteller: es ist ihr Herz und nicht ihre Erfahrung, welche die Ideen ihrer Einbildung hervorbringt und billigt. Ich meinte daher, Sie würden mich minderwerten, wenn Sie vermuteten, ich sei nicht so wohlwollend und gutherzig, und Sie würden dies dann vermuten, wenn ich eingestehen würde, daß meine Meinung von den Menschen ganz anders ist als die jener Herren.

M. Da thun Sie uns und sich Unrecht. Wir wissen ganz gut, daß Sie jenen «hommes de bien» an Gesinnung nicht nachstehen und daß Sie sie an Menschenkenntnis übertreffen. Und wenn ich es offen heraussagen soll, so kommen mir jene Leute doch sehr gefährlich und strafbar vor, trotz all ihrer Tugend, Herzensgüte und der Reinheit ihrer Intentionen. Sich in einer so heiklen Sache zu verrechnen, sich irren aus Mangel an Menschenkenntnis, und trotzdem schreiben und räsonnieren, Grundsätze verbreiten und unbillige Wünsche erregen: das hat schwere Folgen, das macht ihre Sache sehr schlimm. Aber woher kommt ihnen denn diese Wut, über Dinge zu reden, von denen sie nichts verstehen, sich in Sachen zu mischen, die sie nichts angehen? Was wollen sie eigentlich?

Ch. Das Glück der Menschen, seien Sie dessen sicher! Keiner von ihnen spricht von Staatsangelegenheiten aus Hab-

sucht oder niedrigem Eigennutz. Die meisten würden sogar Ämter und Würden ablehnen, wenn man sie ihnen antrüge. Ihr Eifer ist rein, ihr Enthusiasmus ist unschuldig, ihr Irrtümer sind ganz unfreiwillig.

Pr. Erlauben Sie eine Frage: Wo liegt die Ursache eines so edlen, aber so falsch angebrachten Enthusiasmus?

Gh. Die wissen Sie nicht? Sie liegt in der Güte der Regierung selbst. Im jungen Mai entfalten sich auf gepflegten Fluren beim warmen Hauch reiner und zarter Lüfte tausend Frühlingsblumen, die weder gesäet noch gewartet wurden und die doch über die Wiesen einen farbenprunkenden Teppich werfen. So ist es unter einer milden und friedlichen Regierung, deren reiner Hauch alle Köpfe erwärmt und befruchtet. Da vergessen die Menschen die spitzfindigen, dogmatischen Streitigkeiten, die der Verfolgung und der Intrigue zum Vorwand dienten, und ihr Sinnen und Denken wird auf das allgemeine Wohl gerichtet. Jeder spricht darüber so gut er es versteht, hilft sich, so gut er kann. Die nachsichtige Regierung läßt sie reden, läßt sie alles sagen und verzeiht ihnen in Hinsicht der guten Absichten, die sie leiten. Diese sonderbare Fremdartigkeit und Mischung von Gewächsen aller Art scheint der guten Saat zu schaden. Aber fürchten Sie nichts, sie sind vergänglich und verblühen bald, ohne eine Spur zu hinterlassen. Das kurze Schauspiel ihres Blühens war die Pracht und der Stolz des Frühlings und der noch schönern Tage einer Monarchie. Damit ist es auch aus, denn Früchte hat man keine zu erwarten, es war eine Augenweide, ein Parfüm der Luft, das den Sommer ankündigte und dann ein — Vergehen. — Aber wir sind abgekommen. Ich habe noch eine Bemerkung über das Getreide zu machen.

M. Ich habe wirklich vergessen, wo wir stehen geblieben sind. Der Herr Präsident weiß vielleicht noch die Nummer.

Pr. Was jetzt kommt, wäre die neunte Bemerkung.

Eh. Sie ist nicht so wichtig wie die andern, aber sie ist so verborgen, sie entgeht einem so leicht. Ich meine die Mannigfaltigkeit der Zubereitung und die vielen Hände, durch die das Getreide gehen muß, ehe es das wird, was uns zur Nahrung dient. Eine Vergleichung mit einem andern Lebensmittel wird Ihnen die Sache deutlich machen. Der Wein kann, so wie er aus der Hand des Winzers kommt, getrunken werden. Wenn also der Winzer in Burgund seine Lese gehalten und der Wein alle nötigen Behandlungen erfahren hat, — was in seinem Hause mit seinen und seiner Leute Händen geschieht — so ist er instande, ihn an den Konsumenten abzugeben. Sie können sich direkt an ihn wenden, er ist Produzent, Kaufmann, Verschicker, er verkauft im großen und im kleinen. Aller Gewinn bleibt in seinen Händen, kostbare und teure Hände für den Staat, weil Hände eines Untertanen, der Reichtum produziert. Wenn der Wein im Preis aufschlägt, so können Sie sicher sein, daß das Mehr dem Weinbau zu statten kommt. Steigen bei einer schlechten Weinlese die Weinpreise, so wird dadurch dem Winzer, der der einzig Verlierende dabei ist, der Schaden wieder ersetzt. — Aber das Getreide! So wie es von der Tenne des Pächters kommt, kann man es nicht essen. Es passiert die Hände des Kaufmanns, des Fuhrmanns. Von da geht es in die Mühle, immer ist es allen Gefahren und allem Risiko ausgesetzt. Dann muß die Kleie vom Mehl geschieden werden. Dann zum Bäcker. Dieser gibt es dem Verkäufer, der erst setzt es an den Konsumenten ab. Welche Menge von Zwischenhänden! Jeder will gewinnen, und jeder kann die Menschen durch das Gericht von einer Teurung mißbrauchen und davon profitieren. Wenn bei erhöhtem Brotpreis die Teurung ganz dem Ackerbauer zu statten käme, so hätte man noch den Trost, daß dieser wenigstens bereichert würde. A b e r d e r G e t r e i d e p r e i s s t e h t n i e m i t d e m B r o t p r e i s i n V e r h ä l t n i s , w e i l a l l e d i e s e u n v e r-

meidlichen Zwischenhände einen Teil des Gewinnes absorbiert haben.

Pr. Diese Thatsache liegt sehr verborgen, da haben Sie recht. Weder die Urheber des Systems der Ausfuhr noch sonst jemand hat sich durch sie aufhalten lassen. Jene behaupteten immer, daß der freie Getreidehandel durch Preiserhöhung den Profit des Landmanns vermehren müsse. Und sie schrien über den Unverstand des Volkes, weil es sich von dieser Wahrheit nicht überzeugen lassen wollte.

Gh. Ja, aber das Volk hat eben gar kein Bedürfnis nach „Wahrheiten“, es genugt ihm Erlebnis und Erfahrung. Sehen Sie doch den Marktbericht an: ist das Getreide auf irgend einem Markte in diesem Jahr um das Doppelte gestiegen?

Pr. Höchstens um ein Drittel. Und man vermutet dahinter einen Schwindel, daß der Preis des Brotes um das Doppelte stieg und das Getreide nicht um das Gleiche. Man untersucht gegenwärtig, was dahinter steckt.

Gh. Der erste beste Uhrmacher wird Ihnen das Rätsel lösen. Er wird Ihnen sagen, daß in einer Maschine von einem Rade die Last gerade der Kraft entspricht, und daß also beim Wein, Öl &c. die Bereicherung des Urproduzenten dem Preise, den der Konsument zahlt, proportional ist. Daß aber in einer Maschine von mehreren Rädern die Last der Wirkung der Kraft nicht gleich ist, daß die verzögernde Reibung diesen Unterschied vergrößert nach dem Gesetz vom Widerstand, der die Geschwindigkeit vermindert. Er wird Ihnen also sagen, daß wenn das Brot statt zwei vier Sous kostet, der Urproduzent von dieser Erhöhung des Preises doch nur ein Drittel oder die Hälfte des gewöhnlichen Preises zieht. Das Surplus bleibt unterwegs. Wo? das weiß ich selbst nicht, weil auch bei der deutlichsten Einsicht in den Mechanismus einer Maschine die Ursachen der Reibung nicht immer gefunden werden können. Aber ich sagte Ihnen den Grund,

weshalb der Urproduzent des Getreides unter allen Urproduzenten am schlechtesten dran ist. Suchen Sie ihn nicht in dem Verbot der Ausfuhr, noch in anderen Träumereien enthusiastischer und unerfahrener Projektemacher. Gehen Sie in die Natur der Sache. Jedes Produkt, sei es der Natur oder der Hand, das, vermöge seiner Beschaffenheit oder durch den Zwang des Gesetzes durch mehrere Hände gehen muß — die es abwechselnd besitzen — ehe es in die des Konsumenten kommt, läßt den ersten Produzenten arm. Wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie alle Handlanger, Gesellen und Lehrjungen in Paris, alle werden Ihnen klagen, wie sehr das Meisterrecht ihnen schadet, ein Recht, welches recht eigentlich dazu gemacht ist, eine unnütze und hinderliche Zwischenhand einzuschieben zwischen Produzenten und Konsumenten.

Pr. Darin sehen Sie also die Hauptursache der Armut unserer Landwirte?

Ch. Und mit Recht! Finden Sie ein Mittel, den Landmann zugleich Müller und Bäcker sein zu lassen, daß er anstatt des Getreides Brot auf seinem Hof verkauft, und Sie werden sehen, daß er reich wird. Der gemeine Mann weiß das recht gut, er ist ein guter Rechner aus Instinkt und er vermeidet so viel er kann die Zwischenhände. Und daher hat er, weil er die Mühle nicht gut übergehen kann, beim Backen gespart, er bäckt selbst und findet seinen Vorteil dabei.

Pr. Es ist doch merkwürdig, daß die gegenwärtigen Schriftsteller so heftige Gegner des Hausbackens sind; sie verlangen sogar für Dörfer große Bäckereien.

Ch. Wir wollen die Schriftsteller einmal in Ruhe lassen. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, sie sehen in den Müllern und Bäckern eine Art von Heroen, die bisher verborgen waren und von ihnen erst glücklicherweise entdeckt wurden. Lassen wir sie also in dieser edlen Gesellschaft. Das Volk hat keinen Sinn für diese Größen, es weiß, wie viel Kraft und Geschwindigkeit man bei einer Maschine gewinnt, wenn man ein

hemmendes Rad beseitigt. Gewiß ist deshalb der Anbau des türkischen Weizens in den südlichen Ländern so beliebt, weil man dabei das Mahlen und Backen erspart. Man thut nichts weiter als ihn zerquetschen, in Wasser kochen — und man hat die Polenta. Durch diese sehr beträchtliche Ersparniß verdanken wir diesem amerikanischen Gewächs die Verminderung der Hungersnöte; und man kann durchgängig die Beobachtung machen, daß in den Ländern, in denen der türkische Weizen stark gebaut wird, der Landmann viel wohlhabender ist als in andern. So steht der Landmann der Lombardei unter vier verschiedenen Regierungsformen ganz gut. In Sizilien, Sardinien, Apulien und im Kirchenstaat ist er arm, und dieser Unterschied liegt gewiß nicht in Fehlern der Regierung, die gewöhnliche Ausflucht schlechter Raisonneure. — Ich schließe also aus allem diesem, daß diejenigen sich sehr geirrt haben, welche meinten, die Steigerung des Brotpreises müsse man mit Freuden begrüßen in Hinsicht der Landwirtschaft. Ich glaube vielmehr, daß man, um der Landwirtschaft aufzuhelfen, ganz andere Maßregeln treffen und die Sache ganz anders angreifen müsse als jene meinten. Mit ihrem teuren Brot hungern sie das Volk aus, schädigen die Manufakturen, und bereichern die Klasse, die nichts hervorbringt, während das Getreide auf seinem alten Preis stehen bleibt und der Landwirt in der vorigen Dürftigkeit.

M. Und wie würde man es denn anfangen, um den Ackerbau zu heben und zur Blüte zu bringen?

Ch. Sie fragen zu viel auf einmal. Ferner . . .

M. Sie wollen fortfahren, ich will stehen bleiben. Ich kann die Wette immer noch nicht verschmerzen, die Sie unrechterweise gewonnen haben, ich will Revanche. Ich will wetten!

Ch. Worauf?

M. Hören Sie also. Ich wette im vollen Ernst, daß Sie gegen die Ausfuhr des Getreides sind, daß Sie mit mir

darin übereinstimmen, wenn ich Aufhebung des Edikts und Rückkehr zu unserm alten Zustand verlange, wie ich schon damals behauptete, als Sie mich mit Ihrem Gleichnis hereinfallen ließen, welches aber auf unsern Fall gar nicht paßt.

Gh. Wollen Sie hoch wetten?

M. So hoch Sie wollen. Ein Bedenken habe ich nur dabei, nämlich, daß ich meiner Sache zu gewiß bin, ich lese es in Ihren Augen.

Gh. Und Sie, Herr Präsident, wetten Sie auch?

Pr. Beinahe hätte ich Lust.

Gh. Und worauf verlassen Sie sich dabei?

Pr. Sie haben uns bewiesen, daß man in Frankreich kein anderes Getreide ausführen lassen dürfe, als den Überschuß in gewöhnlichen Jahren, ferner, daß es sehr zweifelhaft ist, ob ein solcher Überschuß wirklich statt hat, was bisher noch niemand gewußt hat, noch wissen konnte; und endlich, daß es zu wünschen wäre, wir hätten wirklich keinen Überschuß, da jede gute Regierung dafür Sorge tragen muß, daß die Bevölkerung wachse und so die ganze Ernte allein konsumiere und sie nicht dem Ausländer zuführe. Nachdem Sie so den Zweck fixiert hatten, ließen Sie uns aber über die Wahl der Mittel im Unklaren. Sie haben uns bloß zu bedenken gegeben:

Erstens: daß der große Umfang und das große Gewicht des Getreides seine Transportkosten erhöhe, den Preis vermindere, also den Handel unprofitabel mache.

Zweitens: daß die schwierige Konservierung beim Transport Verlust und Risiko vermehre.

Drittens: daß das Gleiche eintritt bei der Aufbewahrung in Magazinen, wodurch der Verkäufer oft genötigt wird, entweder sich die Einbuße gefallen zu lassen oder schnell zu verkaufen, ohne einen höheren Preis abwarten zu können.

Viertens: daß der Getreidehandel gerade in der ungünstigste Jahreszeit fallt und man keine andere, bessere dazu wählen kann.

Fünftens: daß das Getreide nirgends der eigentümliche Reichtum und Schatz eines Landes ist, sondern daß es überall wächst, auch überall fehlen kann, daß also der Handel damit unsicher, schwankend, von Zufall und Zeit abhängig ist, sich nicht in sichere Bahnen von Nachfrage und Angebot bringen läßt — kurz, daß er sich so sehr von der Sicherheit jedes andern Handels unterscheidet, wie der Straßenraub von einem anständigen Gewerbe.

Sechstens: daß die meisten Kaufleute sich aus Mangel an Vermögen oder Mut nicht damit einlassen, und er also von selbst zum Monopol wird, wenn er im großen mit dem Ausland betrieben wird, daß hinwieder der Kleinhandel im Binnenlande Betrügereien und Diebereien Thür und Thor öffnet. Weil da die kleinliche Verzettelung keinen ehrlichen Gewinn möglich macht, so zwingt sie zum Unerlaubten.

Siebtens: daß der Ankauf von Handelsgetreide bei der gegenwärtigen Lage unmöglich ist, daß er nicht stattfinden kann, ohne die Ruhe ganzer Provinzen zu stören und sie zu gerechten Klagen zu veranlassen, denn es steht nicht in menschlicher Kraft, es bei der Heimlichkeit, die bei ungewöhnlichen Bestellungen gegen den Verkäufer praktiziert wird, so einzurichten, daß der gewöhnliche Vorrat eines Marktes, den der Ankäufer gleichsam heimlich überfällt, im Preise nicht verringert oder überteuert wird.

Achtens: daß der Einkauf mit Schwierigkeiten verbunden, der Absatz im Innern aber noch viel unbequemer, langwieriger, zersplitterter und so noch viel mehr Verlusten und Schädigungen ausgesetzt ist. Daß so viele Zwischenhändler den eigentlichen Nutzen des Handels aufheben, der doch darin beruht, die hervorbringende Klasse reich zu machen. Daß die Menge der Zufälligkeiten wächst mit der Zahl der Hände, durch die der Handel geht, und daß dieser Zwischenhandel den Preis um ein Drittel über seine Produktionskosten erhöht. Endlich, daß die vielfachen Veränderungen, die das Getreide

erfahren muß, ehe es Brot wird, dem Landwirt einen sehr geringen Anteil an dem höheren Preise lassen, weil er es nicht unmittelbar an den Konsumenten verkauft. Nach all dem sind Sie zu dem Schluß gekommen, daß das Brot zwar die erste Stelle in den Bedürfnissen des Menschen einnimmt, aber die letzte in Hinsicht auf den Gewinn, den es beim Handel gewährt, daß es zwar für die Regierung ein sehr wichtiger, für den Handel aber ein sehr undankbarer, unzuverlässiger und gefährlicher Artikel ist, ein Artikel, den man nie entbehren kann und bei dem doch kein Land darauf zählen darf, sich durch seine Ausfuhr bereichern zu können — Sie haben zum auffallenden Beweise Ihres Gesagten den gegenwärtigen Zustand aller bloß Ackerbau treibenden Nationen beschrieben. Was könnten Sie aus dieser ganzen Reihe Ihrer Bemerkungen, die mir nebenbei meistens ganz neu waren —, was könnten Sie daraus für eine andere Folge ziehen, als daß man das von unsern Ökonomisten verteidigte Ausfuhrsystem ganz fallen lassen muß?

Ch. Sie wetten also?

M. Ich weiß nicht, ob ich es wagen soll.

Ch. Wetten Sie nicht, Sie würden verlieren. Ja, lieber Marquis, es thut mir sehr leid, daß ich es Ihnen sagen muß, aber mein letztes Wort ist: ich bin für die freie Ausfuhr.

M. Für? — Wider wollen Sie sagen!

Ch. Für! Für!

M. Spaß wie gewöhnlich ... Es ist doch nicht möglich! ...

Ch. Es ist so wie ich Ihnen sage.

M. Aber, mein Gott, weshalb denn!?

Ch. Erst will ich Ihnen eine ganz kleine Geschichte erzählen.

M. Ihre Geschichten sind manchmal nicht übel, also los!

Ch. Es gab einmal in Rom einen jungen Abbé; ich habe ihn gut gekannt. Er war aus einer reichen Familie,

und seine Mutter wollte durchaus einen Prälaten aus ihm machen. Man kaufte ihm also eine Prälatur, und als er eingekleidet war, verschaffte man ihm auch eine Stelle in einer Gerichtsbehörde, die man Buon governo nennt. Ist so ähnlich wie das Châtelet in Paris. Gerade an dem Tag, an dem er sein Amt antrat, traf es sich, daß man über eine Sache verhandeln sollte, die durch besondere Umstände Aufsehen machte. Es betraf die Giltigkeit eines Testaments. Ganz Rom sprach davon und begierig erwartete man den Schiedsspruch des Buon governo. Es besteht nur aus zwölf Prälaten, und in wichtigen Sachen setzt jeder Richter sein Urteil schriftlich auf und liest es vor, wie es überhaupt dort Sitte ist, daß jeder Richter seine Stimme laut abgibt und man daraus kein Geheimnis macht wie in anderen Ländern. Nun müssen Sie wissen, daß mein Mann ein Schafskopf war.

M. Wer? Der Prälat?

Ch. Ja, der Prälat. Ob er gleich schon Prälat war, so war er doch sehr dumm, und eben deshalb wollte er nicht dafür gehalten werden. Das begriff er ganz gut, daß er bei seinem ersten Auftreten Aufsehen machen müsse, daß jeder Mensch von seinem Votum sprechen müsse, und daß hier eine gute Gelegenheit wäre, sich den Ruf eines klugen und scharfdenkenden Kopfes zu gründen. Ohne sich also lange zu bedenken — er war kein Freund von langen Bedenken — ließ er sich von einem berühmten Advokaten ein Urteil machen und schärfte ihm ein, etwas recht Gutes zu verfertigen, koste es was es wolle; er solle die Sätze recht spicken mit Citaten aus den besten lateinischen Schriftstellern. Der Advokat war ein anständiger Mann und that sein Möglichstes. Justinian, Gratian, die Glossatoren, Accursius und Cujacius — alle mußten herhalten, und man kann sagen, das Urteil wurde vortrefflich. Der Advokat bewies darin deutlich, daß das Testament umgestoßen werden müsse. Der Advokat bringt am Morgen des unglücklichen Gerichtstages selbst den Aufsatz

meinem Prälaten. Der ist entzückt, nimmt, dankt, bezahlt, durchläuft die Schrift ein paarmal, um sie ohne Steckenbleiben ablesen zu können, deklamiert sie auch ein wenig vor sich hin, steckt sie ein, läßt anspannen und fährt, ein Zoll höher, in die Sitzung. Er glaubt seine Unsterblichkeit in der Tasche zu haben. Aber man kann nicht an alles denken und entgeht seinem Schicksal nicht. Das Unglück wollte es, daß er heute nicht der erste war, der sein Urteil vorlas. Zwei Prälaten stimmten vor ihm — und denken Sie das Pech! — alle beide verteidigten die Gültigkeit des Testaments. Bei diesem unerwarteten Schlag geriet er ganz außer sich. Er bildete sich ein, daß auch alle andern für die Gültigkeit stimmen würden, und daß er mit seiner Meinung allein bleibe. Welche Schande! Welcher Hohn! Die ganze Stadt wird sagen, er sei unterlegen! Der Gedanke machte ihn bald blaß bald rot. Er zitterte und fluchte vor sich hin über den „vermaledeiten Advokaten". den „Betrüger", der ihm einen Streich gespielt und den er noch so gut dafür bezahlt hat und der ihn so aufsitzen ließ. Nun sah er erst ein, wie schlimm es war, daß er sich nur ein Urteil hatte machen lassen. Wie dumm war ich, dachte er bei sich, was hätte es viel mehr gekostet, wenn ich mir zwei Aufsätze, auf jeden Fall einen, hätte schreiben lassen? Auf eine Kleinigkeit wäre es angekommen, und in solchen Sachen muß man nicht knickerig sein. Aber bald war keine Zeit mehr, der entscheidende Moment nahte, die Reihe kam an ihn. Was thun? Er hätte zwar mit zwei Worten sagen können, er sei der Meinung der beiden ersten Redner. Aber was sollte aus seiner schönen Rede werden, die er so teuer bezahlt hatte! Alle Leute würden dann sagen, er habe den Fall nicht durchdacht, er verstände nichts davon, weil er kein Urteil vorlas — und er hat ja eines in der Tasche! Die Angst gab ihm endlich Mut zu seiner eignen Meinung, er zog sie hervor und las sie mit laut vernehmlicher Stimme, mit Grazie und Würde ab, genau wie es geschrieben war. Bloß zuletzt, als er an die

herkömmlichen Schlußworte kam, sagte er, anstatt: ich stimme also für die Ungültigkeit . . . ich stimme also für die Gültigkeit des Testaments. Der Präsident — ein Kardinal — der nichts Arges dabei dachte, hielt es bloß für Ironie und fiel sogleich ein, „Monsignor! Sie wollen sagen für die Ungültigkeit!“ — „Verzeihen Sie, Eminenz, antwortet ganz bescheiden unser Prälat, ich bin für seine Gültigkeit.“ — „Aber mein Gott,“ sagte jener wieder, „Sie haben aber doch das Gegenteil bewiesen!“ — „Das macht nichts, Eminenz, ich bin für die Gültigkeit, ich bin überhaupt der Meinung der beiden Herren, die schon gestimmt haben.“ Und dabei bleibt er. Alles sieht sich an, ist erstaunt, man will seinen Ohren nicht trauen. Alle fragen, wie, warum, aus welchem Grund denn? Aber er immer: Ich bin für die Gültigkeit. Endlich hört sein Nebenmann ihn einige Worte murmeln, die seine Furcht verrieten, allein überstimmt und zum Gegenstand des Spottes zu werden in der ganzen Stadt. Er erriet das Rätsel und deckte es auf, daß der Mensch sich die merkwürdige Überzeugung in den Kopf gesetzt habe, daß man im Meinen, wie in der Mode, sich immer nach den andern Leuten richten müsse.

M. Ach, Chevalier, jetzt ertappe ich Sie. Schon lange haben wir Sie im Verdacht, daß Sie Ihre Geschichten selbst erfinden, wie Sie sie brauchen; diesmal ist das ganz klar. Ihre Geschichte kommt zu sehr à propos. Gleich, als Sie sagten „Ich bin für die Ausfuhr“, frug ich mich, was ist das? Gewiß sieht der Chevalier ein, daß er der einzige unter allen vernünftigen Menschen wäre, der jetzt der freien Ausfuhr widerspricht, er schämt sich mit seiner Meinung allein zu bleiben und entschließt sich rasch, lieber mit dem Strom zu schwimmen als verbrannt zu werden.

Ch. So? Sie trauen mir also nicht mehr Verstand zu als der Prälat hatte? Nun, so muß ich Ihnen sagen, daß die Geschichte wahr und nicht erfunden ist, und daß ich sie bloß erzählt habe, um Ihrem Verdacht zuvorzukommen. Ich mache

mir gar nichts daraus, mit meiner Meinung allein zu stehen. Bin ich einmal nach vorurteilsloser Untersuchung von meiner Meinung überzeugt, so scheue ich mich nicht, sie auch auszusprechen, mag ich auch immerhin vom Geschrei der Gegner übertönt werden. Ich stimme also wahrhaftig nicht aus Bequemlichkeit für die freie Ausfuhr, noch um das Vergnügen zu genießen, daß man mich unter die Verständigen und Gebildeten zählt, durch den einzigen Titel „Freihändler". Ich habe ganz andere Gründe.

Pr. Der Marquis hat sich nur einen Spaß machen wollen, aber er weiß so gut wie ich, woran wir mit Ihnen sind. Sie haben uns zwar über die Natur des Getreides eine Menge Bemerkungen mitgeteilt, die noch niemand gemacht oder der Aufmerksamkeit wert gefunden hat. Aber deshalb ist es gar nichts Unmögliches, daß Sie aus andern Gründen für die Ausfuhr sind, aus Gründen, die von ihren bisherigen Verteidigern entweder übergangen oder nur ganz flüchtig gestreift wurden. Ich werde daher nicht erstaunt sein, wenn Sie die Ausfuhr mit Beweisen angreifen, die man sonst zu ihrer Verteidigung gebraucht hat, und sie mit entgegengesetzten verteidigen. Es wäre allerdings sehr merkwürdig; aber ich bin darauf gefaßt.

M. (zum Präsidenten). Ihre Güte legt mir eine Meinung unter, die ich gar nicht habe. Ich sage und behaupte, der Chevalier hat sich nur deshalb für die Ausfuhr erklärt, um nicht andrer Meinung als die andern Menschen zu sein — oder um uns um unsern Verstand zu bringen. Lassen Sie ihn ausreden, und Sie werden sehen, wie ich recht habe. — Warum entscheiden Sie sich für die Ausfuhr?

Ch. Erstens: Obzwar die Summe des jährlichen Getreideertrages ungewiß ist, so kann doch ein wirklicher Überfluß stattfinden, und diesen muß man entweder ausführen oder verderben lassen.

Zweitens Zwar ist die Population die Hauptsorge der Regierung, und Frankreich könnte noch viel bevölkerter sein, aber diesem Mangel wird erst durch einige Generationen abgeholfen Und während wir auf diese glückliche Zeit warten, müssen wir das jetzt Zuträglichste thun. Die Gesetzgebung muß immer den gegenwärtigen Zustand im Auge haben, nie den künftigen, denn ein Gesetz kann man ändern, so wie eine Änderung nötig wird

Drittens. Den wahren Reichtum einer Nation muß man von den Manufakturen erwarten, aber es ist doch wohl möglich, eine mäßige und geregelte Ausfuhr mit dem niedrigen Arbeitslohn in Verbindung zu bringen

Viertens Obgleich das Getreide wegen seiner Schwere, seiner leichten Verderblichkeit, seines Transportes im Winter, sich dem Handel gleichsam widersetzt, so ist es doch eine ausgemachte Sache, daß es der Haupthandelsartikel fast aller armen und nur ackerbautreibenden Länder ist, und daß es auch in Frankreich durchaus nicht ganz vernachlässigt werden darf, weil es Gewinn bringen kann, wenn man auch nicht soviel davon erwarten muß als bisher geschehen ist.

Fünftens. Es ist wahr, daß der Großhandel mit dem Ausland sich von selbst zum Monopol entwickelt, und daß der Kleinhandel im Innern kein Gegenstand der Spekulation rechtlicher Kaufleute ist Es ist wahr, daß der Aufkauf schwierig und mit unangenehmem Aufsehen verbunden ist, daß der Absatz langsam, mühselig und unter Unfällen und Verlusten vor sich geht; aber trotz alledem ist es doch auch sicher, daß die Kunst fast in allem die Natur korrigiert, und daß diese mit der Zeit ganz nach menschlichem Willen geleitet und gezwungen werden kann

Sechstens. Es ist wahr, daß der Gewinn, der aus den erhöhten Preisen entsteht, fast ganz von einer Klasse der Nation verschlungen wird, die dem Staat weit weniger wertvoll ist als die Klasse der Ackerbauer. Aber es ist doch besser,

daß dieser Gewinn den Zwischenhänden zufällt, als daß er ganz verloren geht, was geschieht, wenn man das Getreide in den Speichern verfaulen läßt

Siebtens. Weil Eigentum und Freiheit heilige Rechte des Menschen sind, so sind sie unsere ersten Rechte, sie liegen in uns selbst, sie bilden unsere politische Existenz, wie Leib und Seele unsere physische, und sie dürfen durch nichts als durch die Bande, die uns an die menschliche Gesellschaft knüpfen, eingeschränkt werden. Privatinteresse und Privatschädigung sind Gegenstand der Justiz. Gemeininteresse und Schädigung der Gemeinheit sind Gegenstand der Politik. Sind diese beiden großen, viel fordernden Mächte befriedigt, braucht man nicht mehr auf sie Rücksicht zu nehmen, braucht man nicht mehr fürchten sie zu beleidigen — dann tritt der Mensch in seine Rechte, er wird wieder besitzend und frei, und keine rechtmäßige Gewalt der ganzen Erde kann ihm diese Güter rauben, weder die Laune des despotischen Monarchen, noch die spitzfindige Spekulation des Philosophen, noch das wahnsinnige Geschrei der Menge, noch die unbegründete Besorgnis einer Regierung, die ungerecht wird aus Schwäche und willkürlicher Furcht — niemand in der Welt hat ein wohlbegründetes Recht oder eine gültige Entschuldigung, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen

M. Nun da sehen Sie, daß ich recht hatte. Der Chevalier ist mit der ganzen Welt gleicher Meinung, ich meine mit allen verständigen Menschen. Sagt er nicht dasselbe, was diese Herren sagen? Sind es nicht ihre eigenen Worte? Er ist endlich auf diese großen Worte gekommen: Eigentum und Freiheit, die unser einziger Ausgangspunkt sind, um zum Ziel zu kommen.

Pr. Verzeihen Sie, Herr Marquis, ich glaube nicht, daß der Chevalier gleicher Meinung ist mit den Schriftstellern, die Sie gelesen haben. Hat er nicht bei diesen Rechten des Eigentums und der Freiheit zwei Ausnahmen gemacht: das Privat-

interesse und das Interesse der Allgemeinheit? Diese Ausnahmen sind nicht so unwichtig, sie haben einen weiteren Umfang als es Ihnen scheint. Und auch in Hinsicht der Gründe, die ihn bewegen, sich für die Ausfuhr zu erklären, sehe ich auch durchaus nicht eine Übereinstimmung mit anderen. Er kündigt es an, daß die Ausfuhr bei weitem nicht diese wunderbaren Wirkungen thun wird die man erwartet. Er behauptet, daß der Gewinn in ganz andere Hände kommt als in die, welche das Land bebauen, und er will endlich, daß die Kunst alles das ausgleichen soll, was die Natur dem Getreidehandel in den Weg legt, und daß sie allen schlechten Folgen vorbeugen muß, welche aus einer uneingeschränkten und unüberlegten Ausfuhr für die Manufakturen erwachsen würden. Von dem allen hat man, so viel ich weiß, kein Wort gesagt Die allgemeine Meinung war immer die, daß nichts anderes nötig sei als ein Edikt; Handel, Ausfuhr und innere Cirkulation, das würde sich dann alles von selbst ergeben, ohne Schwierigkeiten und üble Folgen. Man hat sogar geglaubt, daß gar keine Kunst, keine Vorschrift, keine Vorsicht dabei nötig wäre, und man hat fortwährend behauptet, daß der Ackerbau die Basis des nationalen Reichtums bilden müsse, und die Ausfuhr die Basis des Ackerbaues

M. Ich habe unrecht und ergebe mich Aber Chevalier, was ist denn aus unserem Prälaten geworden?

Ch. Sein Unglück wurde komplett Alle, die nach ihm stimmten, waren der Meinung seiner „Meinung" und nicht seiner Meinung Das Testament wurde kassiert.

M. Das freut mich, für den Advokaten nämlich — Aber wenn ich mich rächen wollte, könnte ich jetzt aus ihrer Erzählung eine Prophezeiung machen, bei der Sie nicht gut wegkommen würden. Doch ich will großmütig sein und schweigen Ich will mit Ihnen von dem Nutzen einer freien Ausfuhr, so gut wir sie eben haben, überzeugt sein Aber Sie werden mir zugestehen müssen, daß Sie selbst in diese Aus-

fuhr so sehr verliebt nicht sein können, weil Sie den Handel mit Rohprodukten nicht dem Handel mit Manufakturwaren vorziehen, und weil Sie selbst vom Getreidehandel behaupten, daß der größte Teil des Profites nicht dem Landmann zukommt.

Ch. Wie gesagt, ihre Ungeduld verdirbt mir alles. Sie lassen mich niemals ausreden und sind fortwährend grundlos mißtrauisch. Hätten Sie mich nicht bei der neunten Bemerkung über die Beschaffenheit des Getreidehandels unterbrochen, so hätte ich Ihnen noch mit zwei anderen Punkten aufgewartet.

M. Wie! Noch mehr? Aber mein Gott, hat denn das niemals ein Ende?

Ch. Ja, ich hatte noch zwei so wichtige Bemerkungen zu machen, daß sie allein Ihnen die Ausfuhr empfehlen würden. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß man bei dem Getreidehandel — zu Wasser und zu Land — darauf gefaßt sein muß, daß der größte Teil des Gewinnes nicht dem Ackerbau zufällt, sondern in den Händen derer bleibt, welche den Transport und die Verarbeitung besorgen. Nun ist es zwar im allgemeinen richtig, daß der produzierende Teil der Nation dem Staat der wertvollste ist, aber diese Regel, die wir allgemein giltig angenommen haben, ist nicht ohne Ausnahmen. Diese hat man zu wenig bedacht, und daher kommt es, daß ich in dem gleichen Resultat mit den Lobpreisern der Ausfuhr zusammentreffe. Zwei Fehler haben sie in der Rechnung gemacht, und nicht einen. Einer allein hätte uns uneins gelassen, aber die beiden bekämpfen sich, heben einander auf und so bleibt das Resultat das gleiche. Sie haben gesagt, daß die Pächter durch die Ausfuhr gewinnen würden, und daß diese deshalb freigegeben werden müßte. Das ist der eine Fehler. Wenn ich das Gegenteil bewies, so konnte ich die entgegengesetzte Folge daraus ziehen. Aber Sie haben auch gesagt, daß immer und ohne Ausnahme die produzierende Klasse diejenige sei, welche die erste Aufmerksamkeit der Regierung verdient. Das ist der andere

Fehler. Ich werde Ihnen mit wenig Worten zeigen, daß zwar im allgemeinen dieser Grundsatz richtig ist, daß aber auch manche der unproduktiven Klassen durch besondere Umstände ebenso wertvoll und nützlich werden können, ja, daß sogar Fälle vorkommen, wo Motive der inneren oder äußeren Politik sie uns so wichtig machen, daß wir sie noch viel vorsichtiger behandeln müssen als die produktive Klasse, und in dieser Hinsicht gebe ich der Begünstigung der Ausfuhr meinen Beifall.

M. Aber wenn Ihr Resultat das gleiche ist wie das der Schriftsteller, was kümmert es uns, auf welchem Wege Sie zusammentreffen? Ob der eine auf der breiten Landstraße, der andere auf einem holprigen Fußsteig, ist doch gleichgültig! Wenn man sich nur findet; was hat es da auf sich, von wo man gekommen ist! Ich gestehe Ihnen den Ruhm zu, daß Sie die Sachen viel besser gesehen haben und viel feiner zergliedert. Das ist ja gut für Sie, aber für die Güte der Sache kommt es auf eins heraus.

Ch. Erlauben Sie, es ist mir nicht um meinen Ruhm zu thun, als ob ich meine Kräfte zu einem Spiele des Witzes anstrengte. Ich habe Ihnen schon gesagt und werde nicht aufhören es Ihnen immer zu wiederholen: eine Wahrheit am unrechten Ort, eine Wahrheit, auf die man durch Zufall gestoßen, taugt zu nichts, sie ist vielmehr ebenso schädlich als der Irrtum. Sie sollen jetzt einen Beweis davon haben. Wir wollen mit dem Seehandel anfangen. Das voluminöse Getreide nimmt einen unverhältnismäßig großen Raum ein, wie ich Ihnen schon anfangs sagte; was folgt daraus? Der größte Teil des Gewinnes wird vom Transport absorbiert. Wem kommt dieser zu statten? Den Matrosen! Um für hundertfünfzigtausend Francs Juwelen, Stoffe, indisches Porzellan zu verführen genügt ein einziges Schiff; aber zum Transport des gleichen Wertes in Getreide haben Sie an vierzig Schiffen nicht genug

Wenn Sie eine gute, große und blühende Marine haben wollen, die viel zu thun hat und die sich immer erweitert, so taugt dafür das Getreide unendlich besser als jede andere Ware. Die Seeleute sind kein Reichtum produzierende Klasse, ich weiß es, aber Sie, meine Herren, sind zu gute Patrioten und zu echte Franzosen, als daß ich Ihnen erst mit einem Aufwand von Worten in Erinnerung zu bringen brauche, in welcher Lage man jetzt ist, die Marine zu begünstigen, wie sehr dies die äußere Politik befiehlt und weshalb man sich ganz besonders damit beschäftigen soll.

M. Mit zwei Worten haben Sie mir den Mund geschlossen; Sie haben recht.

Pr. Wir haben Sie ihn damit geöffnet. Ich muß Ihnen meinen vollen Beifall geben. Mit Recht machen Sie einen Unterschied, ob man eine Wahrheit durch genaue Befolgung der Regeln einer exakten Logik findet, oder ob man durch einen glücklichen Zufall auf sie stößt. Sie sind für die Ausfuhr; viele andere sind es auch. Aber Sie haben uns jetzt gezeigt, daß das Gesetz, welches den Getreidehandel und -transport ausschließlich auf die Fahrzeuge der Nation beschränkt, das Wesentliche der ganzen Sache ist; ja, alles hängt nach Ihrer Meinung davon ab, und das einzige Gute, was man von der Ausfuhr erwarten darf, liegt in dieser Verordnung, und darauf ist niemand gekommen. Zwar wird derselben im Edikt gedacht, also man hat sie lediglich der Weisheit der Regierung und keineswegs den Erleuchtungen der Schriftsteller zu verdanken. Diese haben sie nie vorgeschlagen, nie beantragt, ja nicht einmal für sie gesprochen. Ja man betrachtet sie sogar jetzt noch als ein gutes Werk, welches man über die Gebühr gethan hat, als eine Zugabe zur freien Ausfuhr; niemand ahnte ihre außerordentliche Wichtigkeit. Man begnügt sich, der Regierung dafür zu danken als für ein Geschenk über den Kauf.

M. Was nennen Sie danken? Man schmollt darüber, man schneidet Gesichter, man ärgert sich, ich habe es selbst gesehen und gehört, wie eine Menge Exporteure, als diese Einschränkung auf die Fahrzeuge der Nation erschien, den Kopf schüttelten und immer wiederholten: das ist keine rechte Freiheit, doch man muß warten, vielleicht werden mit der Zeit unsere Schriften, unsere Leuchter, unsere Fackeln, unsere Laternen, die Sache bessern; die Freiheit wird unendlich, unbegrenzt, ganz köstlich werden? Wenn sie das nicht ganz laut ausschrieen, so war daran bloß die Freude schuld über das, was sie erhalten hatten. Sie sagten, man müsse vorläufig nachgeben, den alten Vorurteilen ein Opfer bringen, aber man würde schon ans Ziel kommen, und wenn nur erst alle Schiffe aller Nationen unser Getreide holen kommen werden, dann wird unser Glück keine Grenzen haben.

Pr. Ist es wirklich möglich, daß sie so weit gingen?

Ch. Ja. Sie können es glauben, ich bin auch Zeuge davon. Nicht nur, daß ich auch nicht einen getroffen hätte, der der Weisheit dieser notwendigen Verordnung hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen, ich habe sogar welche gesehen, die die Mäuler aufsperrten und ein — hm, — nun ja . . man muß sehen . . vielleicht wird, endlich . . hervorstotterten. Die ersten Grundbegriffe des Gegenstandes, den sie so weise abgehandelt haben, waren ihnen unbekannt. Ich hob die Hände zum Himmel und sagte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ — Schreiben Sie nur mit großen Buchstaben über das Thor des Getreidehandels: der Gewinn für den, der es fuhrt. Alles geht drauf auf die Gefahren und Beschwerden des Einkaufs, des Transports und des Absatzes, wie wichtig und richtig ist also die Inschrift! Polen, die Türkei, Afrika und Sizilien haben von Alters her das Getreide nach dem Ausland verkauft, aber da sie es von fremden Schiffen holen ließen, brachten sie nie eine Marine zustande; arm und elend sind diese Länder geblieben, und

was das Merkwürdigste dabei ist — worüber ich mich aber gar nicht wundere, — der Getreidepreis blieb hier immer sehr niedrig, das Land ohne Geld, die Ackerbauer in Dürftigkeit — Und weil wir schon dabei sind, so will ich Ihnen gleich hier sagen, warum eigentlich England von seiner freien und sogar durch Prämien begünstigten Ausfuhr so große Vorteile gehabt hat. Bis zum Jahre des Edikts 1764 ist England das einzige Land, welches die Ausfuhr freigegeben hat, mit der Einschränkung auf nationale Schiffe. Denn obgleich man diese Bestimmung nicht ausdrücklich gemacht hat, so verstand sie sich doch von selbst, da die Prämie nur englischen Schiffen verliehen wurde. Die unmittelbare und erste Wirkung hievon war nicht, wie die Unkundigen glaubten, die Beförderung des Ackerbaues, sondern die Förderung der Marine. Die Blüte derselben gab dann den Ausschlag und brachte alles in Bewegung. Die Manufakturen prosperierten, die Landwirtschaft gewann Ausdehnung und Meliorationen. Der Ackerbau ist die Basis des Ganzen, auf ihn wirken schließlich alle Kräfte, also braucht man sich um ihn nicht unmittelbar zu kümmern, braucht man sich seinetwegen nicht besonders zu beunruhigen. Mehren, begünstigen, bereichern wir nur alle andern Kräfte, und dann lassen Sie uns ganz ruhig sein. Findet der Landwirt viele und reiche Konsumenten, so ist es nicht anders möglich als daß er gut verkauft. Nach deutlicher können Sie sich von dieser Wahrheit bei Holland, Genua und anderen Handelsnationen überzeugen. Die haben kein eigen produziertes Getreide, aber weil sie das Fremde von Land zu Land verführen, so haben sie eine blühende Marine, eine reiche und

zufriedene Bevölkerung, und selbst der auf ihrem Boden mögliche Anbau ist im höchsten Grade durch Kunst und Arbeit entwickelt. Da bringt der Getreidehandel von Sizilien und Morea in Genua die Oliven, Citronen, Orangen- und Maulbeerbäume zum blühen; so nährt der Handel mit polnischem Getreide die Tulpenbeete von Holland — aber das gleiche Getreide läßt die Ufer der Weichsel und die Thäler von Sparta und Girgenti leer und öde — Was ich hier über England gesagt habe, enthebt mich des Versprechens, das ich Ihnen früher darüber gemacht hatte.

M. Ich sage gar nichts mehr, und hätten Sie früher davon gesprochen, so wäre meine Ungeduld schon lange befriedigt gewesen. Warum haben Sie mit diesem Argument so lange zurückgehalten?

Ch. Mußte ich es nicht, Sie ungerechter Marquis? War ich denn schon früher so weit in meiner Auseinandersetzung? Hätte ich Sie nicht verwirrt und damit alles verdorben?

Pr. Das ist wahr.

Ch. Nun wir so weit sind, will ich Sie darauf aufmerksam machen, daß England vor der Erlaubnis der freien Ausfuhr eine weit schlechtere Marine hatte als jetzt. Aber die Marine ist die Hauptsache für dieses Inselreich, ihr mußte alles andere aufgeopfert und untergeordnet werden. Das Getreide nimmt, wie wir wissen, durch seinen Umfang den meisten Platz auf den Schiffen ein, und England hat überdies kein anderes Rohprodukt auszuführen, weder Wein, noch Öl, noch Früchte. Also hier die Ausfuhr des Getreides verbieten und die Marine vernichten, wäre eins. Aber sein jetziger Zustand ist ein ganz anderer. Die Marine ist da, ist ungeheuer, sie segelt um die ganze Erde, bedeckt alle Meere. Jetzt riskiert man nichts, wenn man dies System der Ausfuhr abändert, wenn man die Be-

günstigungsprämien einschränkt. England wurde dabei nicht leiden, ich glaube eher gewinnen.

M. Das ist eine Sache der Engländer, in die ich mich nicht mische. Ich habe sie Ihnen bloß deshalb genannt, weil ich sie in unsern Schriften immer so glatt und als Muster hingestellt fand Übrigens erlasse ich sie Ihnen jetzt recht gern, denn sie liegen mir eigentlich gar nicht am Herzen. Sie sind gute, handfeste und unternehmende Leute, ich achte sie, aber sie sind mir zu traurig, zu ernsthaft, und ihr System langweilt mich schrecklich

Pr Lassen Sie uns, Herr Marquis, die Engländer noch einen Augenblick. Ich sehe noch nicht recht ein, weshalb gerade der Handel mit Lebensmitteln notig war, um in England eine Marine zu gründen und zu begünstigen. Würde nicht der Transport der Manufakturwaren die gleiche Wirkung gethan haben?

Ch. Es ist wahr, davon sprachen wir, als Sie noch nicht da waren; ich muß also wiederholen, was ich damals sagte Der große Handel trägt den kleinen. Um sich gegen Sturm zu wahren, um eine gute Fahrt zu haben, dazu taugt ein großes Schiff besser als ein kleines. Man muß dem großen Schiff volle Ladung geben, um nicht durch Nichtbenutzung seines Raumes zu verlieren. Nun nehmen aber die Manufakturwaren wenig Platz ein, womit soll man also den übrigen füllen? Da sind die Nahprodukte, die mit größtem Umfang geringen Wert verbinden, sehr willkommen für die gehörige Befrachtung des Schiffes. Diese Ladung ist wie ein Ballast anzusehen, sie braucht keinen großen Gewinn abzuwerfen, wenn sie nur die Kosten der Fracht tragt, so sind die Manufakturen schon kostenlos gefahren. Untersuchen Sie z. B. die Ladung eines Zwischendeckschiffes, das aus Amerika nach Cadix kommt. Zuerst werden Sie eine erstaunliche Menge von Häuten darauf bemerken. Es schaut nicht viel heraus bei diesem Häutetrans-

port aus einem Weltteil in den andern, wahrhaftig nicht! Aber da sind auch noch 200,000 Piaster auf Rechnung des Handels mitgekommen; diese nehmen in fünf oder sechs Kisten das Hinterdeck des Schiffes ein — das andere ist gestopft voll mit Häuten. So wenig man auch bei diesen gewinnt, so ist es doch immerhin ein reiner Gewinn, denn der eigentliche Gegenstand des Transportes waren die Piaster. Aber, werden Sie fragen, wozu ein so großes Schiff? Nun, weil man 200,000 Piaster nicht einem Fahrzeug anvertraut, das nicht wenigstens hundert Mann hat, um es mit einem Seeräuber aufnehmen zu können, um überhaupt jeder Gefahr, die von Menschen oder Elementen droht, begegnen zu können. Dies gilt wie von Metall, so auch von Manufakturwaaren. Ein englischer Uhrenhändler oder ein Händler mit Stahlwaaren kann kein Schiff mit Uhren oder Uhrwerken befrachten. Aber er trifft ein Schiff, das mit einer Ladung Getreide nach Lissabon geht. Da steckt er dem Kapitän ein Kistchen seiner Waaren ins Schiff. Diese Kiste ist vielleicht mehr wert als die ganze Ladung, aber sie nimmt sehr wenig Raum ein, ihr Transport kostet also nichts und ist sicher, denn das Schiff ist gut ausgerüstet. Und das nicht allein, die Ware kann auch in Portugal geschmuggelt werden. Denn da das Schiff Getreide geladen hat, so pflegt das kleine Gepäck bei der Deklaration, die der Kapitän geben muß, durchzuschlüpfen und nicht spezifiziert zu werden. Hätte er aber die Hauptladung nicht, so müßten die Uhren beim Zoll angegeben werden, denn sonst würde man fragen, wozu denn das Schiff angekommen sei, wenn es nichts an Bord habe? Man fährt doch von London nach Lissabon nicht spazieren! Diese Leichtigkeit, mit der ein Schleichhandel getrieben werden kann, ist heute sehr hoch angeschlagen worden bei Betrachtungen über Finanzen und Handel eines Staates. Denn alle Staaten sind jetzt darin einverstanden, daß man die eigenen Manufakturen begünstigen, die fremden entkräften müsse, und

alle haben dazu ungefähr dieselben Maßregeln ergriffen, indem sie höhere Zölle oder gänzliches Verbot auf die Einfuhr fremder Waren gelegt haben — weil die Welt, wie Ihre Schriftsteller sagen, immer aufgeklärter zu werden beginnt.

Pr. Nach dem ironischen Ton, mit dem Sie das sagen, möchte ich fast glauben, daß es nicht Ihr Ernst ist. Finden Sie diese Theorie schlecht? Halten Sie Protektionszölle und Verbote für schädlich?

Ch. Es würde uns vielleicht zu lange aufhalten, wollte ich Ihnen von meinem Lächeln Rechenschaft geben, und das hat doch mit dem Zweck unserer Unterhaltung nichts zu thun. Ich will Ihnen nur ganz kurz sagen, daß es mir nicht scheint, als ob das Einfuhrverbot aller fremden Waren im allgemeinen das richtige Mittel wäre, die inländische Industrie zu begünstigen, wie es eben alle die räsonnierenden Herren wollen. Ich glaube, daß diese Verbote nur dazu dienen, eine Nation in Hinsicht ihrer eigenen und fremden Fabrikate, roh und geschmacklos zu lassen. Doch dem sei, wie ihm wolle, wir wollen ein andermal darüber reden. Aber das sehen Sie ein, daß die Ausfuhr eines Produkts von so großem Volumen wie das Getreide einer Marine Beschäftigung und Arbeit geben muß, und daß alsdann durch eine thätige Marine der Transport und Absatz aller beliebten Modeartikel der Manufakturen begünstigt wird. Bei aller Unbequemlichkeit und allem Nachteil, den der Getreidehandel hat, ist dies sein einziger beträchtlicher Vorteil. Er hat noch einen andern, der weniger wichtig ist, den ich aber doch nicht übergehen kann.

Pr. Nun?

Ch. Ich meine die letzte Klasse der Menschen, schon so sehr die letzte, daß sie fast den Übergang vom Menschen zum Lasttier bildet. Ich meine die Menschenklasse, die der Auswurf der Städte und Dörfer ist, die ihre Schultern statt ihren

Kopf anstrengt und deren Muskelkraft ihr einziges Talent und ihr einziger Beruf ist. Diese Menschen, die unter allen am meisten trinken und am wenigsten denken, bevölkern die Hafenplätze, die Straßen und Märkte und bieten uns die Verwendung ihrer Körperkraft für den kärglichsten Lohn an. Oft maßen sie sich die geheiligten Rechte der Peitsche an, werden Fuhrleute und Kutscher, und weil Usurpation immer zum grausamsten Despotismus führt, so schlagen sie ihre unglücklichen Tiere ganz unbarmherzig; und die armen Tiere sind um so unglücklicher, weil sie nicht reden können, höchstens wie der junge Konradin bei seiner Enthauptung zu Karl von Anjou: an ne nescis quod par in parem non habet imperium, weißt du nicht, daß ein Gleicher keine Rechte über die Gleichen hat? — Der Getreidehandel gibt also diesen Leuten Arbeit und Lebensunterhalt, denn man braucht sie beim Transport, beim Auf- und Abladen, beim Umwenden auf den Magazinen. Und es liegt sehr viel daran, diese Leute beschäftigt und vergnügt zu erhalten; denn glauben Sie mir, diese Leute sind die einzigen Urheber aller Emeuten. Sie haben ihren Magen zur Offensiv-, ihre Dummheit zur Defensivwaffe, und mit diesen Waffen jagen sie wohl einem Tyrannen keine Furcht ein, aber sie geben einem guten Fürsten Ursache zu großer Besorgnis; denn sie können dem Ruhm der vortrefflichsten Regierung Glanz und Schönheit rauben.

M. Was? Sie glauben, daß eine verächtliche Canaille von Packträgern einem Monarchen Angst machen könnte —?

Ch. Angst? ... Etwas viel Schlimmeres: er muß Mitleid mit ihnen haben. Vor einer tapfern feindlichen Armee wird sich ein mutiger und von seinen Unterthanen geliebter Monarch nicht fürchten: er gewinnt entweder Ruhm oder Land. Aber ein Kampf mit jener Rotte, oder ich möchte sagen Herde unglücklicher armer Teufel bringt weder Gewinn noch Ruhm. Was soll man mit ihnen machen? Gegen sie kämpfen? — sie sind ja nur feige Maulhelden, sie hinrichten — sie sind

unschuldig, sie überzeugen — dazu sind sie zu dumm; sie gewähren lassen — sie sind ja rasend. Man muß sie gebrauchen, man muß ihnen etwas zu verdienen und zu verthun geben, und dieselben immer durstigen Kehlen, denen man zu trinken geben muß, werden brullen: Es lebe der König!

M. Und Sie meinen also, wenn man diese Menschen beschäftigt —

Ch. sind sie ganz ruhig! Sind die Starken auf den großen Plätzen und Straßen zufrieden, so braucht die Regierung keinen Unfall zu befürchten. Glauben Sie es mir, meine Theorie ist ganz richtig. Die Großen machen Verschwörungen, die Bourgeois seufzen und bleiben ruhig. Die Bauern und kleinen Meister verzweifeln und wandern aus, die Handlanger und Taglöhner rotten sich zusammen. Das ist immer so, und keine dieser Klassen ergreift die Gewohnheiten und Instinkte der andern; mit einer Ausnahme: bei Religionsverfolgungen sind alle Klassen zum Aufruhr geneigt, nur die Großen und Mächtigen früher, weil sie immer stärkere Überzeugungen haben. Die Bourgeoisie und das Volk nicht so leicht, weil sie immer eine kleinere Dosis Religion haben. Aber das gehört nicht hierher. — Wovon ich eigentlich sprach: Der Aufruhr ist sogar bei Teuerung und Hungersnot etwas sehr Seltenes, wie man unlängst in Italien sehen konnte. Woher anders kommt das, als weil das Volk dort unten durch den regen Handel und die dringlichen Bestellungen Gelegenheit bekommt zu Arbeit und Gelderverdienen; sie verdienen und bleiben ruhig. Und wenn der Bourgeois auch viel leidet, so werden Sie eher Menschen verschmachten sehen, als einen einzigen Schrei auf der Straße hören.

M. Also Chevalier, ohne uns länger dabei aufzuhalten, Sie sind also im Ernst für die Ausfuhr?

Ch. Jawohl.

M. Nun glaube ich Ihnen, weil Sie es so ernst und streng sagen. Aber sind Sie für das Edikt von 1764? Genügt

es Ihnen? Billigen Sie es Punkt für Punkt, Zeile für Zeile?

Ch. Heute ist es für eine Antwort darauf zu spät. Ich muß jetzt fort, aber in drei, vier Tagen will ich Sie auch darüber voll und ganz befriedigen.

M. Sie wollen nicht bei uns bleiben? Meine Frau wird es Ihnen übel nehmen —

Ch. Ich werde es ein andermal wieder gut machen.

M. Aber Sie, Herr Präsident, erweisen uns doch die Ehre mit uns zu soupieren?

Pr. Die Ehre ist ganz auf meiner Seite.

M. Bitte, treten Sie hier ein; Adieu Chevalier!

Achter Dialog.

Der Chevalier Zanobi und der Präsident, später der Marquis von Roquemare.

Am 14. Dezember, beim Marquis.

Präsident. Der Marquis ist noch nicht zurück, er hat nicht zu Hause gespeist, wird aber bald hier sein, wie mir seine Leute sagen. Sie haben ihm versprochen, über die neue Gesetzgebung zu sprechen, die ihm sehr am Herzen liegt. Wir müssen darum mit dem Anfange auf ihn warten.

Chevalier. Sehr gerne. Sie wissen ja, ich spreche viel, aber ich dränge mich nicht dazu auf. Das Reden thut so wenig Wirkung, daß ich kaum eine andere davon zu nennen weiß, als daß es die Verdauung fördert.

Pr. Es würde mehr Wirkungen haben, wenn nur immer die Klugen redeten.

Ch. Mein Gott, dann würden ja nur die Klugen verdauen! Das wäre unrecht, denn schließlich hat doch jeder Mensch das Recht, zu essen.

Pr. Sie scherzen wie gewöhnlich. Aber selbst in Ihrem Scherze liegt eine tiefe Philosophie, die das ruhige Nachdenken fordert und den flammenden Enthusiasmus auslöscht, diesen großen Feind alles vernünftigen Denkens. Ihr Philosophieren zeigt uns die Dinge in ihrem wahren Licht und in ihrer natürlichen Größe — die optische Täuschung verschwindet. Diese Wirkung beobachte ich bei mir, seitdem ich das Vergnügen habe, Ihnen zuzuhören, und ich finde, daß es weit weniger die Sache, von der Sie sprechen, als vielmehr die Art ist, wie Sie über sie sprechen, wie Sie sie sehen lassen, die mich zum Philosophen macht. Seitdem ich Ihre Art angenommen habe, überzeuge ich mich alle Tage mehr davon, daß die Wissenschaft, die man politische Ökonomie nennt — wobei man zwei Worte verbindet, die in ihrer begrifflichen Bedeutung und nach Aristoteles eigentlich konträr sind, — viel komplizierter und schwieriger ist, als man gemeiniglich denkt.

Ch. Allerdings.

Pr. Da es nichts in der Welt gibt, das nicht seine Vorteile und Nachteile hat, die zusammen gehören, so sehe ich, daß alle diese Probleme schwer zu lösen sind; denn man muß alles berücksichtigen. Wo man auch immer anschlagen mag, der Schall pflanzt sich fort und versetzt das Ganze in allen seinen Teilen in Schwingungen.

Ch. Gewiß. Alle Probleme der politischen Ökonomie reduzieren sich auf die menschliche Wohlfahrt, d. h. auf die Art, wie man den Menschen die Wohlfahrt verschafft. Aber es gibt kein Gutes, das nicht an irgend ein Schlechtes gebunden wäre, wodurch das Gute oft verringert, oft wieder ganz aufgehoben wird. Zu dieser einen Schwierigkeit kommt auch noch eine andere. es gibt keine konstante und bestimmte Größe, mit welcher die Gleichung dieses Problems aufgelöst werden könnte. Der Mensch, der Mensch an sich, ist eine un-

bestimmbare Größe. Er ist, wenn man so sagen will, eine geschmeidige, dehnbare Materie, die sich leicht durch das Ohr der Gewohnheit ziehen läßt. Er nimmt alle Gestalten, alle Formen an, die man ihm nur geben will, ohne daß er aufhörte, Mensch zu sein. Man gibt durch das Gewohnen seinen Kräften, seiner Natur und seinem ursprünglichen Sein eine Ausdehnung, die anfangs unmöglich schien. Und was das Eigentümlichste ist: Ist eine Anpassung vollendet, so findet er, daß dies sein natürlicher Zustand sei, daß das immer so war und gar nicht anders sein kann; kurz, der neue Zustand dünkt ihn, sei einfach in seiner physischen Natur begründet, sei von alters her. So befindet sich der Mensch sehr wohl in dieser Veränderung, an der Jahrhunderte und eine lange Reihe von Denkern gearbeitet haben, aber an diese denkt keiner mehr. Er kennt dann seine Wohltäter so wenig wie ihre Wohltaten. Aber er kennt auch nicht das Schlechte, das ihm gegeben wurde, das er ebenso als seine Natur ansieht wie das Gute.

Pr. Ich sehe, daß diese Undankbarkeit des Menschen auf der einen Seite und auf der andern Seite seine Biegsamkeit, vermöge deren er gedehnt, wie Sie sagen, und aus seinem früheren, vielleicht guten Zustand gebracht werden kann, den Weisen, die helfen wollen, allen Mut nehmen muß.

Ch. Das ist auch wahr. Aber der Frohndienst des Weisen ist es nun einmal, den Menschen Gutes zu thun — und er muß seine Bestimmung erfüllen. Um wieder auf unser Thema zu kommen, enthält eine Aufgabe mehrere unbekannte Größen, so wird die Gleichung unbestimmt, oder sie gehört in die Klasse der Rechnungen mit unendlich großen und unendlich kleinen Größen — und solcher Art sind alle Aufgaben der Politik. Es kommt darauf an, den Punkt zu finden, in dem sich das möglichst große Gute mit dem möglichst kleinen Übel schneidet — und das ist eine Annäherungsgröße. Nichts in der Politik läßt

sich aufs äußerste treiben. Es gibt nur einen Punkt, nur eine Grenze, bis wohin das Gute größer ist als das Übel — geht man darüber hinaus, so übersteigt das Übel das Gute.

Pr. Aber wie diesen Punkt finden?

Ch. Der Weise berechnet ihn. Das Volk fühlt ihn durch Instinkt. Der Geschäftsmann bekommt ihn mit der Zeit heraus. Der „Ökonomist" findet ihn nie.

Pr. Eine hübsche Steigerung, aber ich sehe deutlich, was Sie damit sagen wollen: Die Weisen sind selten, und die Instinkte des Volkes und die Praxis der Erwerbsmenschen sind mehr wert als die Meinungen jener Schriftsteller.

Ch. Wenn Sie mich verstanden haben, so hüten Sie mir das Geheimnis!

Pr. Aber warum blicken Sie so geringschätzig auf diese ökonomistischen Schriften?

Ch. Weil ihre Verfasser rechtschaffene, für das Allgemeinwohl begeisterte Menschen sind.

Pr. Das ist paradox.

Ch. Die Tugend, das Bestreben Gutes zu thun ist so gut eine Leidenschaft wie alle andern. Sie ist selten, aber wo man sie trifft, ist sie viel zu heftig; denn so lange uns der Sporn des Wohlthuns antreibt, hält uns kein Bedenken in unserem Laufe auf. Diese Heftigkeit und diese Hitze erzeugen den Enthusiasmus. Man ist ohne jede Untersuchung überzeugt von dem, was man wünscht; man überzeugt auch die andern durch die Wärme seines Vortrages, und — weil man eben ein Mann voll Tugend ist, man bringt keine guten Beweise, man zeigt kein scharfes Denken, aber man

hat die heiße Kühnheit der Wahrheit, den schönen Mut der Tugend, das Feuer der eigenen Überzeugung — und damit reißt man andere mit sich fort, denn jene sehen keinen Grund zum Mißtrauen Glauben Sie mir, Schelme und Betrüger braucht man nicht zu fürchten, über ein Kurzes zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt Aber hüten Sie sich vor dem Rechtschaffenen, wenn ihn ein Wahn gefangen hält Er ist mit sich selbst im klaren und will das Beste, jedermann traut ihm — aber unglücklicherweise irrt er sich in den Mitteln, den Menschen das Beste zu verschaffen

Pr. So müßten also nach Ihrer Meinung eher die Schlechten als die Guten die Menschen beherrschen.

Eh. Das sage ich nicht. Aber ich will Ihnen nur zeigen, wie schwer es ist, den großen Menschen zu finden Der große Mann muß durchaus entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigen. Extreme, die fast unmöglich mit einander bestehen zu können scheinen Er muß das heiße Bestreben des Tugendhaften verbinden mit der Ruhe, oder ich möchte sagen, mit der Kälte und Gleichgültigkeit des Bösen. Er muß hitzig wollen, ruhig untersuchen, geduldig warten Die Natur macht oft etwas Vollkommenes, aber zwei Vollkommenheiten in eine vereinigt, das ist ihr seltenes Meisterstück.

Pr. Jetzt bin ich ganz Ihrer Meinung. Ich lasse vor mir die erstaunliche Zahl aller derer passieren, die das Gute thun wollten, und die kleine Anzahl derer, die es wirklich zustande brachten. Aber wissen Sie, der Enthusiasmus des Tugendhaften scheint mir nicht so gefährlich Ich gebe ja zu, daß er sich bisweilen irren kann. Aber erstlich treibt sozusagen

schon der natürliche Instinkt die Menschen zur Wahrheit, und wenn der Kopf nicht durch die Fehler und Leidenschaften des Herzens verwirrt wird, so ist die Wahrheit, von der hier die Rede ist, also die Wahrheit in den Dingen der ökonomischen Wissenschaft, keine so unbeschränkte und hohe. Ich will Ihnen einräumen, daß sie sehr schwer zu finden, sehr verwickelt und keineswegs von dieser berüchtigten Evidenz ist, die man immer an ihr finden wollte, aber niemals fand.

Ch. Ja, sie versteckt sich, weil sie uns schuldig ist und nicht bezahlen kann. Die Evidenz ist eine Betrügerin, die aller Welt schuldig ist; sie hat zu zahlen versprochen, gab allen Wissenschaften Schuldscheine und hat keine bezahlt, — bloß der Geometrie, die aber trotzdem arm blieb. Doch Spaß beiseite. Sie glauben, der Enthusiasmus sei wenigstens dann nicht gefährlich, wenn er sich nicht vom Irrtum leiten ließ?

Pr. Es kommt mir so vor, ja; ich möchte ihn dann sogar für nützlich halten, denn die Menschen sind träge, furchtsam, Sklaven der Gewohnheit; man muß sie deshalb für das Gute erwärmen und dazu antreiben und hinreißen, das Gute zu verlangen, ohne sie zu Atem kommen, ohne sie kalt werden zu lassen — und das vermag nur ein flammender, stürmender Enthusiasmus.

Ch. Jung und tugendhaft, wie Sie sind, nimmt mich diese Rede nicht wunder. Alter und Erfahrung werden Ihre Meinung darüber schon ändern. In der ganzen Kunst, Menschen zu regieren, kommt alles auf die zwei Stücke an: auf den Zweck, den man sich setzt, und auf die Mittel, ihn zu erreichen. Es ist wie bei der Wissenschaft des Steuermanns, ein Schiff zu lenken. Der Zweck ist bei der Reise, die Mittel sind die Kunstgriffe, die man beim Steuern und Fahren anwenden muß. Was die Wahl des Zweckes betrifft, so geben Sie zu, daß der Enthusiasmus dabei gefährlich ist.

Pr. Ja, man kann sich irren. Aber wenn man durch Zufall daraufstößt oder weil die Wahrheit in die Augen springt, dann —

Gh. Dann ist der Enthusiasmus schlimmer als je!

Pr. Wieso das?

Gh. Weil alle Wissenschaft, die Menschen zu leiten, weil alle Kunst der Regierung, wie die ganze Kunst des Steuermanns nur auf den einen sehr einfachen und kurzen Grundsatz hinausläuft: nil repente, nichts auf einmal! Um eine gute Fahrt zu haben, muß man die Segel nach dem Wind stellen, laviren, nicht wahr, aber wenn man dabei zu schnell wendet, so läuft das Wasser in die Stücklöcher, das Schiff geht unter, und Zweck, Mittel, Alles ist verloren. Es genugt nicht zu wissen, wo man hinaus will, man muß auch wissen, wie man es anzufangen hat, und dieses Leiten und Laviren der Mittel ist schwer, weil es darauf ankommt, immer die schnellen und ruckweisen Bewegungen zu vermeiden, durch Kurven die außerordentliche Schnelligkeit des geraden Weges zu mindern. Der gerade Weg ist der kürzeste, darum muß man den Weg verlängern, um Zeit zu verlieren. Aber das geht dem Enthusiasmus gegen den Strich. Denn er will alles und jedes auf einmal thun, er kann nie warten, er brennt, er verzehrt sich vor Ungeduld. Glauben Sie es mir, Enthusiasmus und Regieren sind kontradiktorische Gegensätze. Und wenn wir auch in den Hafen jener berüchtigten „Evidenz" — vorausgesetzt, daß wir ihn fänden — einlaufen sollten, so dürfen wir doch nie das Schiff Wind und Wetter überlassen, so daß es umschlägt. Dies ist die Hauptsache; nach ihr kommt erst das Landen, sobald es möglich ist — aber den Wind muß man gewinnen.

Pr. Wahr; aber wenn man über all diesen Vorsichten, die oft übertrieben sind, die Zeit verliert, so kommt man nicht dazu, das Gute zu thun. Es ändern sich die Umstände, un-

vorhergesehene Dinge geschehen, — und am Ende bleibt einem nichts als Reue, die Gelegenheit versäumt zu haben.

Ch. Ich sagte ja nicht, daß man es bei Windstille so machen müßte wie bei Sturm. Und alles kann übertrieben werden, und alle Übertreibung ist ein Fehler. Aber im allgemeinen bleibt der Grundsatz: Nichts auf einmal! Vermeide arge Stöße, mindere die Bewegung, und suche die hohe See, wenn du nicht scheitern willst!

Pr. Unter gewissen Umständen richtig. Aber im allgemeinen dünkt es mich, soll man der Natur ihren Lauf lassen.

Ch. Der Natur? Trauen Sie ihr nicht?

Pr. Ich sollte der Natur mißtrauen?

Ch. Warum nicht? Sollten Sie es denn noch nicht gemerkt haben, daß die Natur sich um uns nicht kümmert und daß es an uns ist, uns um sie zu kümmern?

Pr. Ist das Ihr Ernst?

Ch. Gewiß. Die Natur ist ein unermeßliches, unbestimmtes Etwas, sie ist ihres Schöpfers würdig. Und wir? Was sind wir? Ganz kleine Tierchen, Atome, Nichts. Verstehen Sie mich recht! Es ist ganz richtig, die Natur kehrt immer wieder zu den Gesetzen zurück, welche die Bedingung ihrer Erhaltung sind. Es ist ja wahr, sie bringt alles wieder ins Gleichgewicht, aber wir können diese Rückkehr und ihr Gleichgewicht nicht abwarten; Zeit, Raum, Bewegung kommen für die Natur nicht in Betracht, aber wir können nicht warten. Unsere Zeit, unser Raum, unsere Bewegung sind beschränkt, wir müssen uns nach gegebenen Maßen richten. Lassen Sie uns also kein Bündnis mit der Natur schließen, ein solches wäre zu ungleich. Unser Beruf hier unten ist vielmehr, sie zu bekämpfen. Sehen Sie einmal um sich! Sehen Sie die bebauten Felder, fremde Pflanzen, die man unserm Klima angepaßt hat, Schiffe, Wagen, gezähmte Tiere, Häuser, Straßen, Häfen, Dämme, Chausseen,

— das sind unsere Wälle, hinter denen wir gegen die Natur kämpfen. Alle Annehmlichkeiten des Lebens, fast unser Leben selbst ist der Preis unseres Sieges. Mit den Fähigkeiten und Künsten unseres geringen Verstandes liefern wir der Natur Schlachten, und oft gelingt es uns, sie zu überwinden und zu bändigen, indem wir ihre eigenen Kräfte gegen sie gebrauchen. Ein ganz einziger Kampf, der uns zum Ebenbild der Gottheit macht.

Pr. Was Sie sagen, gibt mir viel Stoff zum Nachdenken. Aber ich mag es Ihnen doch nicht verhehlen, daß ich mir ein ganz anderes System gemacht habe. Ich glaubte, daß die Natur, der man die Freiheit läßt, alles ins Gleichgewicht bringt, in den natürlichen Zustand der Dinge und den dem Menschen am zuträglichsten. Ich glaubte, daß in der Natur eine notwendige und festbestimmte Ordnung ist, die von selbst zum Vorschein kommt, und die leicht wieder zu finden sein würde, wenn man aufhörte, ihr immer Gewalt anzuthun, und wenn man sie nicht durch tausend Erfindungen eingeschränkt hätte. Daß man allein von diesen drei Grundwerten: Natur, Freiheit, Gleichgewicht aus zur Glückseligkeit der Menschen kommen könne, das glaube ich.

Ch. Nichts ist so wahr — und zugleich so falsch — Daß die freiwaltende Natur zum Gleichgewicht tendiere, ist eine lichtvolle Wahrheit im Kopf des Metaphysikers — Denn der denkende Mensch kann fast so weit und so groß werden wie die Natur selbst — es ist eine Wahrheit, weil man Ursachen und Wirkungen vor Augen hat. Aber die Dauer der Zeiten, welche die Natur für ihren Gang nötig hat — die zählt man nicht. Man gleicht die Ungleichheiten mit Kompensationen aus, man bedient sich der Mittelwerte, die keine Realität haben, und die nur in den Köpfen derer existieren, die sie erdenken. Aber in der Hand des praktischen, des thätigen Menschen wird Ihre Behaup-

tung ganz falsch, denn der Mensch, sobald er handelt, ist so klein, so schwach, — wie ein Tier von fünf Fuß Höhe sein muß. Im Handeln erkennt er erst die Gebrechlichkeit seines Baues, die Kürze seines Lebens, die Unbeständigkeit seiner Bedürfnisse, das Unbequeme der kleinsten Hindernisse. Da merkt er erst, daß er nichts erstehen, nichts niederreißen kann ohne zu leiden, zu sterben. Der Getreidehandel zum Beispiel. Es ist gewiß, daß die Getreidepreise, wenn man sie sich frei gestalten läßt, sich das Gleichgewicht halten werden, gewiß, daß der Freihandel überallhin Getreide schaffen wird, wo Geld und Konsumenten sind Das ist in der Theorie gar nicht wegzuleugnen, denn alle Menschen laufen dem Gewinn nach Und so wäre der Beweis fertig. Aber in der Praxis braucht man eine wirkliche Zeit für die Briefpost, um die Nachricht vom Getreidemangel einer Stadt und einem Land zu bringen, das welches hat; einen andern Zeitraum braucht man, bis es ankommt, und wenn dazu vierzehn Tage gehören und wir haben nur mehr eine Woche zu essen, so bleibt die Stadt acht Tage ohne Brot — und das arme Insekt Mensch braucht nicht einmal so viel, um zu verhungern, was doch unsere Absicht nicht ist. Also die Theorie ist herrlich, überwindet alles — aber mit der Ausführung will es nicht gehen. Hieraus folgt, daß wir der Natur nicht die Sorge für unsere Bettelwirtschaft überlassen sollen. Dazu ist sie eine viel zu vornehme Dame. Überlassen wir ihr die großen Bewegungen, die Revolutionen, die langen Epochen, wie wir ihr die Bewegung der Gestirne lassen. Die Politik ist nichts anderes als die Wissenschaft davon, den augenblicklichen Bewegungen, die durch außergewöhnliche Ursachen entstehen, zuvorzukommen oder sie abzuwehren. Weiter geht sie nicht. Was die großen Revolutionen betrifft, so sind sie

allein das Werk der Natur; der Mensch vermag da nichts mit seinen Kräften, und weit davon, der Urheber davon zu sein, ist er nur das erste Werkzeug, das erste Instrument in ihren Händen!

Pr. Sie beziehen also die großen Worte Ordnung, Natur, Freiheit, Gleichgewicht, nur auf die großen Geschehnisse!

Ch. Doch freue ich mich ausnehmend, sie in aller Mund so oft zu hören. Wissen Sie, was das bedeutet? — Es zeigt an, daß das Meer ruhig und der Wind gut ist. Niemals sprechen die Matrosen davon, die Segel dem Winde zu geben, wenn sie nicht eine große Windstille bemerken. Das allgemeine Wohl Europas, das Wohl Frankreichs im besondern erzeugten den Grundsatz, der Natur ihren Lauf, sie wirken zu lassen — ein Gedanke, der unsern Vorfahren nicht einfallen konnte, ihnen, die nur bemüht waren, die Segel zu streichen und den Wind zu sparen.

Pr. Aber Sie müssen doch zugeben, daß der gegenwärtige glückliche Zustand Europas größtenteils durch die Ideen bewirkt wurde, welche unsere Schriftsteller selbst unter dem Volke verbreitet haben?

Ch. Oder die Ideen, die sich in den Köpfen Ihrer Schriftsteller bildeten, die Freiheit, sie zu verbreiten, die Leichtigkeit, mit der sie Eingang fanden, der Beifall, die Aufmunterung zu weiterem Schreiben sind die Wirkungen der Ruhe und des Wohlstandes, den Europa gegenwärtig genießt. Eines oder das andere, wie Sie wollen.

Pr. Ich werde mich schwer entscheiden können. Indeß, Sie glauben, daß wir Fortschritte machen, möge die Ursache sein, welche sie wolle.

Ch. Ja, das glaube ich.

Pr. Und hoffen Sie, daß wir mit der Zeit dahin gelangen, die Erhebung der Steuern zu vereinfachen, die Ausgaben des Staates mit seinen Einkünften in ein besseres Verhältnis zu bringen, den Tarif gleichförmig und an die Grenze

des Reiches verlegt zu sehen? Hoffen Sie, daß die leidige Verschiedenheit der Provinzen des Reiches aufgehoben, die Gesetze deutlich und allgemein, die große Menge der unnützen Steuern abgeschafft und tausend andere Verbesserungen geschehen werden, die noch zu thun übrig sind — hoffen Sie, daß wir das mit der Zeit erreichen?

Ch. Wenn — aber da kommt der Marquis.

Marquis. Ach, meine Herrn, sind Sie schon langehier?

Ch. Ziemlich.

Pr. Der Chevalier hat mich die Zeit sehr kurz finden lassen.

Ch. Sie haben ja eine ewige, nicht enden wollende Mahlzeit gehalten!

M. Sie Sybarit! Glauben Sie denn, daß ich bis jetzt bei Tisch gesessen habe?

Ch. Wo könnten Sie besser sitzen?

M. Ich war bei Buchhändlern und Buchdruckern.

Ch. Ich bin sehr erbaut davon.

M. Hier ist der Beweis.

Ch. Was haben Sie denn da für eine Rolle bedruckten Papiers in der Hand?

M. Da lesen Sie und —

Ch. (liest): ‚Edikt, betreffend die Freiheit der Ausfuhr und Einfuhr des Getreides. Compiègne 1764' — ‚Patent über das Recht der Ausfuhr.' — ‚Beschluß des Conseil, daß künftig die Einfuhr des Getreides vom Ausland nicht mehr gehindert werde.' — ‚Auszug aus den Registern und so weiter' — ‚Beschluß des Parlaments'. — ‚Beschluß'.

M. Ich wollte alles haben.

Ch. Was haben Sie denn für das bezahlt?

M. Das Ganze kostet 44 Sous.

Ch. 44 Sous, das ist nicht teuer.

M. Ich fürchte, ich werde es teuer finden, wenn Sie uns Ihre Meinung darüber gesagt haben werden. Also,

Chevalier, mein lieber Chevalier, zur That! Ohne Umschweife, ohne Vorrede, ohne Ausflüchte — was denken Sie darüber, was halten sie davon? Aber klar und deutlich und so kurz als möglich.

Ch. Es gab einmal —

M. Hören Sie auf! Ich will keine Geschichte erzählt haben, und wäre Sie noch so hübsch. Ich halte es nicht mehr aus; ich will, daß Sie jetzt vom Edikt sprechen und von nichts anderem.

Ch. (zum Präsidenten). Sie sehen, es ist nicht möglich, ihm zu entkommen. Aber, Marquis, wenn der Herr Präsident ungeduldig würde, fände ich das natürlich, aber bei Ihnen! ? Sie wissen ja ungefähr, was ich über das Edikt von 1764 meine. Er aber weiß nichts davon.

M. Der Herr Präsident mag ungeduldig sein oder nicht, wie es ihm gefällt. Sie wollen mich nur durch Ihr Hinziehen reizen; aber ich sage Ihnen, Sie werden damit bei mir nichts ausrichten. Danach haben Sie sich zu richten.

Ch. Also gut; weil es nun schon sein muß, so sage ich Ihnen mit aller nur möglichen Wahrheit, Freimütigkeit und Aufrichtigkeit, und wiederhole, was ich Ihnen schon gesagt habe, — daß das Edikt eine der ruhmvollsten Verordnungen ist, die je ein Fürst gegeben hat, sowohl in Hinsicht der Umstände, die es veranlaßten, der Zeit, die es wünschen ließ, als auch der Herzensgüte, die es entwarf, des Geistes, der es diktierte. Ich sage Ihnen, daß dieses Ereignis verdient, eine neue Epoche der französischen Geschichte einzuleiten, und — daß ich es immer für die Morgenröte eines schönen Tages gehalten habe.

Pr. Das hatten Sie dem Marquis gesagt?

Ch. Ja, das habe ich ihm gesagt und ich wiederhole es gerne vor Ihnen. Möge mich doch ganz Frankreich hören und möge es ein Echo finden in den Herzen aller Verständigen. Und ich würde es für ein Unglück halten, wenn diese Wahr-

heit nicht in das hellste Licht gestellt würde, so daß sie auch nicht den kleinsten Schatten würfe.

Pr. Also auf diese Weise wollen Sie das Edikt kritisieren?

Ch. Ich versprach Ihnen zu sagen, was ich im Innersten denke, und ich habe mein Wort gehalten.

M. Nun, wenn es Ihr Ernst ist, so erklären Sie sich noch etwas deutlicher. Ist es Ihre Meinung, daß die Regierung voll Eifer für das allgemeine Wohl dem Ackerbau in Frankreich aufhelfen wollte und daß sie sich dabei nach den Theorien der Ökonomisten gerichtet und das Edikt vorgeschlagen habe? Und daß der König mit der ihm eigenen Güte und Milde seine Einwilligung gegeben habe? Meinen Sie, daß eine Liebe für das Allgemeinwohl ohne Beimischung irgendwelcher eigennütziger Interessen das Gesetz diktiert hat? Geben Sie das zu, dann bin ich Ihrer Meinung.

Ch. Ich gehe noch viel weiter als Sie, Marquis! Sie sehen nur das rein Äußere. Hören Sie mir also zu, aber mit Geduld und Aufmerksamkeit, denn ich fürchte, nicht genug klar zu sein — Jedes Tier — und dieses Gesetz gilt sowohl für die Menschen als alle andern Arten wilder Tiere — jedes Tier, das auf seine Freiheit verzichtet oder sie verliert, entledigt sich im selben Augenblicke jeder Sorge für seine Ernährung, es überläßt sie einem andern. Jedes Tier, welches die Rechte der Freiheit erlangt oder wieder erlangt, muß vom selben Augenblicke an auch wieder für seine Ernährung sorgen. Das ist ein allgemeines, ewiges Gesetz. Es ist in der Natur der Dinge selbst bedingt Es ist der Vertrag, den Sie mit Ihren Pferden geschlossen haben.

M. Habe ich mit meinen Pferden einen Vertrag geschlossen?

Ch Gewiß!

M Davon weiß ich nichts.

Eh. Und der Vertrag ist sehr alt. Er wurde von dem geschlossen, der zum erstenmal ein Pferd zäumte und unterjochte, und von dem Pferde, das sich zuerst zäumen ließ. Er ist von Zeit zu Zeit ratifiziert worden, und Sie haben ihn mitunterschrieben.

M. Und wie lautet der Vertrag?

Eh. Er ist ganz kurz. Das Pferd sagt zum Menschen: Du magst mich zäumen, anspannen, prügeln, ich will dir geduldig dienen, aber du mußt mich ernähren. Das ist der Vertrag. Wollen Sie ihn aufheben? Holen Sie Ihr Pferd aus dem Stall und lassen Sie es in Feld und Wald laufen, es wird nichts mehr von Ihnen verlangen, es wird sich selbst sein Gras suchen. Aber es wird Ihnen nicht mehr dienen. Sie haben den gleichen Kontrakt mit diesem kleinen Kanarienvogel, der Sie mit seinem Gezwitscher amüsiert und der immer von Ihnen gepflegt und gefüttert sein will, was Ihnen so oft lästig ist. Machen Sie doch den Käfig auf, so ist der Kontrakt zerrissen. — Ja, Sie stehen in einem solchen Vertrage mit allen Menschen, die Sie sich unterworfen und denen Sie die freie Verfügung über ihre Kräfte geraubt haben. Das gleiche Gesetz muß so gut für die Menschen gelten als für die Tiere, unmöglich, daß es anders sei. Die Freiheit in der Politik ist nichts anderes als der Gebrauch unserer Kräfte zu unserem Unterhalt. Haben wir noch keine Kräfte — wie das Kind, haben wir sie verloren — wie der Sklave, so können wir nicht für uns selbst bestehen. Andere müssen für uns sorgen. Also sind Emanzipation, Manumission, Überlassung der Sorge für die eigene Ernährung, Freiheit gleichbedeutende Worte; verschiedene Zeiten bezeichneten damit ein und dasselbe. Gehen Sie in Gedanken die Zeiten und Völker durch! Haben nicht überall die Herren, sobald sie den Hörigen das Eigentum ihrer Güter genommen, auch die Verpflichtung übernommen, für ihre Ernährung zu sorgen? Unsere Bedienten, eine Art Höriger ohne Eigentum, die einzige, die

glücklicherweise in zivilisierten Staaten übrig geblieben ist, haben ihre Nahrung von uns oder Lohn, sich dieselbe zu verschaffen, was auf dasselbe herauskommt. Die Klostermönche, eine andere Art Höriger ohne Eigenbesitz, unterwerfen sich einer strengen und schweren Regel; doch klagen sie darüber nicht, so hart und drückend sie auch sein mag, aber sie wollen im Refektorium ihre Mahlzeit bereit finden und sich nicht um sie kümmern. Der Soldat muß unter jeder Regierung unbedingten Gehorsam leisten. Seine Vorgesetzten haben über ihn unumschränkte Gewalt. Aber wird er auch nicht jeder Zeit oder wenigstens im Kriege ernährt? Er kann lange Märsche, Belagerungen und alle Mühsal aushalten, er wird dies ohne Murren thun, aber lassen Sie ihn keinen Mangel an Lebensmitteln leiden, wenn Sie wollen, daß er Ihnen gehorche. — Und dieses Gesetz ist auch in der That sehr gerecht. Die Unterthanen schließen ganz vernünftig, wenn sie zu ihrem Herrn sagen: „Ihr habt uns aller unserer Kräfte beraubt; Ihr könnt alles, wir können nichts, also sorgt auch für uns, oder laßt uns die Freiheit, selbst für uns zu sorgen!" Sagt nicht, „ein unvorhergesehenes Ereignis ist eingetreten"; es ist nicht unsere Sache zu untersuchen, ob dies Ereignis unvorhergesehen oder vorhergesehen eintrat. Ihr müßt auch das Unvorhergesehene sehen und ihm begegnen. Sonst rät das Volk auf Betrug, auf Gewaltmißbrauch." Und ist es dem Volk zu verdenken, da seinem Herrn ja alle Kräfte und alle Mittel zu Gebote stehen? Hat man dem Menschen alles genommen so erhält er dadurch das Recht, mir nach dem, was sich ereignet, zu urteilen. Das ist das Recht der Unwissenheit und der niederen Stände. Der Herr, der weiß, daß dies eintreffen kann, verdoppelt seine Vorsicht, treibt seine Vorkehrungen aufs äußerste, läßt sich durch nichts in Sicherheit wiegen, weil er ein allgemeines Mißtrauen gegen sich erwarten muß. Das ist der natürliche Zustand des Verhältnisses zwischen Herren und Untergebenen. — Um zu einem Schlußsatz, oder, wie die

-Mathematiker sagen, zu einer allgemeinen Gleichung zu kommen. Die Sorge des Herrschers für die Ernährung und Erhaltung seiner Unterthanen steht im umgekehrten Verhältnis zu der Freiheit, die er ihnen ließ.

M. Ja, aber was soll das hier? Wo haben Sie uns denn hingeführt?

Ch. Ich habe Sie einen Berg hinaufklettern lassen, und für die Mühe des Weges sollen Sie durch eine erstaunliche Aussicht entschädigt werden. Sehen Sie umher, lassen Sie Ihren Blick über diesen weiten Horizont schweifen. Sie sehen in Konstantinopel, Kairo, Marokko, überall, wo der Despotismus herrscht, wie es beinahe die einzige Sorge der Regierung ist, für Überfluß und niedrige Getreidepreise zu sorgen. „Man muß Stambul verproviantieren" sagt die hohe Pforte. Alle Mittel dazu sind recht, mögen Handel und Schiffahrt zu Grunde gehen oder gehindert werden, möge der Ackerbau vernichtet werden — es schadet nichts. — Auf der andern Seite sehen Sie, wie mäßig die Sorgen und gering die Bemühungen der wirklichen Republiken für diese Sachen sind, ich sage der wirklichen Republiken, weil die aristokratischen Republiken meistens ein ebenso drückender und mißtrauischer Despotismus sind als der orientalische. Zu allen Zeiten sehen Sie dieselbe Sache. Tiberius, ein Fürst, der Despot sein wollte und sich auch darauf verstand, sparte — trotzdem er von Natur aus geizig und haushälterisch war — kein Geld, um in Zeiten des Mangels Getreide nach Rom schaffen zu können; er ließ es auf eigene Kosten aus Ägypten kommen. Er fürchtete nichts, nur die Hungersnot. Er wußte, daß der Sklave so lange schweigen und gehorchen muß, so lange er ernährt wird. Betrachten Sie die folgenden Zeiten, die Lehnsverfassung. Sie ist ein durchaus militärisches System. Die Herren sind die Offiziere — eine Tischgesellschaft, die Freien sind die Soldaten dieser Offiziere, die auf ihre Kosten leben. Alles andere ist

Sklave Der Fürst ist der Proviantmeister der ganzen Nation. — Aber wozu halte ich mich so lange bei der Erklärung einer Wahrheit auf, die aus dem einfachen Verhältnis von Herr und Diener schon deutlich genug wird, da haben Sie auf der einen Seite die vollständige Überlassung der Kräfte, auf der andern die ganze Verpflichtung der Versorgung

M Und Sie schließen daraus?

Ch. Daß wir dem Himmel danken und uns glücklich schätzen müssen, die Zeit erlebt zu haben, wo in einem monarchisch regierten Staate das Zutrauen zwischen Fürst und Unterthanen so groß geworden ist, daß der Fürst gerne und freiwillig, voll Gefälligkeit und Wohlwollen die heikelste und lästigste seiner Regierungssorgen niederlegt und sie seinem treuen und ruhigen Volke überläßt Lange sind die Franzosen wie alle andern Völker behandelt worden. Sie hatten in früheren Jahrhunderten das angenehme Los, Kinder eines guten Vaters zu sein; aber sie waren doch minderjährige Kinder, für deren Unterhalt man sorgen mußte. Jetzt sind sie mündig; sie werden emanzipiert, sie müssen selbst an ihren Unterhalt denken, und ihre befreite Industrie soll die Quelle ihres Glücks und ihres Wohlstands sein. Meinen Sie nicht, daß die Majorennität eines Volkes mindestens ebensoviel wert ist als die Majorennität eines Herrschers, und daß man die Volksmajorennität mit Münzen, Statuen und Triumphbogen feiern sollte?

M. Sie sehen dieses Ereignis in einem viel bedeutenderen Lichte als man gewohnt ist; aber mir will all das Lob, das Sie darauf verschwenden, doch noch nicht recht einleuchten

Ch Glauben Sie, Marquis, daß die Magazine, die man unter Louis XIII. in Rochelle anlegte, zu einem friedlichen Handel mit Portugal bestimmt waren?

M. Nein, das gewiß nicht. Das Getreide war für die Aufständischen bestimmt, damit sie eine längere Belagerung aushalten könnten.

Ch. Und wenn Sie zu jener Zeit das Gouvernement einer Stadt gehabt hätten — so wie Sie es heute haben — und Sie von einem Einwohner dieser Stadt gehört hätten, daß er Getreide aus der Umgebung kauft und davon Vorräte anhäuft, was hätten Sie gethan?

M. Ich? Ich würde ihn zuerst haben aufhängen lassen, dann hätte ich ihm den förmlichen Prozeß gemacht.

Ch. Das letzte hätten Sie sich erspart, denn sein Prozeß war schon gemacht. — In unruhigen Zeiten sind Aufkäufe von Getreide und Magazinierung ein sicheres Zeichen der Gärung und eines bevorstehenden Aufruhrs. Man ist weit davon, sich mit einem ruhigen, friedfertigen, einträglichen Handel zu beschäftigen. Auch läßt sich der nicht gut treiben; denn die Landstraßen sind unsicher, der Transport gehemmt. Die Monopole waren damals nicht das Werk der Habsucht, sondern das der Unzufriedenen, Übelgesinnten, oft auch das Werk fremder Mächte; aber auch damals hatten sie dieselbe Wirkung: Klagen, Empörungen, Aufruhr. Sie sehen also, aus welchem Gesichtspunkte man jene alten Vorschriften in Sachen des Getreidehandels zu beurteilen hat, über die man sich jetzt so aufhält, nicht weil man jetzt mehr Verstand als die Vorfahren hat, sondern weil die Umstände veränderte sind.

Pr. Erlauben Sie mir hier einen Einwand, ohne Ihre Meinung zu bestreiten. Sollten Sie nicht unseren Vorfahren mehr Ehre anthun als ihnen gebührt? Ich kann nirgends diese zwingenden Ursachen der Hindernisse finden, die sie dem Getreidehandel in den Weg gelegt haben.

Ch. Wohl Ihnen, mein lieber Präsident, daß es Ihnen, obgleich im obrigkeitlichen Amte, möglich ist, die ersten Elemente der Kunst des Mißtrauens nicht zu kennen. Das Alphabet dieser unglücklichen Wissenschaft ist, immer Verdacht zu haben, ihn nie auszusprechen, sich ihn nie anmerken zu lassen. Man muß seine leisesten Vermutungen wohl verdecken, man muß unzulängliche Ursachen angeben, wo man sehr zu-

reichende angeben könnte, die man aber verschweigen muß, um nicht seine Schande und Schwäche aufzudecken.

Pr. Aber Sie müssen doch zugeben, daß man die Vorsicht zu weit trieb. Können Sie alle Verbote, die man gab, rechtfertigen?

Ch. Ich will sie ja nicht rechtfertigen, sondern entschuldigen. Wenn jemand die Verpflichtung hat, für seine Sicherheit zu sorgen, so ist keine Vorsicht zu groß für ihn. Sagen Sie selbst, wenn Sie jemals etwas mit Zwirn oder Bindfaden zusammengebunden haben, wickelten Sie dann nicht mehr herum als nötig war, oder machten Sie nicht einen Knoten mehr hinein? Es ist ein Instinkt, der uns treibt, bei kleinen wie bei großen Dingen das gewöhnliche Maß zu überschreiten, je nachdem es unsere Intention fordert.

M. Ich habe, während Sie auf den Einwand des Präsidenten antworteten, über das, was Sie vorher sagten, nachgedacht; ich finde wirklich, daß die Freiheit des Getreidehandels eine denkwürdige Epoche eröffnet, sie ist neu in der Geschichte, man findet kein Beispiel von ihr in den Annalen der Monarchie, und ich finde es sehr komisch, daß man uns daraus einen Vorwurf macht.

Ch. Das ist leider wahr. Der Vorwurf lautet eigentlich so: Dieses Gesetz hat jetzt zum erstenmal das sehr ergebene Volk sich bei dem besten der Könige zu verdienen gewußt; möchten die Franzosen solche Vorwürfe recht oft erfahren.

Pr. Und doch möchte ich es entschuldigen, daß man dem Gesetz den Vorwurf beispielloser Neuheit gemacht hat. Der unverzeihliche Fehler ist hier auf seiten der Schriftsteller. Es ist wahr, sie haben zum Teil für die Freiheit des Getreidehandels das gesagt, was Sie sagen, oder besser ausgedrückt, sie haben Gründe angegeben, die den Ihrigen sehr nahe kommen oder sich mit ihnen verbinden lassen; aber das mit so wenig Kraft und Nachdruck, daß das Volk bei weitem nicht die

Wichtigkeit und die Größe der Sache verstanden hat, noch alle Folgen und Wirkungen derselben einsehen konnte. Und so sind die alten Vorurteile geblieben; das Volk sieht um nichts klarer und weiß nicht, was es davon denken soll. Die einen halten es für eine Finanzspekulation, andere für ein Mittel, die Erhebung der Steuern zu erleichtern, und die Kleinlichsten sind so weit gegangen, nichts als eine neue Quelle für Amtsmißbrauch darin zu sehen: kurz die Stärke der alten Vorurteile, die Finsternis, die noch in den Köpfen herrscht, ist so groß, daß es durch ein ganz eigenartiges Zusammentreffen der Umstände dazu gekommen ist, die Regierung, bei der man sonst immer Autoritäts- und Gewaltsgelüste vermutet, die Freiheit begünstigen und die Parlamente, bei denen man sonst immer Begünstigung des Volkes voraussetzt, die Freiheit bekämpfen zu sehen. Das wäre nicht so gekommen, wenn man die Nation durch beredte Werke aufgeklärt hätte, durch Werke, welche große, erhabene und lichtvolle Gesichtspunkte eröffnen.

Eh. Seien wir billig; wir wollen glauben, daß die Schuld daran nur an denen liegt, die das Edikt verlangten. Wir wollen glauben, daß dies bloß das alte Vorurteil ist, welches in diesem Fall die Stellvertreter eines Teiles der Regierung mißtrauischer macht als die Regierung selbst. Wir wollen das glauben. Man muß mit der ganzen Welt leben und darf sich niemanden zum Feind machen. Aber das Faktum bleibt bestehen: bewilligt ein souveräner Fürst seinem Volke die volle Freiheit des Getreidehandels, so ist dies eben so viel als wenn er zu ihm sagte: „mein Volk, deine Treue hat sich mein Vertrauen in dem Grade erworben, daß es kein Verdacht wankend machen kann, und daß ich alle meine Vorsicht für überflüssig halte. Wenn ich sehe, daß du Getreide aufhäufst oder versendest, oder ausführst, so weiß ich doch, daß du keine andere Absicht dabei hast, als durch kluge Betriebsamkeit einen Wohlstand hervorzubringen, der es dir ebenso leicht macht, die

öffentlichen Abgaben und Lasten des Staates zu tragen, ebenso leicht als du in deiner Wirtschaft eifrig bist, und dein Reichtum ist, statt mich auch nur im geringsten zu beunruhigen, mein beständiger Wunsch und meine Sorge. Ich fürchte weder ein widerrechtliches Verfahren noch ein Monopol, denn dem kann ich überall entgegenwirken. Niemand ist so mächtig in meinem Reiche, daß er den Lauf der Gesetze aufhalten, niemand so klein und verborgen, daß er der Wachsamkeit meiner Behörden entgehen könnte. Meine Gewalt erstreckt sich über alles, durchdringt alles, und ganz in meinen Händen liegt es, mein Volk glücklich zu machen. Hat deine Unterthänigkeit mein Zutrauen, so hat meine Liebe für's allgemeine Wohl das deinige erworben. Ich bin ruhig, frei von Furcht und Mißtrauen, und ich bin überzeugt, daß man, wenn die Getreidepreise steigen, mir nicht die Schuld zuschreiben wird. Ihr werdet darin nur die unvermeidliche Wirkung ungünstiger Witterung erkennen oder das glückliche Wachstum eures Wohlstandes, oder die raschere Zirkulation des Geldes. Ich weiß, meine Nation ist überzeugt, daß ich die Monopole weder dulde noch begünstige. Die Stimme der Freimütigkeit, die mir Ungerechtigkeiten entdeckt, kann zu meinem Throne dringen, und ich bin sicher, du wirst, mein Volk, mit Zutrauen das Gegenmittel erwarten, ohne zu murren, was mich beleidigen würde, ja ohne selbst die Zuflucht zu Klagen zu nehmen, die nicht erst nötig sind, mein Herz zu erweichen — —" Sehen Sie, das alles liegt in den zwei Worten eines Monarchen, wenn er sagt: freier Getreidehandel.

Pr. Je mehr Sie sprechen, Herr Chevalier, desto mehr erregen Sie meinen Unwillen gegen die kleinlichen Absichten und eigennützigen Gesinnungen, die man bis jetzt einem Gesetze unterlegte, welches der stärkste und herrlichste Beweis von dem wechselseitigen Zutrauen zwischen der Nation und dem Monarchen ist. Aber warum schwächen Sie selbst das Lob desselben, indem Sie es die Morgenröte eines schönen Tages

nennen? Weshalb Morgenröte? Warum sagen Sie nicht, es ist der Tag selbst, der klare, lachende Tag, der schönste Tag der Welt?

M. Der Präsident hat recht. Was sollen wir noch erwarten?

Ch. Sehr viel. Es ist wirklich nur die Morgenröte, nichts weiter. Das Schöne, das Lobenswerte, das wahrhaft Große in dem Edikt, das ist die Stimmung, die es erzeugt hat, das Zutrauen, von dem wir eben sprachen, die Freude auf dem Antlitz des Monarchen, als er diese Freiheit bewilligte. Aber die Sache selbst ist weit entfernt von dem Erfolg, den man sich verspricht. Erinnern Sie sich doch an alles das, was ich Ihnen vom Getreide gesagt habe, was für ein unbequemer, unbankbarer und gefährlicher Handelsartikel es ist, welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, und wie wenig Vorteile man dabei zu erhoffen hat: für den Ackerbau fast gar keine, einen kleinen für die Marine, einen kleinen für die niederen Volksklassen, das ist alles. Ich spreche hier nicht von der Freiheit des inneren Handels aus einer Provinz in die andere. Daß ein Gesetz nötig war, um diese zu erlauben, daß dieses Gesetz erst im Jahre 1763 gegeben worden ist, ist so beschämend als unglaublich. Wir wollen zur Ehre Frankreichs vergessen, daß es eine Zeit gab, wo die Kinder eines Vaters, anstatt sich in der Not beizustehen, einander das Brot vom Munde rissen, auf Befehl des Vaters, des Königs. Wir wollen es aus dem Gedächtnis der Menschen tilgen, daß einst ein Intendant zu seinem Nachbarn sagen konnte: „Die Unterthanen deiner Provinz werden verhungern, während die meinigen sich am Brot überessen", und das in einer Zeit, wo in beiden Provinzen Rekruten ausgehoben wurden, die der gemeinsamen Fahne gegen den gemeinsamen Feind folgen mußten. Wenn wir über diese Wahrheiten noch eine Zeit Schweigen bewahren, so ist die Ehre Frankreichs gerettet, denn die Nachwelt wird es nicht glauben, weil es wider alle

Glaubenswürdigkeit ist — Jetzt vom Handel ins Ausland. Ich habe Ihnen gesagt und sogar bewiesen, daß man einen eventuellen Getreideüberfluß nicht eher merken kann, als bis zuvor ganz Frankreich durch die völlig freie Zirkulation hinlänglich versorgt worden ist. Der Überfluß, den man zu sehen glaubte, war vielleicht die vorübergehende Wirkung einiger guten Ernten, die zufällig auf einander folgten oder einer ganz außergewöhnlichen Verminderung der Bevölkerungszahl und des Absatzes. Das zu verkaufen, woran man künftiges Jahr Mangel leiden kann, ist ein schlechter Handel. Ein rasches und übermäßiges Erhöhen des Preises der Handarbeit und den Manufakturen Schaden thun, wäre ein großes Übel. Die Freiheit des Handels ist also gut, denn so oft es nur möglich ist, muß man auf die Seite der Freiheit treten, und diese Freiheit bringt immer einige Vorteile; aber man muß von ihr ja nicht das erwarten, was uns die lebhafte Phantasie der Schriftsteller davon versprochen hat. Erlauben Sie mir zum Beweis dafür einige beiläufige Bemerkungen. Erstlich ist die Ausfuhr seit vier Jahren, trotz aller unbeschränkten Freiheit, nach dem Geständnis der Ökonomisten selbst sehr gering gewesen.

Pr. Das ist wahr, und ich gestehe Ihnen, daß mich das immer sehr gewundert hat. Man versprach der Nation goldene Berge von dieser Ausfuhr, die man so eindringlich verlangt hatte. Jetzt, da sie bewilligt ist, und da man die übertriebenen Getreidepreise und den Mangel dieses Jahres nicht auf ihre Rechnung schreiben kann, fängt man allgemein an zu glauben, daß die Ausfuhr sehr unbeträchtlich ist. Da dachte ich bei mir selbst: „Ist die Ausfuhr so unbedeutend gewesen, wie wird sie dann so viel Gutes bewirken können als man von ihr versprochen hat?“

Ch. Die zweite Bemerkung ist die. Frankreich war schon vor dieser so ausposaunten Ausfuhr ein sehr blühendes, glückliches und berühmtes Reich. Dies ist es seit länger als

einem Jahrhundert, und es kommt weniger darauf an diesen Zustand zu steigern, als die Stufe der Macht und des Wohlstandes zu behalten, auf die es zwei große Könige gebracht haben. Dies dünkt mich allein genugend zu beweisen, daß die Ausfuhr nicht ganz den erwarteten, großen Erfolg haben kann. Ich müßte mich in meinen Hoffnungen sehr irren, wenn man in einem Reiche, dem ich so sehr, wie nur ein geborener Franzose zugethan bin, wenn man es bei diesem Edikt bewenden ließe.

M. Und was erwarten Sie noch?

Sh. Ich erwarte ein ganzes Gesetzbuch an Stelle eines einzigen Gesetzes. Die alte Politik, die Regierungskunst unserer Vorfahren, die Wohlstandspolizei, die erstgeborene Tochter der Staatskunst alles ruhte ausschließlich auf dem wechselseitigen Mißtrauen zwischen Regent und Volk Hat das Zutrauen Platz gewonnen, so sind die Grundpfeiler geändert und man muß das ganze Gebäude ändern Novus rerum mihi nascitur ordo. Ich sehe alles neue Gestalt annehmen Ja ich täusche mich nicht, ich sehe uberall neue Einrichtungen, ich sehe eine veränderte Verfassung, die mich einen sehr schönen Tag hoffen läßt. Ich hoffe es noch zu erleben, daß man die Steuern gleich verteilt, den Tarif vereinheitlicht, eine Provinz wie die andere behandelt und den Unterschied zwischen ihnen aufhebt

Pr. Ich sehe noch nicht recht den Zusammenhang zwischen diesen Hoffnungen und Ihrer vorigen Behauptung

Sh. Es ist doch ganz augenscheinlich. Sobald man an diese großen Veränderungen auch nur die Hand legt, stößt man auch schon auf das, was man die Privilegien der einzelnen Provinzen nennt. Diese Privilegien, traurige Denkmäler des Einspruchs, den die Völker in den Gewaltmißbrauch ihrer ehemaligen Fürsten machten, welche eben darum nicht die Liebe ihrer Unterthanen gewinnen konnten diese Privilegien, sage ich, sind die Verschanzungen und Schutzwalle des

Mißtrauens. So lange dieses dauert, sind sie dem Volke teuer; es hält sorgfältig darauf, und alles besondere Eigentümliche einer Provinz, wodurch sie sich von anderen unterscheidet, trennt, isoliert, wird als ein solches Privilegium angesehen, sogar der absurde Unterschied von Maß und Gewicht. Und sie wollen ihre Privilegien nicht aufgeben, sie halten sie für das Asyl ihrer Sicherheit und ihrer Freiheit. Greift man diese Privilegien an, so schreckt man das Volk zurück und mit vernünftigen Gründen wird man es nie überzeugen. Das Volk will keine philosophischen Disputationen, es richtet sich nach dem, was es empfindet, was es erfährt, und es hat ein gutes Gedächtnis: alle Neuerungen sind ihm verdächtig. Sein Verdacht erstreckt sich auch auf die Gründe, womit man eine Neuerung erklären will. Hat man aber einmal das Zutrauen gewonnen, so werden sich die Völker um den Thron versammeln und zu ihren Herrn sagen: „Sire, wir haben viele Privilegien, aber das Privilegium auf eine schlechte Regierung wollen wir nicht haben. Regieren Sie uns gut, das ist das einzige Privilegium, das wir fordern, und wir sind sicher, es zu erhalten." — Dies, Herr Präsident, wollte ich Ihnen auf Ihre Frage antworten vorhin, als der Marquis kam. Wenn das Zutrauen gegründet ist, dann kann man alles erwarten.

M. Wie, Sie hatten schon angefangen, ehe ich kam?

Gh. Wir haben nur so im allgemeinen davon gesprochen; es ist nicht nötig, daß wir es wiederholen.

M. Um wieder auf das Edikt zu kommen: Sie meinen also, daß das Edikt in Hinsicht auf den Geist, in dem es gegeben ist, Beifall verdient, und da haben Sie ganz recht, und in Hinsicht seines Inhaltes finden Sie nichts besonderes darin, nur hie und da etwas Lobenswertes?

Gh. Ja, das ist meine Meinung.

M. Und worüber beklagen Sie sich denn? Was tadeln Sie denn? Wo finden Sie die Fehler? Daß unser Weizen zu schön steht, vielleicht?

Ch. Das zuerst. Das Edikt ist zu schön. Es ist zu viel und zu plötzliche Freiheit darin, zu viel Großmut in dem Geschenk. Man hat überhaupt zu viel auf einmal gemacht. Man muß einen wiedergenesenden Kranken schonend behandeln und mit Vorsicht. Man muß allmählig vom Schatten zum Licht übergehen. Nil repente, nichts auf einmal, das werde ich immer wiederholen. Wenn wir den, welcher lange entwöhnt war für seinen Unterhalt zu sorgen, plötzlich und geradezu sich selbst überlassen, so machen wir ihm mit dieser Freiheit ein verhängnisvolles Geschenk. Er kann sich nicht von der langen Gewohnheit des Gegenteils erholen, und die unerwartete Veränderung wird ihm gefährlich.

M. ‚Sich von einer Gewohnheit erholen', die Redensart gefällt mir, so wie ‚sich von einer Krankheit erholen'. Es ist nicht sonderlich französisch, aber das schadet nichts.

Ch. Nicht französisch? um so schlimmer.

M. Um so schlimmer? für wen?

Ch. Für Ihre Sprache. Lassen Sie mir meine Neubildung und hören Sie weiter.

Pr. Erlauben Sie, Herr Chevalier, Ihre Bemerkung hat man bereits gemacht, schon allein die Vernunft gab sie an die Hand, wenn sie uns auch die Erfahrung und die Versuche, die man angestellt hat, nicht aufgedrungen hätten. Man hat eingesehen, daß man einen viel größeren Zeitraum zwischen der freien Zirkulation im Inneren und der Ausfuhr hätte lassen müssen, daß man dem Handel neue Wege eröffnen, Zeit zur Erbauung von Magazinen lassen mußte, vorausgesetzt, daß man solches gestattet hätte. Man hat die Notwendigkeit eingesehen, daß das Volk seine Vorurteile und seine Furcht aufgeben, die Beamten der Provinzen sich erst das Befehlen und Verbieten abgewöhnen müssen, daß sich der Handels- und Spekulationsgeist viel mehr verbreite und der Verkehr erleichtert werde; kurz, man hat eingesehen, daß der Geist willig, aber das Fleisch schwach war.

Gh. Wenn man alles das weiß und auch Sie davon überzeugt sind, so habe ich nichts mehr zu sagen.

Pr. Indes sind es nun beinahe sechs Jahre, daß man die freie Ausfuhr erlaubt hat, und ich glaube daher, daß das Übel, welches aus jener schnellen Veränderung entstehen konnte, nun vorüber ist. Es ist nicht sehr groß gewesen, und ich gebe Ihnen gerne zu, daß es ein Glück für uns ist, so mit dem bloßen Schrecken davongekommen zu sein. Jetzt aber meine ich, bleibt uns nichts weiter übrig, als die einmal bewilligte Freiheit zu behaupten und ruhig zu warten, bis die alten Vorurteile, denen man freilich nicht vorgebeugt hat, sich nach und nach durch Gewohnheit und Übung verlieren.

Gh. Ganz recht. Wenn das Edikt weiter keinen Fehler gehabt hätte als seine Schönheit Aber . . .

M. Wie: Aber?!

Gh. Aber — Ja, ich muß es sagen, so wie das Edikt abgefaßt ist, wird es immer drei Übel erzeugen: es wird die innere Zirkulation hindern, es wird in allen Jahren, wo die Ernte im Mittelmaß bleibt, Hungersnot hervorrufen, es wird den Ackerbau in Frankreich voll und ganz zu Grunde richten.

M. Jetzt ist die Bombe geplatzt Wir haben Sie zum Reden gebracht. Jetzt noch die drei Beweise und meine Neugierde ist befriedigt.

Pr. Auch ich bin sehr neugierig darauf Denn daß jemand das Edikt von dieser Seite angegriffen hätte, ist unerhört. Selbst die Gegner haben das nicht behauptet. Es ist ja gerade das Gegenteil von dem, was die Ökonomisten versprochen und gepredigt haben

Gh. Nun, da es einmal heraus ist, muß ich es auch beweisen. Ich behaupte, daß das neue Gesetz die Zirkulation und den Getreidehandel aus einer Provinz in die andere verhindern muß, und ich behaupte ferner, daß der innere Handel so viel wertvoller, wichtiger und nützlicher als die Ausfuhr ist, daß diese gar nicht mit ihm in Vergleich gebracht werden

kann. Wenn es gar nicht anders ginge, so müßte man für den Binnengetreidehandel lieber die ganze Ausfuhr opfern.

M. Beweisen, beweisen!

Ch. Das will ich. Aber Sie haben mich, wie ich bemerke, auf eine Ernsthaftigkeit gestimmt, die mir gar nicht gut steht. Schon länger als eine halbe Stunde deklamiere ich nichts als reine Vernunft. Das kann doch kein gutes Ende nehmen. Wir werden alle drei in eine furchtbare Langweile hineingeraten, ich will lieber in meinem alten Stil sprechen. Es war einmal ein Mann ....

M. Was? Wieder eine Geschichte?!

Ch. Ein Mann, der mein Freund war, aß sehr gerne Melonen. Um immer recht gute zu bekommen, machte er es so: Er wohnte im Faubourg St. Honoré; einst sagte er zu seinem Bedienten: „Geh auf den Markt, es gibt da gute Melonen, kaufe mir da eine sehr gute. Findest du keine, so gehe auf dem Rückweg zu der Obsthändlerin, da an der Ecke unserer Straße, und nimm eine, so gut du sie kriegst. Eine Melone muß ich jedenfalls haben.“ Wissen Sie, was geschah? Der Mann, der mein Freund war und gerne Melonen aß, bekam immer schlechte.

M. Wieso?

Ch. Weil sein Bedienter nie auf den Markt ging; er nahm immer die erste beste an der Straßenecke.

M. Ja, das ist wahr. Warum war Ihr Freund auch ein solcher —! Er hätte nicht zugleich etwas Leichtes und etwas Schweres befehlen sollen. Natürlich that der Bediente immer das, was ihm am wenigsten Mühe machte.

Ch. Ausgezeichnet, Marquis, Sie sollen immer mein Orakel sein. Sehen Sie, dies ist die große Theorie: Von zwei sonst gleichen Dingen thut der Mensch immer das, was ihm am leichtesten ist, und läßt das Schwerere liegen. Und wenn ich Ihnen nun beweise, daß die Ausfuhr von Natur aus und

nach den neuen Verordnungen unendlich leichter ist als der innere Handel, werden Sie mir dann recht geben?

M. Ja.

Ch. Aus sechs Gründen. Erstens, weil man, um aus dem Innern des Landes an die Küste zu kommen, sowohl zu Lande als zu Wasser immer bergab geht, und vom Meer herein bergauf. Das Meer liegt doch tiefer als jede Provinz?

M. Gott sei Dank, sonst wären wir alle längst ertrunken.

Ch. Also weil wir nicht ertrunken sind, wird der Transport auf den Flüssen und selbst auf der Landstraße weniger kosten. Das ist eine Ersparnis. Zweitens, weil wir zur Ausfuhr über das Meer keine Magazine brauchen, deren wir oft viele nötig haben beim Binnenhandel.

M. Wieso?

Ch. Das befrachtete Schiff selbst dient als Magazin. Man hat nie das ganze Getreide auf einmal beisammen, wenn man ein Schiff befrachtet, aber sowie ein Pächter hundert, ein anderer dreihundert Sack schickt, je nachdem man bestellt hat, so läßt man sie an Bord bringen. Das Schiff bleibt einen Monat oder länger im Hafen liegen, und wenn es seine Ladung voll hat, so geht es ab. Das ist die zweite Ersparnis, nämlich an Miete, Risiko und Unbequemlichkeit der Magazine. Drittens, die Ausfuhr ist ein Großhandel und befaßt sich nicht mit kleinen Quantitäten. Die Zahlungen geschehen mit schönen, guten Wechseln, die einer der großen Banquiers der Stadt, welche Getreide kauft, ausstellt. Der innere Getreidehandel dagegen ist immer Detailhandel, außer wenn diese ungeheure Hauptstadt oder drei, vier andere Großstädte des Reiches versorgt werden sollen. Man muß ein Getreide in kleinen Quantitäten an die armen Bäcker kleiner Ortschaften absetzen, und welcher Verzögerung, welcher Mühe und welchen Verlusten ist man da nicht bei der Zahlung ausgesetzt! Wollte man auf den Märkten Sack für Sack ver-

kaufen, so wäre es noch weit schlimmer. Viertens. Verkauft man an das Ausland, so kann man am Wechselkurs gewinnen, der gerade für den Verkäufer günstig sein kann. Von einer Stadt des Reiches zur anderen ist im ganzen kein beträchtlicher Wechselkurs zu hoffen. Fünftens. Zahlt der Fremde in barem Gelde, so ist der Profit noch sicherer wegen des Agio, den in Frankreich Piaster, Pistolen, Lisbonnen &c. haben; wenn also ein bordolesischer Kaufmann sein Getreide nach Lissabon verkauft, so hat er, wenn das Schiff zurückkommt, das köstliche Vergnügen, in Lisbonnen zu wühlen, die das Auge allein schon erfreuen. Hätte er es in der Nachbarschaft verkauft, er wäre in traurigen Fünfzigsousstücken bezahlt worden, die einem Herzweh machen, wenn man sie anschaut. Man muß das auch in Anschlag bringen, was es für eine Lust ist, Geld, Goldgeld zu sehen. — Sechstens, und das ist der Hauptgrund. Der Fleiß und das Genie der Menschen hat es noch nicht soweit gebracht, auf dem weiten Weltmeer Burgermeister, Schöffen, Landeshauptleute und besondere Kommis einzusetzen. Sobald daher Ihr Schiff aus dem Hafen draußen ist, haben Sie weder eine Konfiskation noch eine Revision zu fürchten. Dagegen beim inneren Verkehr kann unglücklicherweise ein Beamter glauben oder vorgeben, daß seine Stadt Mangel an Getreide hat. Er kann einen Teil der Fracht in Beschlag nehmen, unter dem Vorwande des Mißwachses, der Verproviantierung durchmarschierender Truppen und dergleichen, kurz, er wird Ihnen einen Preis bieten, den er vernünftig nennt, auf den man aber kaum wird eingehen können. Sie müssen an den Intendanten und an den Hof berichten, hin und her laufen, prozessieren u. s. w.

M. Aber auf der See gibt es Sturm.

Ch. Dagegen gibt es Assekuranzen. Aber habe Sie jemals gehört, daß ein Kommis einen Frachtwagen assekuriert? — Haben Sie genug an den sechs Gründen?

M. Vollständig.

Ch. Ich schenke Ihnen noch einen siebenten. Nämlich auch in Hinsicht der natürlichen Entfernung ist die Aussicht viel leichter. Viele Häfen und viele der fruchtbarsten Provinzen Frankreichs liegen dem Ausland näher als anderen Provinzen des Reiches. Von Bayonne, Bordeaux und selbst von Nantes bis in den nächsten Hafen Spaniens ist es lange nicht so weit als bis nach Havre. — Aus allen diesen Gründen folgt, daß die Ausfuhr leichter, einträglicher und sicherer ist als der innere Handel. Nun machen aber die neuen Verordnungen von 1764 gar keinen Unterschied zwischen diesen beiden Arten des Handels; beide werden unter gleichen Bedingungen erlaubt. Was wird daraus entstehen? Alles Getreide, welches die Grenzprovinzen hervorbringen, wird aus dem Lande gehen, ohne jemals wieder ins Innere zurückzukehren. Was wird weiter daraus entstehen? Jene Provinzen werden sich freuen, ihr Getreide so gut verkauft zu haben und bei sich so viel Gold und Silber im Umlauf zu sehen, und im Inneren wird man trauern und klagen, weil es an Brot fehlt. Und was wird daraus entstehen? Die Parlamente, deren Urteile sich immer nach der Stimmung des Volkes richten, werden dem Monarchen den Zustand ihrer Provinzen schildern; die von den Grenzprovinzen werden dem Gesetze ihren Beifall geben, die aus dem Inneren werden widersprechen — und so ist es ja gekommen.

M. Es freut mich ungemein, mein lieber Chevalier, daß Sie mir eine so einfache und natürliche Erklärung von den widerspruchsvollen Meinungen der Parlamente über das Edikt geben. Ich glaube, Sie haben recht. Niemand konnte mir bisher eine befriedigende Erklärung davon geben. Anstatt Gründe habe ich Vorwürfe gehört, und Vorwürfe überzeugen mich nie. Ich weiß nicht, ob das anderen auch so geht.

Eh. Dieselben überzeugen niemanden. Aber wer unrecht hat, bedient sich des Schimpfens anstatt der Gründe, und er macht das ganz schlau, denn nichts verschiebt leichter die Frage, um die es sich eigentlich gehandelt. — Eigentlich hatten die Parlamente alle gleich recht. Alle haben dem Monarchen die Wahrheit gesagt, und eben daraus konnte man deutlich ersehen, wo der Fehler des Ediktes steckt. So wie es vorliegt, muß die Ausfuhr die Grenzprovinzen bereichern, die Binnenprovinzen zu Grunde richten. Soll das nicht geschehen, so müßten die guten Ernten gerade immer in das Binnenland fallen und die mittelmäßigen an die Grenzen. Das kann vielleicht in einem Jahre der Fall sein, aber nicht immer. Es ist das nicht im Laufe der Natur. Um das Übel zu verhüten, müßten die Menschen sich dazu entschließen, den kleinen Gewinn, den der Handel mit den eigenen Landsleuten gewährt, dem größeren Gewinne des Exportes vorzuziehen. Das ist aber noch viel mehr gegen den Lauf der Natur und viel seltsamer als irgend eine andere Erscheinung. Die Fruchtbarkeit kann wohl einmal nach unseren Wünschen ausfallen. Aber daß die Menschen ihre Begierde nach Gewinst einschränken sollten, der Fall wird nie eintreten. — Ich habe Ihnen also bewiesen, daß, wenn man die Ausfuhr ebenso begünstigt als den Innenhandel, die Ausfuhr immer vorgezogen werden und dem Lande immer den nötigen Vorrat entziehen wird, für den doch überall gesorgt werden sollte. Nun bliebe mir noch zu beweisen, um wie viel der innere Handel vorzüglicher ist als der auswärtige. Aber Sie können mir das erlassen. Denn unser Marquis, unser großer Marquis, hat diese kritische Frage schon ex cathedra entschieden, da er mir bewies, daß es besser sei, sein Getreide an seinen Bruder, als an seinen Feind zu verkaufen. Sie erinnern sich doch noch?

M. Und wenn ich es auch ex cathedra entschieden habe, so werden Sie doch nicht übel daran thun, wenn Sie es beweisen. Wer weiß . .

Ch. Das wäre doch wirklich Zeitverschwendung.

Pr. Ich glaube doch nicht. Der Marquis entschied nach der Herzensgüte und den Gefühlen der Menschlichkeit, die so fest in seiner Seele liegen. Aber heute bringt unsere neue ökonomische Wissenschaft alles auf ein Gesetz, auf einen Calcül. Sie müssen uns also noch sagen, daß, abgesehen von allen sentiments der Menschenliebe, der Nutzen des Pächters beim Innenhandel größer ist als bei der Ausfuhr. Pächter und Getreidehändler sind Leute, welche alle die für ihre Brüder ansehen, welche gut bezahlen, und für Feinde alle die, welche nicht gut bezahlen wollen. Das sind die Leute, die Sie überzeugen müssen.

Ch. Die Untersuchung schwebt also jetzt zwischen Epictet und Barême,*) zwischen den Principien der Moral und denen der Finanzkunst. Nun gut. Ich will Ihnen beweisen, daß diese beiden bedeutenden Männer, von denen der eine heutzutage leider fast vergessen, der andere nur viel zu viel gelesen wird, daß beide darin übereinstimmen, daß der innere Handel vorzuziehen ist. Ich beweise es aus acht Gründen.

M. Aus acht Gründen! Vorhin sechs und jetzt acht! Sie nehmen zu an Alter und Gründen.**)

Ch. Ja, in den Augen solcher Männer wie Sie. Andere aber, die diesen Namen nicht verdienen, werden das, was ich sage, vielleicht für unvernünftig halten, woraus ich mir aber nichts mache.

Erstens. Der Getreidetransport aus einer Provinz in die andere ist für beide im Grunde eine Ausfuhr. Es ist dem Pächter in Langue d'oc ganz gleichgültig, ob er sein Getreide nach Catalonien oder in die Provence verkauft hat,

*) Barême († 1703) der Verfasser des vielgelesenen und oft aufgelegten Buches „Les tarifs et comptes faits du grand commerce" 1670, auch unter dem Titel „le grand banquier de la France." A. d. Ü.

**) Der Doppelsinn des Wortes raison ist im Deutschen nicht wiederzugeben. A. d. Ü.

wenn er es nur los ist. Ist ein Reich so groß, daß es große Verschiedenheiten des Bodens aufweist, eine Verschiedenheit des Klimas und eine ansehnliche Bevölkerungszahl, so kann unmöglich die Ernte eines Jahres für alle Gegenden gleich gut ausfallen. Irgendwo muß Mangel sein, und dieser genügt, den Getreidepreis in die Höhe zu treiben. Das alte römische Reich kannte keine Ausfuhr. China, das reinste Ackerbauland, das existiert, kennt die Ausfuhr ebensowenig, ohne daß der Ackerbau darunter litte. Denn da es so groß ist wie ganz Europa, und seine Provinzen einen weiteren Umfang haben als unsere größten Reiche, so handelt es mit sich selbst. Angenommen, ganz Europa würde von einem Monarchen beherrscht, glauben Sie, daß wir deswegen keinen Getreidehandel hätten, wenn das Getreide aus der Provinz Polen in die Provinz Portugal, und von Palermo nach Hamburg ginge? Was wollten wir mehr? Die freie Ausfuhr ist eine Notwendigkeit für ein kleines und fruchtbares Land, das unter einem Klima liegt und eine einzige Bodenqualität hat, so wie Sardinien, Sizilien 2c. Ist ein gutes Jahr, so liefern alle Gegenden Getreide im Überfluß. Was sollte man damit anfangen, wenn man es nicht den Ausländern verkaufen könnte? Nun ist zwar Frankreich nicht so groß wie China, aber auch nicht so klein wie Sizilien. China braucht keine Ausfuhr, in Sizilien ist sie unumgänglich nötig. Und Frankreich, das zwischen beiden die Mitte hält, müßte auch Maßregeln ergreifen, die die Mitte halten und eine eingeschränkte Ausfuhr festsetzen. Die beste Gesetzgebung ist die, welche der Verfassung, den Kräften und der natürlichen Beschaffenheit des Landes angepaßt ist. — Zweitens. Nachdem ich Ihnen gesagt habe, wieviel das Innere des Landes leidet, wenn man den Grenzprovinzen unbeschränkte Freiheit der Ausfuhr erlaubt, so brauche ich mich nicht dabei aufzuhalten, Ihnen zu beweisen, daß das Wesentliche eines jeden Landes die Konzentration seiner Kräfte ist, welche dadurch erreicht

wird, daß man, soviel als möglich, Wärme und Lebensgeister im Innern erhält. Ich will nicht erst den Vergleich mit dem menschlichen Körper anstellen. Ich will Sie nicht erst an die Ursache von dem Falle des römischen Reiches erinnern oder an die ohnmächtige Schwäche des modernen Spanien. Es genügt, über diese einfache Wahrheit zu sagen, daß die Teurung des Brotes, wenn sie öfters im Innern des Reiches auftritt, die Manufakturen von hier an die Grenzen vertreiben wird. Ist der Sitz der Manufakturen aber einmal verändert, so ist's mit der Population und der Agrikultur im Innern vorbei. Und was daraus folgt, wissen Sie selbst. — Drittens will ich Sie noch an das erinnern, was ich neulich über die wesentliche Beschaffenheit des Getreidehandels sagte, daß der Profit beim Transport verloren geht, daß eine unendliche Menge von Zwischenarbeit von diesem Profit zehrt, daß —

Pr. Das weiß ich noch recht gut. Aber was wollen Sie daraus folgern?!

Ch. Beim innern Handel bleibt der ganze Gewinn in den Händen von Franzosen. Käufer und Verkäufer sind Franzosen, der Großhändler und der Detaillist. Aber bei der Ausfuhr ist es nicht anders möglich, als daß ein Teil des Gewinnes an den Ausländer fällt. Diejenigen, welche das Getreide in Bordeaux ins Schiff laden, das nach Lissabon bestimmt ist, sind zwar gewiß Franzosen, aber die es ausladen sind ebensogewiß Portugiesen. Und das sind nur die Lastträger! Aber was geht nicht alles in den Kommissionären und den Vermittlern ab, was verliert man nicht dadurch, daß man Magazine mieten und Leute halten muß, die das Getreide wenden, wenn es naß geworden ist, und was gewinnt der Ausländer an dem Wechsel, wenn der Kurs gerade für ihn günstig ist! Alles zusammen — wie groß, meinen Sie, ist die Differenz?

M. Lassen Sie es gut sein! Es ist mir das alles schon ganz klar, Sie haben vollkommen recht. Natürlich, der Profit, die ganze Arbeit so vieler Hände bei der Ausfuhr muß für Frankreich verloren gehen.

Gh. Viertens —

M. Ist es wirklich nötig, daß Sie uns alle acht Gründe sagen? Erlassen Sie uns einige, nicht? Wir sind schon überzeugt.

Gh. Mit Vergnügen! Sie wissen, ich hätte sie mir am liebsten alle erspart.

M. Also ja, lassen wir das. — Es liegt mir etwas weit Wichtigeres auf dem Herzen, das ich Sie fragen will. Sie versprachen uns sowohl das Übel zu zeigen als auch die Hilfsmittel dagegen, das, wie man die Sache besser machen könnte. Dies möchte ich gern wissen.

Gh. Da kann ich Sie sehr leicht zufrieden stellen. Steht es nun, wie wir gesehen haben, fest, daß die Leichtigkeit der Getreideausfuhr ein Übergewicht über den innern Verkehr hat, steht es ferner fest, daß der innere Verkehr ungleich wichtiger für das Reich ist, so muß man eine Unterscheidung treffen, man muß die beiden Dinge, die ein Wille gleich gemacht hat, ungleich und verschieden machen. Man muß jenes Übergewicht korrigieren und durch Kunst ein Gleichgewicht herstellen, das der natürlichen Tendenz entgegenwirkt. — Zuerst müßte man berechnen, wie hoch die Differenz des Profites ist bei Ausfuhr und Innenhandel.

M. Aber so kommen Sie doch einmal dazu! Man wird mit Ihnen nicht fertig! Berechnen Sie es und sagen Sie es uns.

Gh. Ich soll die Differenz berechnen? Um das zu können ohne mich zu irren, müßte ich eine wichtige Stelle im Staate bekleiden. Man müßte von dieser Stelle aus die großen

Kaufleute, die Intendanten der Provinzen beziehen, man mußte diese Leute hören.

M. Gut, ich gebe Ihnen eine solche Stelle, ich gebe Ihnen welche Sie wollen.

Ch. Sie sind sehr freigebig. Aber da sind vorher noch einige Zeremonien nötig, ich bin Ausländer.

M. Man wird Sie naturalisieren. Aber nun kurz! Geben Sie Ihre Einwilligung, Herr Präsident?

Pr. Von Herzen gern. Sein Charakter, der so ganz französisch ist, verdient die Naturalisierung und seine Kenntnisse, sein Tiefblick die Stelle.

M. Also, was wollen Sie mehr? Sie sind in Amt und Würden, nun —

Ch. Weil ich denn kraft Ihrer allerhöchsten Huld eine so hohe Stelle erhalten, so will ich also ein Gesetz geben, das vielleicht ebensowenig solid ist als meine Ernennung. Doch was schadet das? Wenn ich Sie nur zufrieden stelle. Ich beginne damit, daß ich die bewilligte Freiheit für alle und jeden, mit Getreide zu handeln, und die Aufhebung aller Privatbegünstigungen in völliger Gültigkeit belasse. Denn das ist das Beste am Edikt, das Beste, das man Frankreich thun konnte. Ingleichen lasse ich in voller Gültigkeit das Gesetz, welches den Getreidehandel im Innern wie im Ausland bloß auf französische Fahrzeuge beschränkt. Sie wissen, wie sehr nur diese Einschränkung am Herzen liegt. Nun mache ich meine mutmaßliche Berechnung — aber vergessen Sie nicht, daß ich mich in meiner Mutmaßung irren kann.

M. Das haben wir schon gehört, vorher, Sie sollen Ihre Stelle deshalb nicht verlieren.

Ch. Ich versuche zu berechnen, um wie viel die Ausfuhr für den Händler profitabler ist als der Verkauf im Lande — und zwar nicht in Hinsicht auf höhere Preise, die das Ausland eventuell bieten könnte, sondern ich setze ganz gleiche Preise voraus und will bloß den Kostenunterschied der Be-

schwerden und des Risikos zwischen beiden Arten des Handels finden.

Pr. Also Sie wollen den Unterschied der Entfernungen, den Unterschied der Transportausgaben, das Risiko jeder Art, kurz das Resultat des Profits oder Verlusts in der Kasse des Händlers berechnen.

Ch. Richtig. Nur muß man immer darauf acht haben, daß ein Gesetz einfach, allgemein und gleichanwendbar sei, so viel dies ohne große Inkonvenienzen möglich ist. Man darf die kleinen, besonderen Verordnungen für gewisse Personen und gewisse Orte nicht vermehren. Ich muß also die durchschnittliche Differenz zwischen Ausfuhr und innerem Handel suchen, da im einzelnen diese Differenz unendliche Abänderungen aufweist. Ein Land, das bloß sechs Meilen von der Grenze liegt, hat weit weniger Transportunkosten als ein anderes, das vierzig Meilen weit entfernt liegt. Aber man muß deßwegen nicht verschiedene Gesetze geben, sondern man muß aus allen den Verschiedenheiten ein Durchschnittsmaß bestimmen. Ein ebensolches Durchschnittsmaß muß man nach allen Jahreszeiten machen, wenngleich auch die eine dem Transport günstiger ist als die andere, endlich auch nach den Ernten, ohne auf die unerwarteten und außerordentlichen Fälle Rücksicht zu nehmen.

Pr. Eine sehr weitläufige Rechnung.

Ch. Und eine sehr verwickelte. Indeß glaube ich, nach einem allgemeinen Betracht des Landes diese Differenz auf 30 Sous für den Septier — zu 240 Pariser Pfund — festsetzen zu können. Ich glaube, es ist größer, aber ich thue mein Möglichstes, um die Ausfuhr zu begünstigen, soweit es ohne schwere Inkonvenienzen möglich ist.

M. Und was machen Sie jetzt mit dieser Rechnung?

Ch. Ich will dem Innenhandel ein Übergewicht geben, oder ihn doch der Ausfuhr gleich machen — und ich lege daher eine gleichförmige allgemeine Abgabe von 30 Sous auf

jeden Septier, den man aus den äußersten, eigentlichen Grenzprovinzen ins Ausland verführt.

M. Eine Abgabe? Eine Steuer? Schrecklich! Ich sehe Sie ab. Zum Teufel, kaum sechs Minuten haben Sie Ihre Stelle, und schon machen Sie eine neue Steuer!

Ch. Sie sind ungerecht. Sie sind jetzt wie das Volk Ich arbeite am Wohl des Staates, und Sie steinigen mich Wie können Sie das eine Steuer nennen, wenn ich die ungeheure, unendliche Steuer, ich meine das unbedingte Ausfuhrverbot, auf diese Kleinigkeit von zwei Livres und zehn Sous für den Septier heruntersetze. Ein unbedingtes Verbot ist die größte aller möglichen Steuern Sie ist so groß, daß man erst alle erdenklichen Mittel versuchen sollte, ehe man zu dieser verhaßten, völligen Beraubung der natürlichen Freiheit seine Zuflucht nimmt

M. Ja, — aber da man nun einmal eine völlige Freiheit ohne Zwang und ohne Steuer bewilligt hat — denn die Abgabe von einem halben Prozent, die man gelassen hat, rechne ich für nichts — warum wollen Sie uns wieder einschränken, warum wieder neue Steuern? Müssen Sie mir nicht zugeben, daß Ihre 50 Sous die Ausfuhr verringern, vielleicht ganz vernichten und den Handels- und Spekulationsgeist kaltstellen werden wird?

Ch. Herr Präsident, helfen Sie mir gegen die Ungerechtigkeit dieses Menschen Um mich um mein Amt zu bringen, vergißt oder verleugnet er jetzt alles, was er gelesen hat, alles, was auch der Unwissendste in Sachen der Verwaltung heutzutage weiß. Erinnern Sie ihn doch daran! Er ist zu aufgebracht über mich, als daß er ruhig und unbefangen meine Rechtfertigung von mir selbst hören könnte. Stehen Sie mir also bei, erinnern Sie ihn daran, daß einst eine Zeit war, wo weder die Regenten Steuern aufzulegen verstanden, noch die Völker deren Nutzen einsehen konnten. Der Gelddurst verleitete zu dem einen die einen, das Mißtrauen die andern, sich zu

widersetzen. Diese Zeit ist vorbei. Seit dem großen Colbert weiß man, was Zoll-Steuer ist: man macht einen Unterschied zwischen Finanzzöllen und solchen, welche die Industrie ermuntern. Man weiß, wie gut und wirksam der Tarif ist. Man weiß, daß gewisse Zölle die wahren Schleusen des Staates sind, vermittelst deren man das Niveau der Handelskanäle dirigiert. Man weiß, daß Einfuhrzölle nötig sind, um die inländische Fabrikation zu heben, und daß man aus ebendiesem Grunde auf die Ausfuhr von Rohprodukten Zölle legen muß. Diese Wahrheiten sind alle bekannt und anerkannt. Soll ich mich denn bei so gewöhnlichen Dingen aufhalten?

Pr. Weder mir noch dem Marquis sind diese Prinzipien unbekannt. Die Regierung befolgt sie beständig in allen Beschlüssen und Verordnungen, die seit vielen Jahren zum Besten des Handels gegeben werden. Nur von diesen Wahrheiten läßt sich die Regierung leiten, und der Erfolg widerlegt sie nicht nur nicht, er bestätigt sie vielmehr. Der Weisheit dieser Verordnungen verdanken wir den schnellen und fast unbegreiflichen Fortschritt und den gegenwärtigen blühenden Zustand unserer Manufakturen, und man kann füglich sagen, daß sie jetzt schon zu Grundgesetzen des Staates geworden sind, daß sie mit zu der Verfassung gehören. — Sie brauchen mich hierüber nicht weiter zu belehren; ich bin bereit, für Sie zu streiten, wenn es nötig ist.

Ch. Sehr nötig gegen den Übereifer des Marquis. Sie sehen, wie er nur Dank weiß. Da Sie mir aber helfen wollen, so will ich die Vorteile auseinandersetzen, die aus dem Zoll auf die Ausfuhr erwachsen waren, und die durch die Ausbruche eines patriotischen Eifers und einer übertriebenen Großmut verloren gehen.

M. Vorteile bei einer Zollsteuer?.. Es ist ja alles möglich, aber davon werde ich mich schwerlich überzeugen. Viele Vorteile?

Gh. Ziemlich viele, und alle bemerkenswert. Erstlich wird dieser Zoll die Nachfrage des Auslandes vermindern und selten machen. Herrscht in irgend einem Lande Teuerung und macht dieses Land nun Bestellungen in Frankreich, zum Beispiel den Septier zu 18 Livres — so kann der Kaufmann im Ausland (weil er mit den Transportkosten, die dazu kommen, den Septier für 22 Livres zu verkaufen gedenkt, wobei er noch gewinnen kann) nach meiner Voraussetzung nicht unter 24 Livres und 10 Sous verkaufen, ohne zu verlieren. Er wird es also nicht opportun finden, Getreide aus Frankreich kommen zu lassen, oder wenn er welches braucht, so lange der Preis niedrig ist, so wird er doch mit dem Kaufen bald einhalten, wenn der Preis steigt. Die kleineren teilweisen Teuerungen sind häufiger als die großen allgemeinen, also werden die Nachfragen geringer werden, denn das Geld einer Nation, die Not leidet, ist nicht unerschöpflich. Jeder schränkt sich ein, verzehrt weniger, — und so wird eine Nation, die Ihr Getreide kaufen will, Ihnen weniger entziehen und doch ebensoviel Geld bei Ihnen lassen, als wenn sie so viel Getreide mehr genommen hätte, als der Ausfuhrzoll beträgt, nämlich ungefähr den siebenten Teil. Verstehen Sie mich?

Pr. Gewiß. Aber das muß doch die Ausfuhr bedeutend vermindern. Der Ausländer wird anderswo Getreide holen, wo es billiger ist.

Gh. Das soll er thun! Ich wünsche ihm noch glückliche Reise. Beachten Sie wohl, daß hier nicht von einer Luxusware die Rede ist, sondern von dem notwendigsten aller Lebensmittel. Es kann uns nicht gleichgültig sein, ob man seinen Bedarf an Seide und Tuch in London oder in Lyon deckt. Aber das mögen Sie immerhin dulden, daß man Ihnen Ihr Brot im Lande läßt, ja das ist sogar das einzige Mittel, durch das die französischen Fabrikanten ihre Seide und ihr Tuch billiger liefern können als andere, und daß sie daher immer Absatz finden werden.

M. Ich aber sage Ihnen, daß Ihr Zoll die Ausfuhr völlig vernichten wird.

Ch. Vermindern wird er sie, darin hat der Präsident meine volle Zustimmung, aber daß er sie vernichten wird, das kann ich Ihnen nicht zugeben. Nur die bedingungslosen Verbote oder, was noch schlimmer ist, die Privatabmachungen und Privatbegünstigungen können dieses Übel hervorrufen. Zerstören denn die Zölle, die verdoppelten Zölle, den Handel mit dem Ausland? So oft in einem Lande ein großer Bedarf, und so oft in Frankreich Überfluß sein wird, muß auch der Unterschied der Preise so groß sein, daß er der Spekulation noch einen Gewinn bei diesem Handel läßt, trotz der Zölle. Aber dann wird der Ausländer auch nicht in mittelmäßigen Jahren, wo Frankreich kaum für sich Getreide hat, Frankreich des Getreides berauben und eine Hungersnot veranlassen. Und das ist das zweite Übel, welches wir zu befürchten haben. Dann wird es nicht vorkommen, daß sich halb Europa mit französischem Getreide versorgt, während die Franzosen darben. Durch diese wohltätige Schleuse wird der Handel immer im Gleichgewicht erhalten werden. Man wird erst für die Ernährung der innern Provinzen und dann für den Ausländer sorgen, da ich das heilsame Gesetz von der Abschaffung aller Zölle und Abgaben im Lande selbst in seiner vollen Gültigkeit lasse. Nur der wahre Überfluß wird ausgeführt werden. Ein Teil der vorjährigen guten Ernte wird immer in Frankreich bleiben, um den unglücklichen Zufällen zu begegnen, die ein unfruchtbares Jahr herbeiführen konnte. Dadurch werden Sie auch allein wissen können, ob ein wirklicher Überfluß zum Verkauf vorhanden ist, und so wird das Getreide nie zu einem außerordentlichen Preis steigen.

Pr. Ich möchte Sie hier noch um manches fragen und manche Schwierigkeiten aufzulösen bitten, aber ich will Sie nicht unterbrechen.

Gh. Vielleicht verschwinden in der Folge Ihre Zweifel. Also weiter! Ja — ich schloß, daß durch einen Ausfuhrzoll, der nicht übermäßig groß, aber immerhin 12 % beträgt, die Getreidepreise nicht übertrieben steigen werden.

M. **Und das soll ein Vorteil sein? Wie wollen Sie denn den Ackerbau fördern, wenn Sie keine hohen Getreidepreise wollen?**

Gh. In der großen Maschine eines Staates hängt alles aneinander, alles ist verknüpft und verschlungen. Nichts darf aus seiner Lage kommen, soll nicht die ganze Maschine zerstört werden. **Man muß den Landwirten zu Hilfe kommen, wenn ihre Lage aus dem Gleichgewicht aller Kräfte gekommen, wenn ihnen von den Gewerben Vernichtung droht; aber man muß die Sorgfalt für sie nicht so weit treiben, daß die andern wieder darunter leiden. Gerade deshalb ist die Politik eine so schwierige Wissenschaft. Aber darum warne ich vor nichts so sehr als vor den plötzlichen Bewegungen, den schnellen Änderungen: das zerreißt die Bande, sprengt die Federn der Maschine, und diese geht zu Grunde.** Es ist dasselbe wie eine Änderung im Wert des Geldes, aber es ist bei weitem verderblicher.

M. Das sehe ich ein. Ich weiß wohl, daß die Änderung des Münzfußes sehr schlimm ist. Ich habe früher viele Bücher darüber gelesen, sie waren glaube ich sehr gelehrt geschrieben, und ich gestehe, ich habe nicht viel daraus verstanden. Aber im ganzen habe ich doch daraus gelernt, daß man durch Änderung des Geldwertes den Kredit schädigt — und daraus habe ich geschlossen, daß sie nichts taugt.

Gh. Nicht bloß den Kredit, das wäre eine Kleinigkeit, viel Schlimmeres: sie tötet das allgemeine Behagen.

M. **Das allgemeine Behagen? Ist mir noch nicht aufgefallen.**

Eh. Doch! Das wahre Behagen, die innere seelische Heiterkeit — ganz etwas anderes als die possenhafte Lustigkeit! — entsteht nur dann, wenn sich die Menschen für Gegenwart und Zukunft in Ruhe und Sicherheit wissen. Wenn der Preis aller Waren sich plötzlich ändert, so bemächtigt sich unser eine Unruhe, eine Unsicherheit, man ist ungewiß über sein Schicksal — da flieht das Behagen. Und diese unfehlbare Wirkung eines veränderten Münzfußes ist noch schrecklicher, wenn sie aus erhöhten Getreidepreisen entsteht.

Pr. Darüber möchte ich noch um einige Erklärungen bitten.

Eh. Das Geld und das Brot sind die beiden Hauptmomente, die zu einander im genauesten Verhältnis stehen. Das eine ist das Maß des andern. Ändern Sie das eine oder das andere, — die Wirkung wird dieselbe sein.

Pr. Das ist mir klar.

M. Mir gar nicht.

Eh. Wollen Sie ein Beispiel dafür, daß die Erhöhung der Getreidepreise und die Änderung des Münzfußes die gleiche Wirkung erzeugen? Ein rechtschaffener Mann, der die treuen Dienste seiner Leute belohnen will, macht ein Testament und bestimmt darin jedem Bedienten eine lebenslängliche Pension, die dem Lohn, den jeder gehabt, gleich ist. Dieser Lohn war der zu seiner Zeit gewöhnliche, geregelt nach dem Preis der Lebensmittel und für jeden hinreichend. Er hofft, sie alle glücklich gemacht zu haben, und stirbt. Nach seinem Tode steigt der Preis des Getreides so, daß ein Zwei-Sous-Brot jetzt vier kostet. Was wollen die armen Menschen, die Alter und Schwäche niederdrückt, anfangen? Sie geraten aus dem Wohlstand in Dürftigkeit. Sollen Sie den Toten aufwecken, daß er sein Testament noch einmal mache? Sie werden ihr Leben lang trostlose Bettler bleiben, und eine ganze Generation muß erst aussterben, ehe diese Scene des Jammers von der Erde verschwindet.

M. Sie haben mit Absicht diesen rührenden Fall gewählt, damit Sie leichteres Spiel haben. Ich bin wirklich bewegt — aber es ist doch ein seltener Fall.

Ch. Sehr selten? Ich sage Ihnen, eine unzählige Menge Menschen leben beständig in diesem Fall. Alle Legate, Testamente, Schenkungen unter Lebenden, alle Pensionen, Leibrenten, Mitgaben, Erbforderungen, kurz alle Kontrakte, alles, was festgesetzt und beschlossen ist, gehört dahin. Unruhe und Vermögenszerrüttung werden um sich greifen. Man kann nicht abhelfen, und doch ist es so ungerecht, denn alle diese Kontrakte und Vergleiche waren auf Treu und Glauben, und in Voraussetzung eines gewissen Preises der Lebensmittel geschlossen, der sich nun geändert hat. Ich werde also nicht zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß der vierte Teil der Bevölkerung Frankreichs dadurch in Not und Verzweiflung gerät. Nun sehen Sie auf die andern Menschenklassen. Handwerker und Arbeiter können nicht erwarten, daß ihr Arbeitslohn prompt mit dem Getreidepreis steigen wird, warum, das werden Sie sich noch erinnern.

M. Ach ja! Bei Genf sprachen Sie, glaub' ich davon.

Ch. Das ist also die andere große Klasse, die in Verlegenheit gerät, und es kann sehr lange dauern, und viele Jahre können vergehen, bis sie sich wieder aus derselben herauszieht. — Eine dritte setzt sich aus jenen zusammen, die von Gehalt leben, Angestellte des Königs, des Staates oder Privater. Glauben Sie ja nicht, daß man diesen sogleich ihren Gehalt erhöhen wird. Fragen Sie nur den Herrn Präsidenten. — Ist es nicht wahr, daß Ihre Stelle und alle andern Magistratsstellungen ehemals sehr einträglich waren und jetzt nur eine ehrenvolle Last sind, weil ungeachtet aller Veränderungen des Geldes und der Warenwerte Ihr Gehalt so geblieben ist, wie er vor 400 Jahren war? Wenn nun selbst diejenigen welche die Macht in Händen haben, nicht zu ihrem eigenen Vorteil solche Gesetze machen können, welche das Gleichgewicht

der Verhältnisse wieder herstellen, um wie viel weniger für andere! Wie sollten sie tausend Verordnungen erlassen und aufheben! Es geschieht nicht, wie wir alle wissen. — Aber Sie glauben vielleicht, daß der Ackerbau dabei doch gewinnen und gedeihen könnte? Keineswegs, die Pächter, Halbpächter und Bauern werden bei der Erneuerung ihrer Pachtkontrakte eine höhere Pachtsumme zahlen müssen in dem Maß, höher als der Preis der Lebensmittel gestiegen ist. — Nun bleibt uns nur mehr die nicht eben zahlreiche Klasse der Grundeigentümer übrig, eine illustre Klasse in der That, die aber dem Staat weniger am Herzen liegt, weil sie aus müßigen oder doch nicht erwerbenden Händen besteht. Diese adeligen oder heiligen Hände werden eine Zeitlang besser gefüllt werden, aber die Freude wird kurz sein. Denn da der Monarch genötigt ist, alle Besoldungen, Pensionen und Staatsausgaben zu erhöhen, so wird er — wenn man nicht den Stein der Weisen erfindet, worauf nicht zu rechnen ist, — auch genötigt sein, die Steuern zu erhöhen. Diese fallen, man kann machen was man will, zuletzt auf den Boden und dessen Eigentümer, und so werden die neuen Lasten bald die Wohltat hoher Preise vernichten. Also das Resultat von dem allem ist, daß nach gewaltigen Erschütterungen und nach einer Generation, die in Sorge, Elend und Unruhe lebte, niemand gewonnen hat und nichts weiter bewirkt ist, als daß viele Teile der Maschine zerbrochen oder verdorben worden sind.

M. Und welche?

Ch. Das kann ich Ihnen nicht sagen und niemand kann es wissen. Wenn Sie mit der Post auf einem holprigen Weg in gestrecktem Galopp fahren, so kann niemand bestimmen, welche Radspeichen gerade zerbrechen werden, aber wohl kann man Ihnen sagen, daß das Fuhrwerk in Stücke gehen wird und die Prophezeiung wird eintreffen. — Halten Sie es also ja nicht für einen Vorteil für den Staat, wenn die Getreidepreise plötzlich steigen. Daß man sich darüber im ersten Jahr

der freien Ausfuhr freute, war natürlich. Der entkräftete Ackerbau bedurfte schneller Hülfe. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Das Gesetz bleibt, die Ausfuhr bleibt — und da muß im Innern Mangel entstehen. Bei jeder auch nur mittelmäßigen Ernte wird die Teuerung merklich werden, und das Ganze wird dadurch gewaltig leiden. Lassen Sie sich also gerne eine Theorie gefallen, die auf einen langsamen Fortschritt bedacht ist. Der Nutzen wird sich endlich zeigen, ohne daß durch heftige Maßregeln Familien zerstört, Fabriken zu Grunde gerichtet. Steuern erhöht werden — — Aber ich wollte Ihnen beweisen, daß eine Getreideteuerung viel verderblicher ist als ein Steigen des Geldwertes. Der Beweis ist kurz. Ändert man den Wert des Geldes, so weiß doch jeder auf das genaueste, um wieviel er geändert ist. Gibt man zum Beispiel dem Thaler einen Wert von vier Livres, so weiß jeder, daß er um ein Viertel erhöht ist. Hätte also jemand 600 Livres Gehalt, und man will ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, so schreibt man einfach 800, und man ist sicher, daß man sich nicht irrt. Wer aber kann die Veränderung des Getreidepreises berechnen? Er ändert sich ja nach Ernte und Ausfuhr. Daß es teurer ist, weiß man, aber um wie viel? Um ein Drittel, ein Viertel, um die Hälfte? Man weiß nichts. Und deshalb kann man auch keine verhältnismäßige Entschädigung festsetzen. Man braucht viele Jahre, Erfahrungen, Proben, um für die ganze Bevölkerung eine volle Berechnung zu machen. (Zum Marquis.) Haben Sie mich jetzt verstanden?

M. O ja! — So deutlich habe ich noch nie jemand über eine so abstrakte Materie sprechen hören.

Pr. Nun Sie fertig sind, erlauben Sie mir einen Einwurf. Ihre Schlußfolge scheint mir ganz richtig, wenn wir eine unbeschränkte Ausfuhrfreiheit annehmen, die würde bald ganz Frankreich ausplündern. Aber das Edikt setzt ihr eine Grenze, es verbietet durchaus die Ausfuhr aus einer Gegend,

in welcher der Preis drei Märkte hintereinander auf 30 Livres für den Septier Weizen steigt.

M. Wenn Sie das meinen, Herr Präsident, so kann ich Ihnen, ohne die Antwort des Chevalier abzuwarten, sagen, daß mir selbst damals, als das Edikt erschien, einer der eifrigsten Ökonomisten mit hundert Gründen bewies, daß diese Einschränkung, die man sich da künstlich erfonnen hat, nie einen Nutzen, wohl aber großen Schaden anrichten könne. Da dachte ich bei mir, sie muß wohl nichts taugen, weil selbst die Ökonomisten sie nicht billigen.

Pr. Aber welche Gründe führte er denn an?

Ch. Ach, sehr viele. Der wichtigsten erinnere ich mich noch. Er sagte, daß wenn man einmal den freien Handel bewilligt hat, alle Magazine und alle Mehlverkäufe kein Maßstab sein können zur Bemessung des jedesmaligen Vorrats. Und wenn man die Einschränkungen, die bis jetzt in Hinsicht der Marktverkäufe stattfinden, lassen wollte, so hörte einfach die Freiheit auf, die man versprach. Er sagte, die Teuerung in einer Gegend, oder in einem Hafen kommt gar nicht immer vom Innern her, wo das Getreide sehr niedrigen Preis gehabt haben kann. Durch Betrug oder böswillige Spekulation kann man an einem Ort eine Teuerung künstlich erzeugen und den Händler zu Grunde richten. Denn bevor man an den Intendanten schreibt, daß die Marktpreise wieder stark gefallen sind, und ehe das untersucht wird, vergeht Zeit, und der Kaufmann, der schon seine Aufträge gegeben hat, ist zu Grunde gerichtet. Kurz — er sagte noch manches, an das ich mich nicht mehr erinnern kann, aber das weiß ich, daß er mich vollständig überzeugt hat.

Ch. Und ich füge hinzu, daß der Übergang von einer völligen Freiheit zu einem absoluten Verbot ein unvorsichtiger und gewaltsamer Übergang ist, der gegen alle Regeln einer guten Politik verstößt. Und wenn diese Bedingung mit der gehörigen Strenge beobachtet wird, so wird kein Kaufmann

den Handel ins Ausland wagen und sich dem Risiko eines Zufalls aussetzen, den er nie voraussehen kann. Wenn man aber auch nur etwas durch die Finger schaut, so wird ganz Frankreich leergepumpt werden, man wird auch nicht einen Scheffel übrig lassen — und der Fall, den das Gesetz bedingt, wird nie eintreten.

Pr. Wieso?

Ch. Wenn man sehen wird, daß zwei Markttage hintereinander das Getreide über 30 Livres steigt, so wird man auf dem dritten Markt absichtlich einige hundert Septiers um einen geringen Preis hingeben, und dann kann nach zwei guten Märkten und einem schlechten immer noch soviel ausgeführt werden wie vorher. Die Hungersnot ist unvermeidlich. Ein so wichtiger Gegenstand wie die Volksernährung darf nicht von einem Reglement abhängen, das in der Praxis entweder zu strenge oder zu lax geübt werden kann. Einer meiner Freunde gab eine sehr drollige Erklärung des Horazischen Wortes Est modus in rebus. Er meinte, die Dinge müßten ihr Maß in sich selbst tragen und es nicht erst von den Menschen erhalten, weil diese nicht damit umzugehen wüßten. Wiewohl nun Horaz gewiß etwas ganz anderes sagen wollte, so ist doch an dem, was mein Freund sagte, etwas Wahres und Vernünftiges. — Mein System eines bestimmten und unabänderlichen Ausfuhrzolles wird für die Kaufleute eine viel angenehmere Bedingung sein als die Ungewißheit der Ausfuhr überhaupt. Der Handel muß alle Gefahren, alles Risiko vorauswissen. Dann erst kann man nach Gutdünken spekulieren und berechnen, ob es von Vorteil ist, Bestellungen zu machen oder nicht. Sobald man ins Ungewisse hinein riskiert, wird der Handel eine Räuberei; wer zuerst kommt, nimmt was er kriegen kann.

Pr. Und Sie würden sich nie unbedingt für die Getreideausfuhr erklären?

Ch. Nie.

Pr. Auch nicht bei den höchsten Preisen?

Ch. Nicht, wenn man den Scheffel um einen Louisd'or verkaufte.

Pr. Aber —

Ch. Denn wurde es ein Ausländer trotz dieses enormen Preises kaufen, so würde ich sagen, dieser sei der einzig übrig gebliebene Mensch einer Nation, die der Hunger aufgerieben hat, ein Mensch, der aus Scherz und Neugierde wieder einmal Brot essen wollte und höchstens drei oder vier Scheffel kaufen würde. Bedenken Sie doch, daß wenn eine fremde Nation in Frankreich Getreide kaufen soll, es hier viel billiger sein muß als dort, und zwar muß es die Transportkosten und meinen neuen Zoll eingerechnet billiger sein, billiger als überall anderwärts, wo man es kaufen könnte. Erwägen Sie noch, daß der größte Teil der europäischen Staaten ärmer ist als Frankreich. Wie können sie bezahlen? Zwischen Staat und Staat gibt es kein Papiergeld, man muß in klingender Münze zahlen oder in Papieren, die so gut sind wie bares Geld. Fürchten Sie also in unfruchtbaren Jahren keine Ausfuhr, sobald nur ein Ausfuhrzoll existiert, der beträchtlich genug ist, daß das ohnedies schon teure Getreide den Käufer noch teurer zu stehen kommt — Aber es liegt noch ein anderer Vorteil in meinem Zollplan, wir verhindern dadurch die scheinbare Ausfuhr.

M. Was ist denn das? Ich habe davon noch nie gehört?

Ch. Wundert mich auch nicht. Da die freie Ausfuhr in Frankreich noch nie erlaubt gewesen ist, so kennt man dies Übel nicht und hat nicht darauf acht gegeben. In andern Ländern ist es bekannt. Bei der wahren Ausfuhr ist das Getreide wirklich zur Konsumtion im Ausland gekauft und verkauft worden und das dafür gelöste Geld in Frankreich geblieben. Scheinbar ist die Ausfuhr, wenn französische Monopolisten das Getreide über die Grenze schieben,

entweder in ein von Frankreich enclaviertes Land oder in eine benachbarte Grenzstadt — ohne es zu verkaufen. Sie bringen es dadurch vor der Regierung in Sicherheit, weil sie deren Macht fürchten müssen. Durch Getreideaufkauf werden sie eine Provinz aushungern, und wenn die Preise ins Ungeheure gestiegen sind, so werden sie es wieder einführen, als wenn es von wer weiß woher gekommen wäre. Der Preis, um den sie es verkaufen, bezahlt ihnen mit Zinsen die kleinen Ausgaben des doppelten Transports, und sie genießen das doppelte Vergnügen, einen riesigen Gewinn gemacht zu haben und „Retter des Vaterlands" genannt zu werden. Dieses Handwerk findet anderswo manchen Liebhaber, ich weiß nicht, ob auch in Frankreich, aber wenn das Edikt, so wie es ist, fortbesteht, wird es auch schon hier Mode werden, wird es auch hier bald von solchen „Rettern" wimmeln. Jersey und Guernesey werden die heimliche Niederlage für das Getreide aus der Bretagne werden, und so weiter. Ich vermute sogar, daß man das schon praktiziert hat. In einer ekonomistischen Broschüre fand ich, daß das Volk in einer gewissen Stadt einen Retter des Vaterlandes hat steinigen wollen. Sollte es nicht einer aus der bekannten Familie sein?

Pr. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich dies neue Übel kennen gelehrt haben. Sie haben ganz recht, man muß darauf acht geben. Wenn aber diese Monopolisten einen beträchtlichen Zoll von der Ausfuhr zahlen müßten, so würde ihnen das sehr die Lust nehmen, das Brot zu verteuern.

Ch. Nicht nur das, es würde ganz aufhören. Man setzt sich nicht in große Unkosten für einen sehr ungewissen Gewinn. Denn man konnte nicht so mit der sicheren Hungersnot einer Provinz spekulieren, wenn der freie innere Verkehr hergestellt ist. Mein Zoll ist mindestens dem Gewinn gleich, mit dem irgend ein Monopolist zufrieden wäre.

Pr. Sie haben meine Zweifel beseitigt, und der Marquis wartet schon mit Ungeduld auf die weiteren Vorteile Ihres Zolles.

Ch. Zwei habe ich bereits genannt. Der dritte ist der Von diesem allgemeinen Ausfuhrzoll bewilligte ich Ausnahmen, auf eine bestimmte Quantität, nicht allein den französischen Kolonien, sondern auch den kleinen Staaten, die unter französischem Schutze stehen, wie z. B. Monaco. Die zollfreie Quantität wird bestimmt nach Bevölkerungszahl und Konsumtion dieser kleinen Staaten. Es hat das eine politische Vorteile für Frankreich, es ist das eine Gunst, die sie fester an Frankreich knüpft, sie in Abhängigkeit erhält, kurz, eine Art von Subsidien, die Frankreich umso lieber geben kann, weil jene sie nicht bekommen, ohne daß sie dafür bezahlen; und das werden sie immer mit Freuden thun, wenn die Getreidepreise im ganzen hier nicht so außerordentlich hoch sind, daß sie besser thun würden, wo anders zu kaufen. — Noch einen vierten Vorteil. Wenn die Politik es verlangt, daß Frankreich irgend ein Reich durch Beweise seines Wohlwollens auszeichnen, es durch Getreidehandel an sich binden, und damit einer andern Nation, die diese Absicht hätte, zuvorkommen wollte, dann würde ich jenem Reiche den Zoll auf eine gewisse schriftlich abzumachende Quantität erlassen. Das Reich, dem man diese Auszeichnung zukommen läßt, wird sie erkenntlich annehmen, es wird sie als ein Subsidium betrachten, das doch den französischen Staat nichts kostet. Im Gegenteil genießt der fremde Staat den Vorteil nur in dem Maß, als er sein Geld nach Frankreich schickt. Mit der allgemeinen Freiheit, wie sie das Edikt bewilligt, will man allen Staaten zu Gefallen sein und macht sich keine zum Freunde, chi saluta tutti, no se fa amico nessuno, wer es jedem recht machen will, verdirbt es mit allen.

Pr. Sie nennen das Reich nicht, welches Sie meinen, aber ich errate es. Die Fortschritte, die unser Exporthandel dahin

machte, wurden als eine wohltätige Folge des Ediktes angesehen. Schon fürchtete ich, daß Sie uns um diese Fortschritte bringen und sie andern Vorteilen aufopfern würden, aber ich sehe nun wohl, wie Sie es anfangen, um sie zu erhalten und sie sogar dauerhafter und sicherer zu machen. Aber könnte sich da auch nicht in die Praxis mancher Mißbrauch einschleichen?

Ch. Das ist eine Detailsache. Sobald der Marquis mich wieder in sein Vertrauen rehabilitiert und mich wieder in mein Amt eingesetzt haben wird, werde ich auch dafür sorgen. Diese Detailfragen lassen sich nicht durch ein Darüberreden lösen; da muß man einfach handeln. Überdies ist ja diese Freiheit auf eine gewisse Quantität eingeschränkt, und dem besagten Land liegt selbst daran, daß das Getreide ihm nicht entgehe und in fremde Hände gelange. Es wird also schon selbst darüber wachen.

Pr. Ganz recht. Überzeugen Sie nun völlig den Marquis von dem Nutzen eines Zolles, weil er ihm gar nicht einleuchten will.

Ch. Mein fünfter Vorteil wird Ihnen neu erscheinen, weil niemand bisher davon geredet hat und doch ist die Sache so gewöhnlich, daß ich gar nicht begreifen kann, wieso man sie vergessen konnte. Jeder Neuling in der Verwaltungswissenschaft weiß, daß man einen Unterschied machen muß zwischen Rohprodukten und Fabrikaten. Der ganze französische Tarif beruht auf dem Grundsatz, daß man die Ausfuhr der ersten verhindern, der zweiten aber fordern muß. Wieso konnte man es nicht bemerken, daß das Getreide ein Rohprodukt ist, welches auf zweierlei Art ein Fabrikat werden kann: durch das Mahlen und durch das Backen. Warum hat man für das Korn ebensoviel bewilligt wie für das Mehl? Wenn es wahr ist, daß seit dem Jahr 1764 aus Frankreich jährlich mindestens 500,000 Septier ausgeführt worden sind, und wir rechnen 25 Sous Mahlgeld für jeden Septier,

so ist es doch klar, daß man die Mühlen in Frankreich jährlich um mindestens 650,000 Francs gebracht hat, denn soviel hätten sie gewonnen, wenn das Getreide gemahlen exportiert oder im Lande konsumiert worden wäre. Nun wundert man sich noch, daß die Leute gegen die Ausfuhr schreien. Hat die große Menge der Müller und Bäcker nicht ein Recht, sich zu beklagen? Ihr Gewinn hängt gar nicht vom Getreidepreis ab. Man zahlt für einen Septier Getreide immer gleichviel Mahl- und Backgeld, und der innere Verbrauch ändert sich sehr mit dem Steigen des Getreidepreises. Was ich vom Mehl sagte, gilt noch mehr vom Gebäck aller Art, Nudeln, Maccaroni &c., deren Fabrikation, wenn man sie in Frankreich begründete, viele Hände beschäftigen würde.

Pr. Es ist wahr, das Getreide ist ein Rohprodukt, und man muß es von Mehl und Gebäck unterscheiden, aber wie soll man denn das machen?

Ch. Fünfzig Sous Zoll bestimmte ich für den Septier Getreide, für das Mehl verringere ich ihn bis auf 10 Sous für den Centner, was höchstens 24 Sous für den Septier ausmacht. Denn die Ausfuhr des Mehles ist etwas vorteilhafter, nimmt auch weniger Platz beim Transport ein und leidet durch die Hitze auch nicht so wie das Getreide. Man würde dadurch mehr die Ausfuhr des Mehles fördern, als die des Getreides, der Mahlpreis, den der Ausländer trägt, bliebe in den Händen der Franzosen. — In Bezug auf die Gebäcke würde ich noch billiger sein und darauf nur einen sehr geringen Zoll legen. Dann würden wir nicht, wie jetzt, bei der übertriebenen Großmut des Ediktes zu fürchten haben, daß man das Getreide ausführt, in Genua daraus Maccaroni macht und diese wieder nach Frankreich einführt und so diesem den Gewinn aus der Fabrikation entzieht.

M. Sie beginnen mir wieder mehr zu gefallen und Sie können auf Ihre Rückberufung hoffen. Ich bin nun einmal ein leidenschaftlicher Gegner der Vermehrung der Zölle.

Aber warum sollen wir nicht großmütig sein? Lassen wir das Getreide ohne Zoll und setzen wir noch eine Prämie auf die Ausfuhr von Mehl und eine höhere auf die von Gebäck, wie es England mit dem Getreide macht.

Eh. Und wer soll diese Prämie zahlen?

M. Der Staat.

Eh. Die Einkünfte des Staates sind schon alle für notwendige Ausgaben bestimmt. Sie müssen also, um diese neue Ausgabe zu bestreiten, einen neuen Zoll errichten. Zoll für Zoll, das kommt auf eins heraus.

M. Diesmal haben Sie recht. Ich wäre fast selbst an einem neuen Zoll schuld gewesen, aber ich will das lieber Ihnen überlassen; so wird wenigstens der Haß der Nation auf Sie allein fallen.

Eh. Lassen Sie mich nur gehaßt werden, wenn ich nur das Beste der Nation fördere. Der gewöhnliche Dank für diese Arbeit ist doch der Haß, der bleibt nie aus. — Da Sie nun aber mit meinem Ausfuhrzoll einverstanden sind, so hören Sie auch, was ich mit den Einnahmen daraus zu machen gedenke. Erinnern Sie sich noch, daß im Jahre 1763, als man den innern Verkehr frei gab, zugleich alle Zölle, Marktabgaben, Scheffelzinse und alle die andern kleinen Hoheitsrechte aufgehoben wurden, die alle den Handel so sehr hemmten, daß damit die Flußschiffahrt im Reiche zu Grunde gieng — erinnern Sie sich noch?

M. Ja, ich weiß, und ich erinnere mich auch, daß man nichts damit ausrichtete.

Pr. Das Unternehmen war nicht leicht. Um jene Abgaben aufzuheben, mußte man sie durch etwas anderes ersetzen, weil die Eigentümer einen rechtmäßigen Besitztitel darauf hatten; sie gehörten zu den Einkünften einer großen Menge vornehmer Familien. Und wenn man das allgemeine Wohl fördern will, darf man einzelnen nicht unrecht thun.

M. Freilich!

Pr. Man hat sich Mühe gegeben, einen Fonds zu ermitteln, mit dem man jenen nötigen Ersatz bestreiten konnte. Es gab ein großes Hin und Her von Meinungen und Vorschlägen, aber es ist ganz natürlich daß man bei dem gegenwärtigen Zustand keine Hilfsquellen entdecken konnte, ohne dem Volk neue Lasten aufzubürden. Es wäre sehr ungerecht die Regierung der Nachlässigkeit zu beschuldigen weil sie ihre edle Absicht noch nicht erreicht hat.

Gh. Gut, ich bestimme die Einkünfte aus meinem vorgeschlagenen Ausfuhrzoll zur Abschaffung all dieser kleinen Gefälle und zur Entschädigung ihrer Besitzer. Ich nehme an, daß mein Zoll die Ausfuhr um mehr als die Hälfte vermindert; es würden also in gewöhnlichen Jahren doch noch 200,000 Septier ausgeführt. Diese brächten 500,000 Livres ein, und in sechs Jahren hätten wir drei Millionen. Mit dieser Summe, glaube ich, ließe sich schon ein großer Teil jener Gefälle ersetzen, und die übrigen würden auch bald ersetzt werden können. So würde der Ausfuhrzoll den innern Handel erleichtern und fördern, der allein für den Staat wichtig und schätzbar ist, und der vielleicht allein hinreicht, um das Getreide in einem so großen und bevölkerten Lande wie Frankreich niemals zu billig werden zu lassen. So würde die Ausfuhr sich selbst erleichtern, sie würde sich die Unkosten der Flußabgaben beim Transport ersparen, sie würde langsame und unmerkliche, aber unerzwungene Fortschritte machen, sich mehren und vergrößern. Ich mache also keinen Zoll sondern dieser Ausfuhrzoll wird mit der Zeit dem gleich werden, was man beim Transport an Abgaben erspart.

M. Ich bewundere Sie! Nun gebe ich gern meine Einwilligung zu Ihrem Zoll, weil durch ihn andere drückendere und kleinlichere Abgaben abgeschafft werden, die vielleicht die Ursache des diesjährigen Unglücks mancher Provinz sind. Sie heben den hemmenden Zwang vom Innern des Reiches auf und stellen das Gleichgewicht der Verteilung über das ganze Land

her. Das macht mir eine große Freude, ich setze Sie wieder in Ihre Stelle ein

Ch. Ich danke schön. Aber Ihre Ungnade hat mich furchtsam gemacht; ich will die Unterredung endigen, die mich in die große Gefahr gebracht hat, Ihnen zu mißfallen. Hören wir auf, und reden wir von was anderem, ich glaube es wäre Zeit.

Pr. Ich möchte Ihrem Wunsch nicht gern widersprechen, aber um eines möchte ich Sie doch noch bitten, weil ich es nicht begreifen kann. Sie sagten, daß das Edikt den französischen Ackerbau zu Grunde richten würde, und den Beweis dafür versprachen Sie.

Ch. Eben um mein Versprechen zu halten, muß ich jetzt von etwas anderm reden, nämlich davon, daß man durch das Edikt von 1764 die Einfuhr des fremden Getreides ganz frei von allem Zoll gemacht und sie dadurch aufs höchste begünstigt hat. Das lag in der Theorie der unbeschränkten Freiheit, wie sie die Ökonomisten verstanden. Sie merkten die nachteiligen Folgen einer unbeschränkten Ausfuhr, und es schien ihnen das einfachste und natürlichste Mittel dagegen, die gleiche Freiheit für die Einfuhr zu bewilligen Dadurch dachten sie den Getreidevorrat Frankreichs im Gleichgewicht zu erhalten, was allein die Vermeidung einer Hungersnot bewirken kann

Pr. Es ist mir sehr angenehm, daß Sie darauf kommen. Wahrscheinlich werden Sie da viele Zweifel lösen, die mir in den Kopf kamen, als Sie von der Notwendigkeit sprachen, die Ausfuhr einzuschränken und zu vermindern Denn man kann Ihnen, dünkt mich immer, den Einwand machen, daß nichts zu befürchten ist, sobald man nur auch die freie Einfuhr bewilligt. Zwar haben Sie uns die beträchtlichen Vorteile des Innenhandels gezeigt, und ich gebe Ihnen zu, daß es weit besser für den Staat ist, wenn zum Beispiel Rouen von Bordeaux versorgt wird, statt von Holland. Ich gebe Ihnen zu, daß das Geld dabei in Frankreich bliebe und aller

Gewinn französischen Kaufleuten zu gute käme, ferner, was das Wichtigste ist, daß der Transport, der viel ausmacht von Schiffen der Nation besorgt wird, so lange der Handel sich auf das Inland beschränkt, und daß beim Einfuhrhandel auch fremde Fahrzeuge zum Transport gebraucht werden. Aber werden alle diese Vorteile den Verlust eines so wertvollen Gutes, wie es die natürliche Freiheit des Handels ist, aufwiegen? Werden Sie auch die Einfuhr fremden Getreides in guten Jahren verbieten?

Ch. Man darf nichts verbieten — so weit das möglich ist. Ein allgemeines Verbot ist der höchste Zoll — und Sie sind ja selbst für Handelsfreiheit. Man darf da keinen Unterschied zwischen guten und schlechten Jahren machen, nicht in dem einen Jahr verbieten, was man im andern erlauben will. Wer soll unterscheiden, ob ein Jahr gut oder schlecht ist? Die Menschen? Diese dürfen nie weder Gesetz noch Maß in den Händen haben, sie verstehen nicht damit umzugehen. Jeder würde es nach seinen Interessen gebrauchen, nach seinen Leidenschaften, man wird ungerecht gegen seinen Willen, bald aus Furcht, bald aus Mißbrauch, bald aus falschen Grundsätzen, bald aus bestimmten Nebenabsichten. Kurz, Maß und Gesetz in der Hand der Menschen wird Maß und Gesetz des Einzelnen Gesetze aber müssen allgemein, beständig unabänderlich sein. Man darf auch nicht die Einfuhr einer Ware verbieten, die unumgänglich nötig ist. Handelte es sich um Luxuswaren, so würde ein allgemeines Verbot weniger unerträglich sein, wiewohl es besser wäre, es auch hier nicht zu erlassen, um nicht daran zu gewöhnen. Aber das Brot? Das Brot mag herkommen, wo es will, es muß immer willkommen sein. Das wollte ich also nicht sagen. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß die Theorie der Ökonomisten, die Sie für richtig hielten, falsch ist; daß man die Rechnung ohne den Wirt macht, wenn man sich darauf verläßt, daß das fremde Getreide schon unserm

eventuellen Mangel abhelfen werde, und daß man dem französischen Ackerbau einen tödlichen Streich versetzt, wenn man damit den Überfluß befördern will.

M. Das möchte ich bewiesen sehen!

Ch. Erstlich frage ich Sie, wissen Sie irgend ein Mittel, daß fremdes Getreide in Frankreich eingeführt werden kann, ohne daß es aus einem Herkunftslande ausgeführt wird?

M. Nein, das geht nicht natürlich —

Ch. Also. Ihr König hat nur in Frankreich zu befehlen. Es steht in seiner Macht, die Einfuhr zu erlauben, aber was wollen Sie machen wenn die welche das Getreide haben, es nicht auslassen, wenn sie es behalten wollen?

M. Das ist wohl wahr. Aber warum sollen sie sich denn weigern, es auszuführen?

Ch. Das weiß ich nicht, aber das thut nichts zur Sache. Man hat doch immer die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Frankreich kann sein Getreide ausführen, an ganz Europa verkaufen das steht ihm frei, kein Mensch kann etwas dagegen haben. Aber wenn Frankreich selbst welches braucht, dann werden Sie sehen, wie undankbar man für seine Gefälligkeit sein wird. Alle Staaten Europas, die größten wie die kleinsten, sind gegen die Ausfuhr, herrscht Mangel und Unruhe, so verbieten sie sie ganz Vielleicht fände sich das eine oder andere Land, das Ihnen als Freund und Bundesgenosse eine größere Quantität wie eine Gnade zukommen ließe aber auf diese eventuelle Hülfe darf man nicht bauen, am allerwenigsten eine ganze Theorie. — Man hätte, als man die freie Ausfuhr bewilligte sich eines gegenseitigen Versprechens durch Verträge versichern müssen Hat man das gethan? Oder hat man daran auch nur gedacht? Und ist man dessen so sicher, daß, wenn man in einem Jahre kein Getreide nach Sizilien schickt Sizilien in einem andern es umgekehrt auch so machen wird?

M. Aber diese Länder müßten ihren Vorteil sehr wenig im Auge haben! Warum sollten sie sich des Vorteils berauben,

ihr Getreide zu verkaufen? Auf die Dauer mußten sie dabei sehr schlecht fahren.

Gh. Alles was Sie wollen, sie werden endlich arm werden, ihr Ackerbau wird zu Grunde gehen, ihr Handel stocken und verfallen — aber diese Staaten werden Sie aushungern und zwar in kurzer Zeit. Wenn wir ihnen unser Getreide geben, und sie verweigern uns das ihre, so begehen sie in moralischer Hinsicht eine Undankbarkeit, in politischer einen Fehler, das ist ja alles wahr, aber sie begehen ihn doch einmal oder sie können ihn doch begehen, und da dieselben keine französischen Unterthanen sind, da sie durch keinen Vertrag, durch keine Verpflichtung gebunden sind, so kann sie Ihr König nicht zwingen. Welcher Gefahr setzen Sie Frankreich aus!

M. In der That, mir wird ganz angst bei dem Gedanken, daß — aber wie hat man auch einen solchen Fehler machen können?

Gh. Ganz einfach. Die Ekonomisten glaubten, daß ihre angeschwemmte Erkenntnis alle Völker sogleich von dem augenscheinlichen Vorteil der freien Ausfuhr überzeugen würde, so daß sie sie gleichfalls einführten. Alle Länder und alle Staaten schlugen sie über den Leisten ihrer Wahrheit, ihrer sie so einleuchtend dünkenden Wahrheit. Hat ein Staat die freie Ausfuhr eingeführt? Keiner scheint dazu geneigt zu sein, und zu allem Unglück — denn die Ekonomisten haben in der ganzen Sache Unglück gehabt — England, das einzige Land mit freier Ausfuhr hat sie verboten — und daher kommt auch der Mangel, der sich in den letzten Jahren in ganz Europa bemerkbar gemacht hat, so schmerzlich bemerkbar. England hat die Ausfuhr verboten. Polen das größte Getreidemagazin des Nordens, hat, durch innere Unruhen erschüttert, seinen Handel beinahe niedergelegt, da ihm aller Transport abgeschnitten war; die Türkei ist in Krieg verwickelt, und infolge einer beständigen Maxime ihrer Politik fürchtet sie dann mehr als sonst die Hungerrevolte, sie schützt

sich davor durch Ausfuhrverbote. Da diese drei großen Quellen verstopft waren, so wandten sich alle Staaten, die Getreide brauchten, an Frankreich, es sollte die Nachfrage von ganz Europa befriedigen. Das ist die Ursache der gegenwärtigen Notlage.

M. Aber Holland bietet doch auch Getreide an.

Ch. Kann wohl sein. Alle Länder, die kein eigenes Getreide produzieren, werden welches anbieten, weil es ihnen entweder gelingen wird, sich solches zu verschaffen und dadurch allen Vorteil über den französischen Handel zu gewinnen, oder es gelingt ihnen das nicht, sie können ihr Wort nicht halten, was weiter nichts schadet. Aber kündigt man deswegen gleich einen Krieg an? Es ist Usus aller Kaufleute, daß sie auch das anbieten, was sie nicht haben, denn sie dürfen ihre Kunden nicht verlieren, oder sie unzufrieden weggehen lassen. Man verspricht, mit dem Vorbehalt, sein Versprechen nicht halten zu müssen.

Pr. Darin geb' ich Ihnen vollkommen recht. Es ist viel besser, daß Frankreich im Falle des Bedarfes selbst Getreide an der Quelle ausfindig macht, als daß sie es aus dritter Hand von einer Nation bezieht, die es wohl verstehen wird, das Getreide zu verteuern. Ich sehe jetzt deutlich, mit wie wenig Sicherheit man auf fremde Einfuhr rechnen darf. Wenigstens so lange nicht die Grundsätze des Freihandels allgemein angenommen sind. Sie haben ganz recht, die Ausfuhr einzuschränken, sie zu vermindern ohne sie doch ganz aufzuheben. Aber das sehe ich noch nicht ein, wie die Einfuhr dem französischen Ackerbau nachteilig werden kann.

Ch. Sie haben gesehen, daß in teuren Jahren die Hilfe des Auslandes mindestens ungewiß ist, und ich habe Ihnen bewiesen, daß sie den Staat hoch zu stehen kommen wird. Jetzt wollen wir sehen, wie es in billigen Jahren ist, in Jahren des Überflusses. Ist es da gerecht, daß man das Ausland mit Frankreich unter gleichen Bedingungen konkur-

rieren läßt? Das Ausland hat bloß die Unkosten des Transportes, der oft sehr kurz und minder kostspielig sein wird als der, den der Ausfuhrhandel machen muß, und den das erste sogar noch mit Schiffen seiner Nation machen kann. Aber zahlt der Ausländer den gleichen Zoll? Wenn er in seinem Lande nur kleine Abgaben zu leisten hat, so wird er sein Getreide noch immer billiger verkaufen können und dabei gewinnen. Sie wissen, daß der Landmann aus nichts anderem die Taille, die Binghieme, die Kopfsteuer bezahlen kann als aus dem Verkauf seiner Produkte, und daß er erst alles das abziehen muß, ehe er einen reinen Gewinn übrig behält, um leben und das Feld bestellen zu können. Sie fühlen also doch offenbar die Ungerechtigkeit, die man zum Beispiel gegen einen Pächter im Languedoc beginge, wenn man ihm einen Vorwurf daraus machte, daß er sein Getreide nicht so billig verkauft als der von Algier, Sizilien, Sardinien, der es in einen Hafen des Languedoc bringt. Er würde Ihnen antworten: Aber, lieber Herr, zahlt denn dieser Afrikaner seinem Herrscher solche Steuern wie ich dem meinen? Wenn ich es so billig wie er verkaufe, wovon soll ich denn leben?

Pr. Wir erlassen Ihnen gerne die weitere Erläuterung, die Sache ist klar genug. Geben Sie uns lieber Ihre Folgerungen daraus!

Ch. Nun, viele Länder, besonders die am mittelländischen Meer, die von Natur fruchtbarer und aus mancherlei Ursachen, oft weil sie sich eines langen Friedens erfreuten, nicht sehr mit Steuern beschwert sind, bei denen alle Lebensmittelpreise der Geldmenge, die bei ihnen kursiert, angemessen, also viel billiger sind als in Frankreich — alle diese Länder, sage ich, sind im stande, ihr Getreide billiger zu verkaufen als die französischen Pächter, ohne Verlust, ja selbst mit beträchtlichem Gewinn! Hat man sie einmal auf französischen Märkten zugelassen, so wird bei so ungleichen Lasten der Kampf immer ungleich sein. Man wird ihr Getreide vorziehen, weil es billiger

vielleicht auch besser ist — und das aus dem Lande selbst wird fliegen bleiben Die Pächter werden ihre Steuern nicht bezahlen können, sie werden die Pacht aufgeben und Bettler werden So wie also infolge der Theorie der Ökonomisten das Innere von Frankreich Teuerung leiden wird, weil das Getreide durch die Ausfuhr verschwindet — so werden in guten Jahren die Grenz= und Küstenprovinzen verarmen, weil der Ausländer vermöge der unbeschränkten Einfuhr das Land mit seinem Getreide überschwemmen kann Lassen Sie dieses Weberschiffchen einmal zwanzig Jahre hin und her gehen und Sie werden sehen, was für ein schönes Gewebe Sie bekommen werden. Einmal eine Erschütterung im Innern, dann wieder eine an den Grenzen — da wird endlich alles in Unordnung und Verzweiflung geraten.

M. Sie haben recht, das springt in die Augen Eine unbeschränkte Einfuhr kann viel Schaden anrichten Es wäre ungerecht, zwei Konkurrenten unter gleiche Bedingungen zu stellen, die Unterthanen verschiedener Herrscher sind, deren einer in einen schlimmen und teuren Krieg verwickelt ist, der genötigt ist, alle Steuern zu erhöhen während der andere einen ruhigen und sicheren Frieden genießt und seinen Unterthanen Erleichterungen nach Belieben gewähren kann Das leuchtet mir ein All unser Geld würde ins Ausland gehen Aber wissen Sie ein Mittel dagegen? Wollen Sie die Einfuhr verbieten?

Ch. Verbieten? Ich sage Ihnen, daß ich gar keine Einfuhr verbiete, am wenigsten die des Brotes. Es wäre sogar ein großes Übel, seine Einfuhr zu verbieten Das Monopol kann nur durch dieses Mittel gebannt werden. Dieses scheußliche Ungeheuer, das, wenn es wütet, dem Volke solche Angst einjagt, kann nur mit diesen beiden Feinden angegriffen

werden, die es fürchtet wie den Tod: mit der neuen Ernte und dem fremden Getreide; denn das Monopol wird furchtbar, wenn es lange dauert. Es mehrt seine Kräfte durch einen steigenden Konsum, der die Lebensmittel verringert. Wenn aber ein gutes Jahr zu erwarten ist oder wenn das im Ausland bestellte Getreide ankommen soll, dann muß man verkaufen, und so rasch als möglich verkaufen. Man kann wohl das Getreide einer Provinz monopolisieren, aber nie das von ganz Europa. Sobald also fremdes Getreide offenen Eingang hat, können wir über die Gefahr des Monopols beruhigt sein.

M. Glauben Sie wirklich an Monopole?

Gh. Welche Frage! Seit einem Monat habe ich eines, das geradezu skandalös ist?

M. Sie ein Monopol?

Gh. Ja, ein Wortmonopol; ich allein häufe Worte auf Worte, ich habe mich völlig dieses Artikels bemächtigt — Sie hören mir nur zu.

M. Ach so! Ich hätte von Ihnen keinen so schlechten Witz erwartet.

Gh. Das ist doch kein Witz, mein lieber Marquis. Man kann aus allem — auch aus dem, was dem Menschen am teuersten ist, aus der Macht, ein Monopol machen. Und das geschieht auch. Cromwell, Caesar, Augustus, Perikles, Alkibiades hatten dies Monopol. Sie hatten alle Macht in ihren Händen. — Ob es Monopole gibt? Fragen Sie denn, ob es große Ströme gibt? Ungleichheit der Mittel — Gleichheit der Bestrebungen, daraus entstehen Monopole. Die Wassertropfen fallen einzeln überallhin, vereinen sich in Quellen, in kleinen Bächen, woraus Flüsse werden, die sich wieder in die großen Ströme ergießen — und die gehen majestätisch ins Meer. Alle Wassertropfen gehorchen der Schwerkraft — die Ungleichheit des Bodens macht das Übrige. So streben alle

Menschen nach Gewinn, aber die Mittel, die Kräfte, die Lagen sind ungleich. Die kleinen Bauern fallen den kleinen Kaufleuten in die Hände, und diese den großen, die sehr stolz in das Meer der Konsumenten treten. Ohne Monopol kein Handel! Aber es gibt natürliche und gemachte, forcierte Monopole, sowie es natürliche Flüsse und künstliche Kanäle gibt. Gesetze, beschränkende Rechte, ausschließende Privilegien, sind die unnatürlichen Monopole, ihr Schaden besteht immer in der Einschränkung. Man lasse das Wasser nur ins Meer laufen, so wird der Fluß nie über die Ufer treten. Hält man es aber auf, so tritt es über, macht Überschwemmungen, Sümpfe, Seen, und diese rauben dem Meer der Konsumenten die nötige Nahrung. Denken Sie aber mein Gleichnis nach und Sie werden darin die ganze Theorie des Monopols finden.

M. Aber was wollen Sie denn machen um diesem Übel abzuhelfen, wollen Sie die Einfuhr in guten Jahren oder zu Kriegszeiten verbieten?

Ch. Nichts will ich verbieten!

M. Nun was denn?

Ch. Marquis, Sie werden bös sein, aber mögen Sie es sein oder nicht sein, ich muß — noch einen Zoll errichten.

M. Was? noch einen? und mein Zorn . . . !

Ch. Ihre vorige Nachsicht hat mir Mut gemacht, ich hoffe, Ihnen auch diesen schmackhaft zu machen.

M. Ich will sehen.

Ch. Um diesen neuen Zoll mit Weisheit zu machen, ist eine etwas komplizierte Rechnung nötig. — Man muß den Unterschied finden zwischen dem natürlichen Preis des Getreides in Frankreich und des Getreides jener Länder, die bequem welches in Frankreich absetzen können. Natürlichen Preis nenne ich den, welchen das Getreide in mittleren Jahren haben muß, wenn der Landmann davon die Lasten des Staates tragen, die Ausgaben der Wirtschaft und seinen Unterhalt bestreiten soll. Der Zoll, den ich auflegen will,

soll eine Abgabe sein, die vom fremden eingeführten Getreide erhoben wird, und im Durchschnitt der Zeit und Entfernung jenen Unterschied gleich ist, der berechnet werden soll. Dann erst sind die Bedingungen gleich. Der Ausländer kann dann den französischen Landmann nicht zu Grunde richten und er kann es verhindern, daß dieser nicht die Preise übersteuert. Dann wird die Einfuhr den Krieg gegen die Monopolisten führen, aber nicht gegen die ackerbautreibende Bevölkerung. Der Ausländer kann nun nicht billiger verkaufen als die Grundbesitzer, und der Monopolist hat Mühe und den Profit verloren, den er aus der zweiten Hand zu erlangen hoffte.

Pr. Ihre Gründe sind einleuchtend. Ich sehe, was Sie zu diesem neuen Zoll bestimmt. Auch mir scheint er eine ebenso heilsame Schleuse als die zu sein, welche Sie bei der Ausfuhr anbrachten. Sie wird der übermäßigen Einfuhr fremden Getreides vorbeugen, und ich begreife nun ganz, daß dies Übermaß unserem Ackerbau gefährlich sein mußte. Ich ergebe mich.

M. Und wie hoch soll der Zoll sein?

Ch. Sie haben mich schon einmal daran gewöhnt Rechnungen ohne bestimmte Angaben zu machen. Sie scheinen darauf etwas zu geben, ich nicht. Aber um Ihnen den Gefallen zu thun, so lege ich auf das fremde Getreide einen Zoll von 25 Sous pro Centner, zu 240 Pariser Pfund. Vielleicht müßte man noch einen Unterschied machen, zwischen den Hafen des mittelländischen und atlantischen Meeres. Aber heben wir uns das für ein anderes Mal auf.

M. Er ist nicht übertrieben.

Ch. Nein. Aber ich behandle die fremden, mit Getreide beladenen Schiffe ebenso wie wenn sie andere Waren führten, und ich lasse sie alle andern Gefälle zahlen, die sie unter französische Schiffe stellen.

M. Auch dagegen habe ich nichts. Ich sehe es gerne, wenn man die französische Marine begünstigt.

Ch. Außerdem mache ich einen beträchtlichen Unterschied zwischen fremdem Getreide und fremdem Mehl, und Sie wissen warum. Es ist mir ganz unbegreiflich, daß man auch hier so wenig Rücksicht auf den Profit der Müller genommen hat. Es scheint, als wenn die Ökonomisten sich zu ihrem gänzlichen Untergang verschworen hätten, indem sie ihnen einen doppelten Schaden mit der Ausfuhr des ungemahlenen Getreides und mit der Einfuhr des Mehles verursachten. Ich lege einen Zoll von 25 Sous auf einen Centner Mehl, das heißt mehr als 3 Livres auf den Septier. Da glaube ich, wird man wohl das Getreide in Frankreich mahlen lassen, und nicht in Versuchung kommen, Mehl einzuführen.

M. Einverstanden damit.

Ch. Schließlich lasse ich auch noch auf fremdem Gebäck den Zoll, der schon darauf liegt. Warum, wissen Sie auch.

M. Sie sind die reine Tonleiter, Chevalier, do-re-mi steigen Sie lieblich zur Ausfuhr hinan, mi-re-do wieder fein herunter zur Einfuhr. Die Sache ist wirklich musikalisch.

Ch. Nun? Und gefällt Ihnen meine Musik?

M. Ja sie ist nicht übel.

Ch. Gott sei Dank! Diese letzte Auflage hat nicht so viel Lärm und Sturm verursacht als die erste.

M. Wundert Sie das? Den letzten Zoll zahlen die Ausländer, und mit denen habe ich kein Mitleid, die holen unser Geld.

Ch. Und um Sie ganz auf meine Seite zu bringen, so bestimme ich auch den Ertrag aus diesen Zollgebühren zur Aufhebung und zum Rückkauf aller Gefälle, die den innern Handel hemmen. Und somit kann es nie ganz schlimme Jahre geben: in denen des Überflusses werden wir ausführen, in den unfruchtbaren einführen. Der Ertrag beider Zölle wird beträchtlich genug sein, das Innere Frank-

reichs zu lüften und die Circulation des Getreides herzustellen.

Pr. Nehmen Sie auch meinen Dank für Ihr System und Ihre Gesetzgebung. Wie werden Sie es — erlauben Sie mir noch diese neugierige Frage — wie werden Sie es mit den handelspolitischen Reglementen halten? Nach den Ökonomisten müßte man überall die Reglemente unserer Vorfahren beseitigen. Das Edikt scheint nur die stehen zu lassen, welche die Versorgung der Hauptstadt betreffen. Und Sie?

Ch. Was weiß ich? Ich verstehe davon gar nichts.

M. Chevalier, die Bescheidenheit kleidet Sie nicht. Sagen Sie uns doch was über diese wichtige Sache. Wir haben ja noch Zeit.

Ch. Bescheiden will ich nicht scheinen. Aber ich verstehe im Ernst nichts davon. Die Polizei hat das Einzelne zum Gegenstand, sie muß immer den besonderen Fällen Rechnung tragen. Gibt man ihr allgemeine Regeln, so sind sie Zwang, in den besonderen Fällen fordert sie die Ordnung. Wenn man an allen Ecken Schildwachen aufstellen wollte, so würde man dadurch die natürliche Freiheit der Passanten beschränken. Wenn man aber am Eingang ins Theater welche aufstellt, so wird damit allen ein großer Dienst geschehen. Dies Beispiel mag Ihnen einen allgemeinen Begriff davon geben, worauf es bei der Polizei eigentlich ankommt. Was das Einzelne betrifft — so gestehe ich Ihnen nochmals meine Unwissenheit, und ein Marktinspektor ist hier ein größerer Mann als Lykurg und Solon.

M. Wir lassen also alle Reglemente bestehen?

Ch. Ich glaube, einige muß man aufheben, andere lassen. Marktflecken und Dörfer haben fast gar keine Polizei dafür nötig. Die Sache macht sich da von selbst. Aber eine große Hauptstadt von 600,000 Einwohnern ist ein Ungeheuer, womit man der Natur ganz besondere Gewalt anthut; sie ist die

Wirkung der Kunst, gegen die die Natur sich sträubt. Die Kunst also, die sie schuf, muß sie erhalten. Man braucht daher viele Vorkehrungen zur Verhütung von Unordnung, überhaupt überall, wo eine Menge ist, da gehört die Polizei hin. Im großen und ganzen muß man dem Handel so viel Freiheit als möglich lassen, aber den einzelnen Absatz, auf dem die tägliche Versorgung ruht, den muß man sorgfältig überwachen, denn man kann nicht schlafen gehen, bevor man zu Nacht gegessen hat.

M. Was soll man da aber thun?

Gh. Wollen Sie meinem Rat folgen? Lassen Sie einige Beamte, einige Intendanten, ehrliche und intelligente Männer zusammenkommen; diese Gesellschaft setze sich aus so ausgezeichneten Mitgliedern zusammen, daß Sie nur darin in Verlegenheit sein werden, wem Sie den Vorzug geben sollen. Bitten Sie diese, ein neues Getreidehandelsreglement auszuarbeiten. Seien Sie versichert, sie werden allen Eifer auf das allgemeine Wohl wenden, den Eifer, den man an ihnen ja schon kennt, und sie werden ihre ganze Sympathie für die unverletzliche Freiheit des Volkes mitbringen. Lassen Sie sie nur machen, Sie werden zufrieden sein.

M. Ich bin mit Ihren Ansichten sehr zufrieden; wirklich, es wäre besser, man hätte das Edikt nie gegeben.

Gh. Und ich wiederhole, ich freue mich, daß ein Monarch die volle Freiheit in einer der wichtigsten Angelegenheiten der Regierung bewilligt hat, und daß er sie nur auf wiederholtes Bitten seines Volkes selbst eingeschränkt hat.

M. Glauben Sie, daß der Wunsch der Nation —

(Ein Bedienter meldet die Ankunft der Marquise.)

M. Hol dich der —! Die Frau kommt doch niemals ihrem Manne gelegen!

Gh. Hierin liegt vielleicht eine größere Wahrheit als in all dem, worüber wir geschwatzt haben.

Pr. Ich bin Ihnen, Herr Chevalier, vielen Dank schuldig, dafür, daß Sie mir besser als irgend jemand gezeigt haben, daß alle Probleme der Politik eine sorgfältige Untersuchung verlangen, und daß man nichts übertreiben soll.

Ende.



Bibliographie der schweizerischen Landeskunde.

Unter Mitwirkung der
hohen Bundesbehörden, eidgenössischer und kantonaler Amtsstellen und zahlreicher Gelehrter
herausgegeben von der
Centralkommission für schweizer. Landeskunde.

In deutscher und französischer Sprache

Bis jetzt erschienen:

Fascikel I a: Bibliographische Vorarbeiten der landeskundlichen Literatur und Kataloge der Bibliotheken der Schweiz. Zusammengestellt von Prof. Graf. 69 S. Fr. 1.—

Fascikel II a: Landesvermessung und Karten der Schweiz, ihrer Landstriche und Kantone. Herausgegeben vom eidg. topogr. Bureau. Redigirt von Prof. Graf. 198 S. Fr. 3.—

Fascikel II b: Karten kleinerer Gebiete der Schweiz. Herausgegeben v. topogr. Bureau. Redigirt v. Prof. Graf. 164 S. Fr. 3.

Fascikel II c: Stadt- und Ortschaftspläne, Reliefs und Panoramen der Schweiz. Herausgegeben vom eidg. topogr. Bureau. Redigirt von Prof. Graf. 173 S. Fr. 3.—

Fascikel IV b: Die Fauna der italienischen Schweiz. Redigirt von Prof. Dr. A. Lenticchia. 19 S. 50 Cts.

Fascikel V 6 a—e: Architektur, Plastik, Malerei. Zusammengestellt von Dr. B. Haendcke. 100 S. Fr. 2.—

Fascikel V 9 a b: Landwirthschaft. Zusammengestellt von Prof. F. Anderegg und Dr. E. Anderegg. Heft 1/4. Fr. 9. 60

Fascikel V 9 c: Forstwesen, Jagd und Fischerei. II. Forstwesen. Zusammengestellt durch das eidgen. Oberforstinspektorat. 160 S. Fr. 2.—

Fascikel V 9 g β: Maß und Gewicht. Bearbeitet von F. Ris, Direktor der eidg. Eichstätte. 36 S. Fr. 1.—

Fascikel V 9 g ε: Bankwesen, Handelsstatistik, Versicherungswesen. Zusammengestellt von W. Speiser, Dr. Geering und Dr. J. J. Kummer. 207 S. Fr. 3.—

Fascikel V 10 e γ: Die christkatholische Literatur der Schweiz. Zusammengestellt von Dr. F. Lauchert. 32 S. 60 Cts.

Fascikel V 10 e: Die katholisch-theologische und kirchliche Literatur des Bisthums Basel vom Jahre 1750—1893. Zusammengestellt v. Pfr. Schmidlin. Heft I. 260 S. Fr. 3.—

